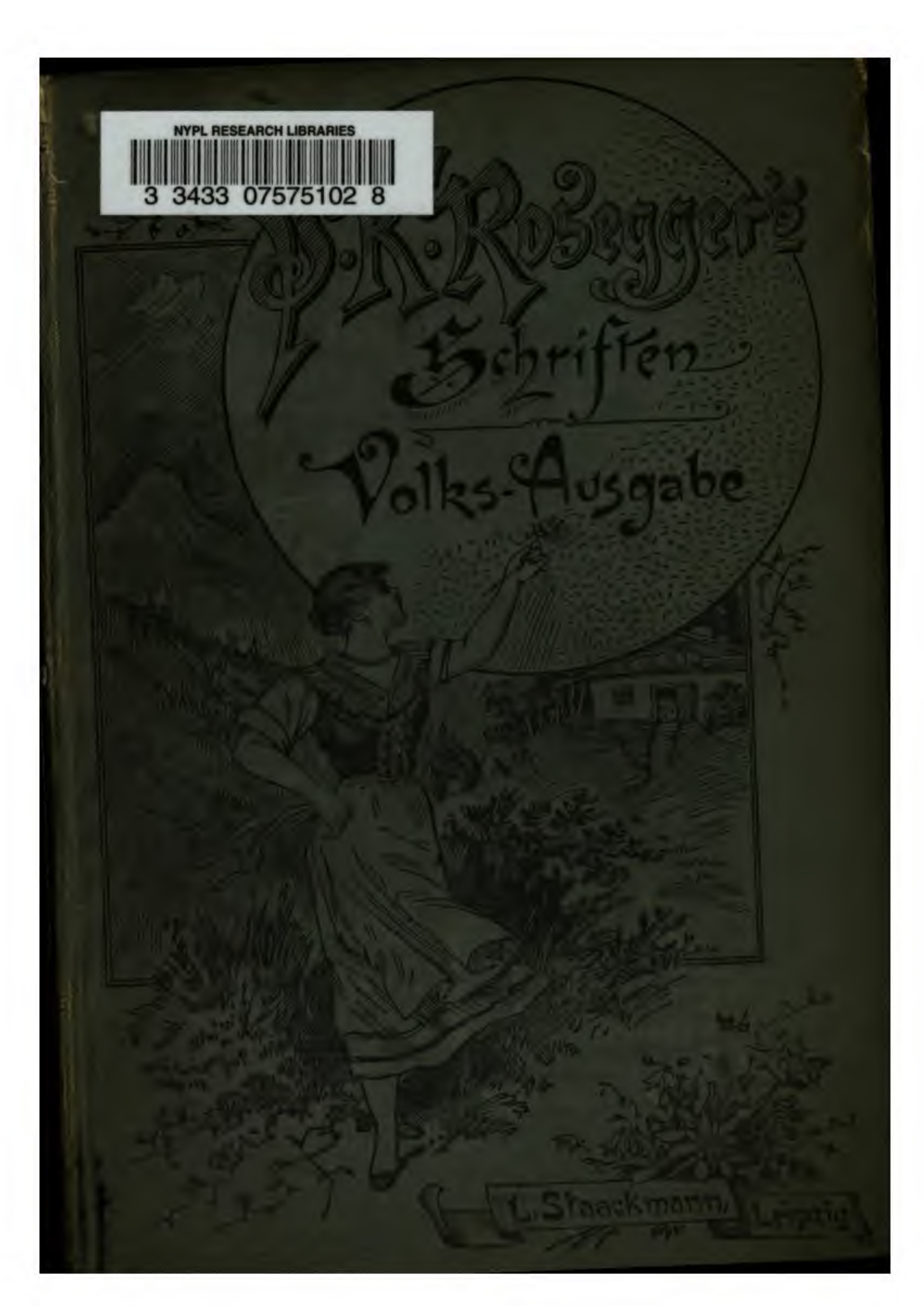
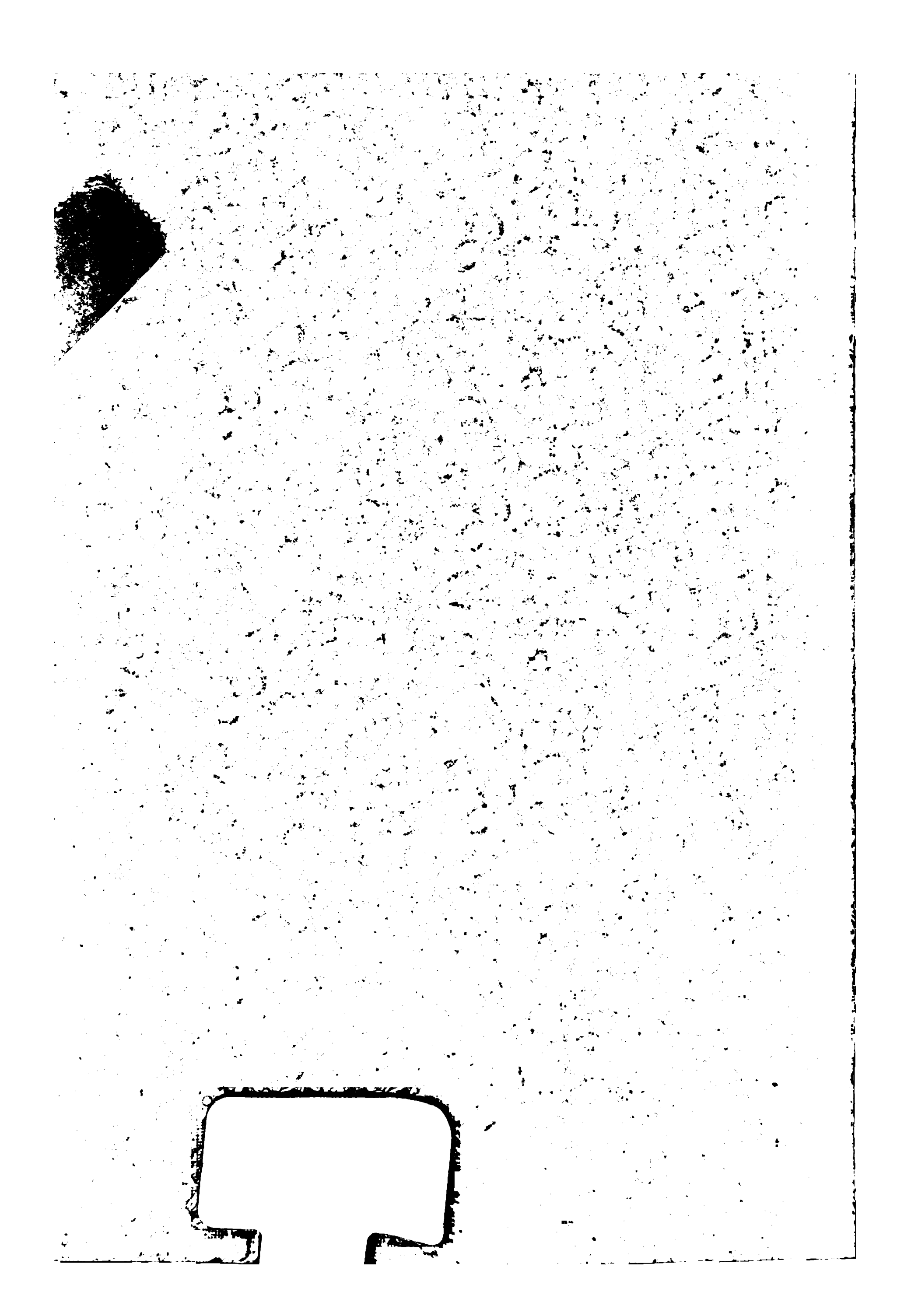
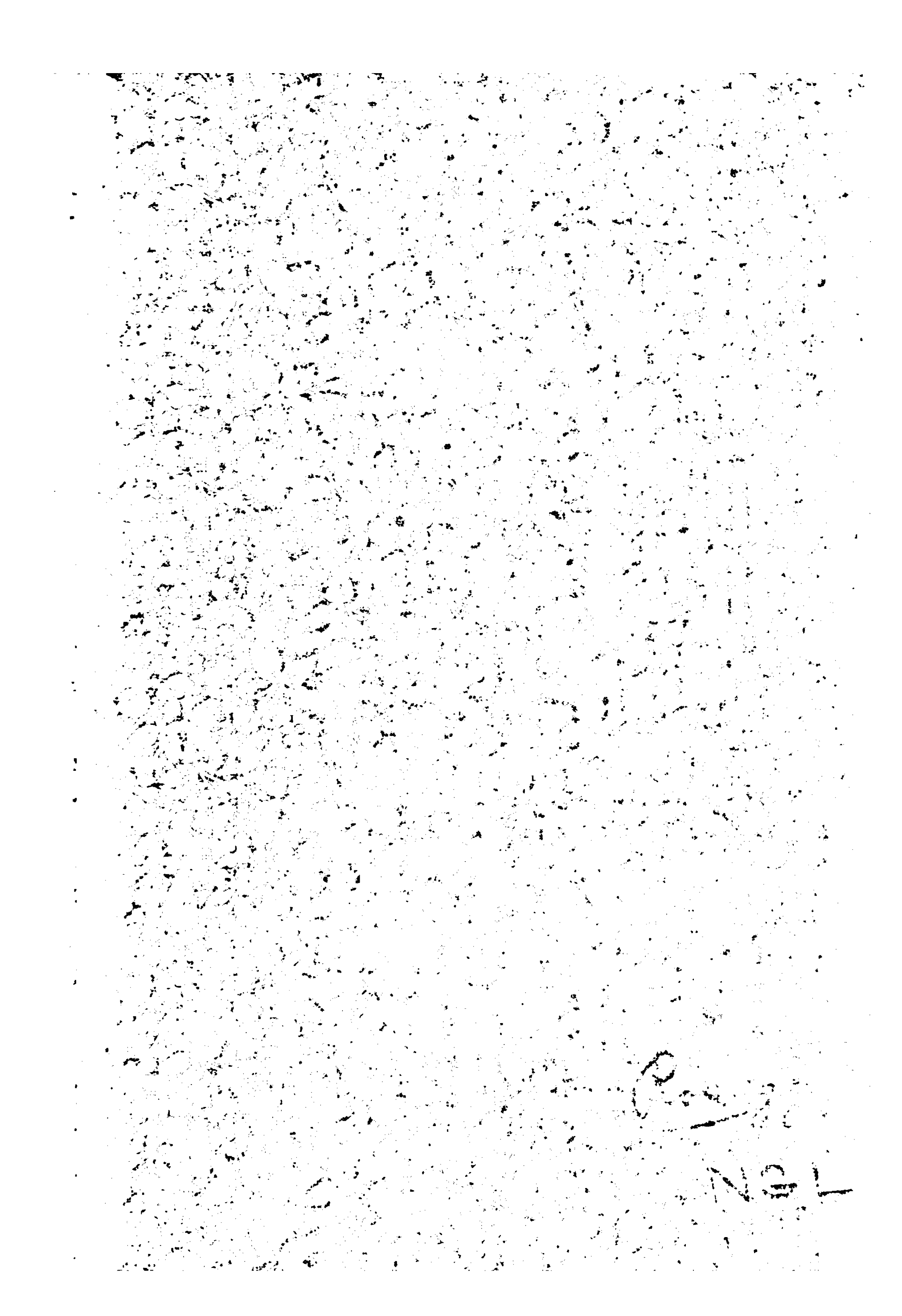

P. K. Rosegger's
Schriften
Volks-Ausgabe
L. Staackmann, Leipzig





Der Schelm aus den Alpen.

Zweiter Band.



Der

Schelm aus den Alpen.

Allerlei Geschichten und Gestalten

Schwänke und Schnurren.

Von

Peter Rosegger.

Zweiter Band.

Fünfte Auflage.

Volks-Ausgabe.



Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1899.



Inhalt.

Der Schelm aus den Alpen.

Zweiter Band.

Zwei junge Zauberer.

Eine sonderbare Geschichte.

In den Tauern, auf dem Bauernhofe, genannt zum Brunnhäuser, lebte vor Jahren ein kluges herrisches, aber auch bigottes Weib, benamset Frau Christina. Diese hatte als Besitzerin des Hofes in der Jugend rasch nacheinander zwei Ehemänner gehabt, welche ebenso rasch nacheinander gestorben waren, ohne einen Stammhalter zu hinterlassen. Frau Christinen schien das arg verdrossen zu haben, denn sie versuchte es mit keinem Manne mehr. Hingegen nahm sie zwei kerngesunde Knäblein ins Haus, die Kinder eines armen Ehepaares, das unten bei Mautern an einem Steinbruch für die Straße Schotter schlug. Die Knaben standen schlank und gelenkig wie zwei Weidenzweige; sie waren Zwillinge, hatten braune Haare, graue, mandelförmige Augen und Stumpfnasen; sie waren auch sonst gleich gewachsen, nur daß bei dem einen scheinbar der linke Fuß kürzer war, so daß er hinkte. Das war der Eustach. Der andere hieß Guido. Zeitweilig waren sich die beiden Knaben so ähnlich, daß Frau Christina sie kaum unterscheiden konnte, und machten sie sich den Spaß, ihre Kleider und Namen zu verwechseln, wodurch lustige

Verwirrungen entstanden. Aber Frau Christina löste den Knoten, indem sie den Jungen befahl, sie sollten laufen; da stellte sich alsbald der Hinkende heraus. Es war manchmal fast unheimlich, daß man diese sonst gar munteren und anschicksamen Knaben nur an dem Merkmale des Bösen voneinander unterscheiden konnte.

Als die Beiden zu schlanken Burschen herangewachsen waren, fühlte Frau Christina sich schon ältlich, aber sie hatte die Genugthuung, nun ein paar frische Knechte auf dem Hofe zu besitzen, die keinen Lohn heischten, weil sie ja hier erzogen worden waren, und die auch kein Anrecht auf den Hof erheben konnten, weil sie ja von fremden Leuten stammten. Frau Christina hatte also keine Pflichten gegen die Jungen, wohl aber Rechte, und das gefiel ihr. Sie war nämlich geizig und sehr fromm, und der Gedanke, den Hof und das was daran hing, heiligen Zwecken zu überantworten, um ihre Seele zu erlösen und womöglich auf einem sehr bequemen Seitensteig in den Himmel zu gelangen, gewann in ihr immer mehr an Wesenheit.

Die beiden Brüder focht das nicht an. Sie dachten einstweilen an nichts, als an Arbeiten, Essen und Schlafen und an Allotria, wenn es dazu Gelegenheit gab.

Da war es einmal, am Tage der Pfingsten. Die Leute des Brunnhäuserhofes hatten sich zerstreut in verschiedene Dörfer und Kirchen, die in der weiten Gegend herumlagen, und Frau Christina hatte sich zu einem entfernten Verwandten begeben, mit der Absicht, vor dem späten Abend nicht nach Hause zu kommen. Den Hof zu hüten, hatten nur die zwei Burschen zurückbleiben müssen, der Eustach und der Guido. Sie hatten des Morgens die Rinder und die Schafe aus den Ställen gejagt, sie hatten die Thore zugemacht, sie hatten

der Henne gedörrte Brosamen ins Gelaß gestreut, sie hatten im Hause die Stube ausgefegt, den Tisch reingerieben, sie hatten in der Küche das Geschirr in Ordnung gestellt und endlich Feuer gemacht, um sich ein Mittagsmahl zu kochen.

Als sie nun aber den Wandkasten öffneten, um nach Eßvorrath zu fahnden, war derselbe fast leer. Der harte Rest eines Brotlaibes war da, im Eierkorb waren nur leere Schalen vorhanden, hingegen lag auf blumigem Teller ein Stück Butter. Im Keller fand sich das Fäßchen mit Apfelwein.

„Verhungern und verdursten werden wir nicht,“ sagte Guido.

„Für ein Pfingstmahl ist es armselig genug,“ brummte Eustach. „Die Anderen thun in den Wirthshäusern um, und wir sollen wie ein paar Hausratten an den kümmerlichen Resten nagen und werden des Abends noch ausgezankt, daß wir über die Butter gekommen seien!“

„Vielleicht finden wir in der Hühnersteige ein paar Eier,“ meinte Guido. „Eier sind gesund.“

Als sie das Hühnergelaß, welches unterhalb des Herdes in einer Nische war, untersuchten, fanden sie zwar kein Ei, hingegen gewahrten sie das fette Huhn.

„Das ist ja noch besser!“ rief Eustach. „Braten wir den Vogel!“

„Oh!“ sagte der Andere verweisend. „Du weißt es ja, das Huhn ist für wen Besseren gestopft worden als für uns zwei Nasenlecker. Das bekommt der Herr Pfarrer.“

„Der Herr Pfarrer,“ versetzte nun Eustach, „ist ein sehr braver Mann, aber dieses Huhn bekommt er nicht. Warum nicht, Bruder? weil wir es heute selber verzehren wollen.“

„Das wäre nicht schlecht,“ meinte Guido. „Und am Abende, wenn die Frau kommt und den Raub merkt, werden wir geköpft. Zum mindesten geköpft.“

„Ich brauche meinen Kopf selber," sagte Eustach mit aller Gelassenheit. „Wir müssen es klug machen, und ich meine so: Vorhin habe ich draußen in der Heukammer wieder den großen schwarzen Kater gesehen. Wenn wir das Huhn geschlachtet haben, fangen wir den Kater, thun ihn in die Hühnersteige, und wenn die Frau nach Hause kommt, sind wir überaus verwundert, wieso das Huhn verschwunden ist und anstatt dessen ein schwarzes Rabenvieh in der Steige sitzt, und stimmen dafür, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehen könne. Der Pfingstsonntag ist ein Hexentag; ein altes Bettelweib ist vorbeigegangen. Dieweilen wir bei den Rindern waren, muß es geschehen sein. Ist es so recht?"

„Du nichtsnutziger Spitzbub!" flüsterte Guido und umarmte den Bruder. „Wer wird uns aber den Bissen zubereiten?"

„Ich werde dem Vieh die Federn ausraufen, dann werde ich es über und über ansalzen, in die Glut werfen und umdrehen, bis es gebraten ist."

„So willst Du's machen?"

„So will ich's machen."

„Ich danke schön," sagte Guido. „Bei diesem Schmaus halte ich nicht mit."

„Warum?" fragte Eustach.

„Bruder, zum Hühnerstehlen bist schon zu brauchen, aber zum Hühnerbraten habe ich mehr Schick. Ja. Zuerst werden wir die fette Base hübsch rupfen und waschen und ausweiden" —

„Richtig, ans Ausweiden habe ich nicht gedacht," fuhr Eustach drein.

„Du hast an Einiges nicht gedacht, mein Kind," sagte Guido. „Hast auch nicht gedacht, wie wir in der Pfanne die Butter heißmachen und das Huhn darin schmoren werden. Das Weitere giebt sich."

„Wie kommst denn Du zu solchen Wissenschaften?“ fragte Eustach.

„Aus Erfahrung, Bruder. Gegessen habe ich noch kein Huhn, aber zubereiten habe ich manchmal eins gesehen.“

„Wahrhaftig, man soll Dich in einen Goldrahmen fassen und an die Wand hängen.“

„Vorher muß ich das Huhn braten,“ sagte Guido.

Sie gingen an die Arbeit. Während Guido das Huhn tödtete und zubereitete, hielt Eustach Jagd nach dem schwarzen Kater. Lange floh dieser, endlich setzte er sich im hintersten, finstersten Winkel der Heukammer fest und funkelte mit seinen grünen Augen drohend auf den Verfolger und schnurrte. Als die ehernen Finger des Jägers herankamen, vertheidigte sich das Thier zwar so tapfer mit seinen Pranken und Zähnen, daß Eustach es wirklich einen Augenblick für verhext hielt, endlich aber war der Schwarze in der Hühnersteige.

Als diese Arbeit gethan war, schickte der Bruder den Eustach hinab in die Schlucht um Brunnenkresse, die sie dann mit Apfelwein säuerten, mit Butter schmälzten und so einen vortrefflichen Salat bekamen zum Braten. Den grünglasirten Trinkkrug füllten sie mit Apfelwein, und so begann nun das Pfingstmahl.

Die beiden Jungen waren sehr munter dabei, denn das Ding war gar nicht übel gerathen, und die beste Würze war die Spitzbüberei, welche daran hing und welche erst am Abende ihren größten Spaß geben mußte. Nach dem Mahle waren sie so heiter, daß sie miteinander scherzten; Eustach kletterte an der Achsel des Bruders hinan und setzte sich diesem auf den Kopf, Guido steckte ihm den Kopf zwischen die Beine, worauf sie Eustach um des Bruders Hals enge zusammenzwängte, so daß dieser dem anderen in die Schenkel beißen

mußte, um wieder freiere Luft zu bekommen. Dann lachten sie, strichen einander mit Pfannenruß Schnurrbärte an, und als sie sich an dieser reizenden Mannbarkeit sattgesehen hatten, machten sie sich schwarze Ringe um die Augen, und als sie solche grauenhafte Erscheinung wieder dämpfen wollten, ging der Ruß nicht weg, so daß sie am Brunnentrog eine ganze Stunde zu fegen hatten, bis die Teufelei herunter war und die natürlichen, blühend rothen Burschengesichter wieder zum Vorschein kamen.

Hernach sammelten sie die Federn, Klauen, Knochen und Eingeweide des Huhns, um diese Ueberreste im Schachen hinter dem Hause in die Erde zu vergraben; dann neckten sie mit einem Strohhalm den Schwarzen, welcher in seiner Gefangenschaft kläglich miaute und ganz rasend nach dem Halme biß, mit dem er gekitzelt wurde.

Und so ist dieser Pfingstsonntag den beiden Brüdern in hoher Fröhlichkeit vergangen. Sie ahnten nicht, wie unheimlich die Geschichte sich noch entwickeln sollte.

Als an demselben Abende die Leute von den Kirchen und Dörfern nach Hause kamen, fanden sie die Thür verschlossen, den Schlüssel aber an gewohnter Stelle unter dem Pfosten.

Der erste Ruf der Magd, als sie in die Küche trat, war: Himmlischer Herrgott, das schwarz' Luder hat die Henn' gefressen!" — Später kam auch Frau Christina, welche bei Gewahrung des fremden Gastes im Hühnergelaß sofort erwog, wenn die Fette gefressen worden wäre, so müßten Federn und Knochen vorhanden sein. „Wo sind die Knaben?" rief sie aus, denn obwohl die Burschen schon neunzehn Jahre alt waren, die Frau sah in ihnen nichts Anderes als Knaben und so war es auch in Ordnung.

Als es zu dämmern begann, trieb Guido die Herde in den Hof herein und hinkte dabei.

„Eustach!“ schrie ihm Frau Christina zu, „komme einmal da in die Küche herein. Sage mir, was mit der Henne geschehen ist, mittlerweile ich fortgewesen bin?“

„Ich weiß nichts,“ antwortete Guido, „ich bin den ganzen Tag im Walde gewesen. Vielleicht weiß mein Bruder etwas.“

Nun kam hinter den Schafen her auch der Andere.

„Um Gottes Christi Willen!“ rief die Frau, „jetzt hinkt auch Der! Ja, Ihr Haderlumpen, welcher ist denn eigentlich der Eustach?“

„Ich!“ schrien Beide und lachten.

„Welcher ist heut im Hause gewesen?“ fragte sie.

„Ich nicht,“ antworteten Beide.

„Das ist einmal nicht wahr,“ sagte Frau Christina, „an Butter und am Weinkrug seid Ihr wohl zu spüren. Und wer hat mir das kohlschwarze Best in die Hühnersteige gethan? Und wo ist die Henne?“

Die Burschen stellten sich sehr verwundert, thaten, als verstünden sie gar nicht, um was es sich handle und ließen sich's immer wieder von neuem erzählen, wie man an Stelle der Henne einen schwarzen Kater gefunden habe.

„Weiß der Teufel!“ rief Eustach plötzlich aus. „Da sprechet Ihr immer von einem schwarzen Kater! Ich sehe keinen. Ich sehe keinen. Ich sehe in der Steigen nichts als die Henne.“

„So ist das Zeug verhext!“ sagte Guido.

Die Leute stoben auseinander. Verhext!

Frau Christina besprengte sich mit Weihwasser und schlug ein Kreuz. Allein noch immer hatte sie das schauerliche

Gesicht: die gute Henne war in einen schwarzen Kater verwandelt!

Ein altes Bettelweib sei vorbeigegangen, wußte Eustach zu erzählen; aber eine Magd war da, die flüsterte der Frau etwas ins Ohr. Die Frau schlug ihre Hände zusammen, und mit todtenblassem Gesicht stierte sie auf die beiden Jungen.

Mittlerweile hatte sich die Kunde von dem Ereignisse in der Nachbarschaft verbreitet, viele Leute strömten zusammen in den Brunnhäuserhof, um die verwandelte Henne zu sehen und der Hexenthat wegen Muthmaßungen zu pflegen. Die Brüder merkten bald, daß sie gemieden und aus der Ferne mit scheuen Augen angesehen wurden. Man flüsterte und munkelte, man wußte zu sagen, daß die alte Steinschlägerin, die Mutter der beiden Knaben, in dem Geruche der Hexerei gestanden. Man wollte sie sogar einmal dabei erwischt haben, wie sie ihrer Kuh die Ruhr abbetete, um dieselbe einem Todfeind an den Leib zu hexen. Sie wäre damals verbrannt worden, wenn die Richter nicht schon allen Glauben verloren und die Hexe gottlos laufen gelassen hätten. Daß in ihren Kindern, die von der sonst braven Frau Christina so unüberlegt aufgenommen worden, noch etwas stak, das sah man doch; oder hinkt einmal der Eine, einmal der Andere nicht wie der Teufel! Und können sie sich gegenseitig nicht verwechseln, so oft sie wollen? Wenn sich der Eine in den Andern umzaubern kann, so werden sie auch eine Henne in einen Kater verwünschen können! — Das war die Meinung der Leute, die von Minute zu Minute lauter und lauter wurde und in ein lebhaftes Treiben überging, während sich ein Kreis um die beiden Burschen zusammenzog, ohne daß aber einer der sich Versammelnden den Muth hatte, Hand an sie zu legen.

Frau Christina zitterte an allen Gliedern, plötzlich sprang sie auf die Knaben zu und schrie: „Ihr habt es gethan! Aus Rache, weil Ihr habt müssen den Hof hüten. Ihr Teufelsbälge!“

Die Jungen schauten ihr sprachlos in das Gesicht, da rief Einer in der Menge: „Sie leugnen es nicht einmal! Sie thun, als ob es nichts weiter auf sich hätte. Noch so jung und schon so hart gesotten! Alsbald verbrennen, im Namen Gottes!“

Mit diesen Worten war die Bestie entfesselt, die trotz Allem im Volke schlummert und sonst ein so harmloses Mäntlein anhat. Jetzt war der Teufel los. Wie wüthend liefen sie umher nach Scheitern und dürrem Strupp. „Teufel austreiben! Teufel austreiben!“ schrien sie theils lachend, theils des inneren Grauens voll, theils in Mitleid mit den jungen Sündern, denen man den Bösen nur noch mit der lohen Flamme herabbrennen konnte.

Den beiden Jungen begann nun unheimlich zu werden. Und als sie merkten, wie sehr umgewandelt auf einmal die Leute waren, nicht anders, als wären sie selber verhext, und als sie merkten, wie ein unheilvolles Wetter sich über ihren Häuptern sammelte, da begannen sie einzugestehen, daß sie aus Uebermuth und Leckerhaftigkeit das Huhn verzehrt und dafür den Kater ins Gelaß gethan hätten. Das Geständniß machte gar keinen Eindruck. Es sei ja ganz natürlich, daß sie lieber als Diebe brummen, denn als Zauberer brennen wollten! Aber man solle sich nicht anfechten lassen von dem bösen Spiele, sondern je eher, desto besser das Feuer machen.

Jetzt sprang Eustach, plötzlich ob solcher Thorheit zornig geworden, etliche Schritte vor, so daß die Leute kreischend zurückwichen, und er sprach: „So soll es das Huhn sagen!“

„Das Huhn soll es sagen!“ murmelten die Leute, zusammenschauernd.

„Ein einziger Hühnerknochen soll klüger sein, als all Eure Köpfe!“ rief der Bursche. „Kommt mit!“ Damit langte er nach dem Spaten, der noch feucht und erdig von der mittägigen Arbeit an der Wand lehnte, und ging mit Vielen hinaus in den Schachen, wo er die Reste des Huhns wieder ausgrub. „Da! Seht Ihr! Wenn die Henne in den Kater verzaubert worden wäre, wie könnten diese Dinge hier sein?“

Trat ein höckeriges Männlein hervor und sagte: „Wir mögen zwar rechtschaffen dumm sein, aber so dumm sind wir nicht, daß wir Eure List nicht durchschauten. Federn und Knochen ausgraben, das wird einem Teufelsknecht nicht schwer sein. Ihr läßt Maulwürfe wie Nachtigallen fliegen und grabt aus der Erde lebendige Raben hervor, wenn Ihr wollt. Ja, was Anderes, den schwarzen Kater sollt man untersuchen. Räuchert ihn mit Muttergotteskraut, so wird der höllische Feind gleich ausfahren und die Henne dastehen! Oder sagt an, ob Einer das schwarze Thier je gesehen hat. Keiner hat es früher gesehen. Es ist eine Blenderei, meine lieben Leute, es ist eine grausame Blenderei!“

Die beiden Brüder standen da und zuckten die Achseln. Hinter dem Hof auf der Wiese baute sich von emsigen Händen gefördert der Scheiterhaufen immer höher und höher; die Burschen sannen auf Flucht, da waren sie plötzlich von hinten gefaßt, zu Boden geworfen und geknebelt.

Etliche der Anwesenden schlugen vor, daß man den Pfarrer hole, um durch ihn den Bösen zu beschwören und die Knaben vorzubereiten auf den Tod.

„Nur das nicht, nur den Pfarrer nicht!“ eiferte das höckerige Alterchen, „der Pfarrer glaubt auch nichts mehr,

nennt alles Aberglauben, was nicht in seinem Evangelium und Katechismus steht. Der Pfarrer, ich bitte Euch, der würde uns alles verderben. Wir thun's im Namen Gottes und brauchen Niemand dazu."

Die umstehenden Berge waren finster, am Himmel leuchteten schon die Sterne. Der Holzstoß war so hoch, daß sie nun eine Leiter herbeitrugen, auf welcher man die Opfer emporschleppen wollte. Mittlerweile waren immer mehr Leute zusammengekommen, und die Küche, von einem Kienspan düster beleuchtet, war gedrängt voll von Menschen, die endlich Muth gefaßt hatten, den Kater anzusehen, der im Hühnerkäfig schreckbar knurrte und mit den Augen funkelte.

Unter der Hauslinde von neugierigen und eifernden Leuten umgeben, auf feuchtem Rasen lagen die beiden geknebelten Burschen. Sie hatten sehr lange geglaubt, der seltsame Aufzug sei so ernst nicht gemeint und etwas wie ein Volksspiel. Als sie nun aber sahen, daß die Leute wie besoffen und rasend waren, Einige die Augen verdrehten, Andere am Munde schäumten — eine Meute von Wahnsinnigen — als sie sahen, wie Einer unter den Holzstoß zündete und ein Anderer befahl, daß man die Zauberer rasch hinauftrage, da begann Eustach zu fluchen und Guido zu beten.

„Den Betenden zuerst hinauf!" hieß es, „der geht vom Mund auf in den Himmel. Der Andere wird auch noch beten, bis er des Bruders Seele auffliegen sieht."

Aber dieser Andere, der betete nicht, sondern sagte den Leuten und besonders der Frau Christina Dinge, die sie bisher ihr Lebtag noch nicht gehört hatten. Ein Einziger war zugegen, der bisher still und kopfschüttelnd dem Treiben zugeschaut hatte und der nun seinem Nachbar die Worte zuflüsterte: „Es kann doch nicht vom Teufel sein, was er sagt,

denn es ist die Wahrheit. Wir sind Tröpfe. Vor lauter Dummheit und Frömmelei sind wir ganz niederträchtige Schurken und Schinder. Ich wollt' das laut sagen auf der Stelle, aber ich fürchte, daß sie mich todtschlagen."

Guido, die Arme auf den Rücken gebunden, schaute jetzt still auf den lohenden Holzhaufen hin, und in seinem Auge stand eine große Thräne.

In solchem Augenblicke war es, daß drinnen im Hause helle Stimmen laut wurden. „Das ist ja unser Kater! Das ist unser Kater! Das ist keine verhexte Henne, das ist unser leibhaftiger schwarzer Hiesel! Er ist es, er ist es gewiß!"

Zwei junge Weibsleute waren es, die so riefen, die Töchter des Bauers auf der breiten Höh', ehrsame Dirnlein, saubere Dirnlein, denen man schon etwas glauben konnte.

„Wenn dieses Thier," so sagte jetzt mit unerhörter Verstandesschärfe ein Nachbar, „wenn dieses Thier der Kater, genannt der schwarze Hiesel, des Bauers auf der breiten Höh' ist, so kann es nicht leicht die verzauberte Henne sein. Und wenn die Henne nicht in diesem Thier ist, so scheint es mir fast glaubwürdig, daß sie von den zwei ewig hungerigen Buben verzehrt wurde, was dann ja mit ihren Aussagen und mit den hervorgeholten Ueberresten auffallend übereinstimmt."

„Wird's bald?" riefen von dem brennenden Scheiterhaufen die Leute herüber. Jetzt hatte aber die Stimmung umgeschlagen, und Etliche meinten, weil der Kater zweifelhaft geworden sei, so müsse man die Sache doch noch einmal untersuchen. Frau Christina, die, den Rosenkranz in der Hand, umhergelaufen war, stand jetzt vor der Hauslinde still und

sagte: „Da kennt sich kein Christenmensch aus. Eustach und Guido! Ich beschwöre Euch bei den drei blutigen Nägeln unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, saget die Wahrheit: Habt Ihr die Henne verwunschen oder gefressen?"

Die Burschen wiederholten ihre Aussage, daß sie die Henne aus Hunger gegessen und den Kater aus Uebermuth an deren Stelle gesetzt hätten und betheuerten, solches nimmermehr thun zu wollen. Mittlerweile hatten auch der Pfarrer und der Ortsrichter von dem Aufruhr am Brunnhäuserhof gehört, doch noch bevor sie erschienen, waren die beiden Burschen befreit.

„Ich verzeihe es Euch diesmal," sagte Frau Christina zu den Jungen strenge und milde zugleich.

„Wir verzeihen es Euch nicht!" sagten die Burschen, „Ihr hättet uns braten lassen wie Kartoffeln. Wir bleiben nicht mehr in Eurem Hause."

Sie hielten sich von dieser Stunde an zu den zwei Töchtern des Bauers auf der breiten Höh', von denen sie eigentlich gerettet worden waren. Und diese Töchter sagten zu den Burschen: „Wollet Ihr mit uns kommen? Unser Vater braucht zwei starke Knechte," und wir — setzten sie im Gedanken bei — wir brauchen zwei hübsche Liebhaber.

Die Burschen antworteten: „Mit Euch wollen wir schon gehen und bei Euerem Vater wollen wir schon Knechte sein," und — setzten sie im Gedanken bei — Euch wollen wir schon liebhaben, denn Ihr seid zwei herzige Dirnlein.

So ist es auch geworden. Ein Weilchen bestand zwischen den zwei Liebespaaren die Gefahr der Verwechslung, allmählich stellte es sich doch heraus, daß Eustach wie Guido

ihre besonderen Vorzüge hatten, und so erkannte jedes der Mägdelein den Seinen unter jeder Beleuchtung.

Später haben die zwei Paare zusammengeheiratet, und da stellte es sich heraus, daß Eustach und Guido doch Hexenmeister waren. Abgesehen davon, daß Jeder seine sittige Jungfrau auf wunderbare Weise zur liebevollen Mutter verwandelt hatte, lebte er mit der Seinen in ungetrübtem Glücke bis zum seligen Eingang in den Himmel.



Der Franzosenbauer.

Es war im Sommer des Jahres 1809, als beim Thomas in den Stanzgräben eines Frühmorgens der Almhalter Rochus zum Fenster hereinrief: „Auf, Leut', zum Franzosen derschießen ist's!"

Schon lange hatte man davon geredet, auf dem Kirchplatz, im Wirthshaus, und auch Hausirer hatten es gesagt, die als Zeitungen mit zwei Füßen umgingen: „Der Franzos ruckt wieder an." Der Pfarrer hatte auf der Kanzel davon geredet und der Richter in der Gemeindestube, was zu thun sei, wenn die „Blauen" wieder da seien. Jeder soll vorher in Sicherheit bringen, soviel er kann. Weib und Kind und Vieh ins Gebirg hinauf. Die Männer beim Haus bleiben, dem Feind geben, was er verlangt, sich nicht widersetzen. Er ist nun einmal der Herr im Land, da kann man nichts machen. Mit ihm auskommen, so gut es geht. Es muß ja wieder einmal besser werden.

Das waren saubere Vorschriften, aber die Holzleute in den Wäldern und die Hirten auf den Almen, die Jäger und Wildschützen, ja sogar die Soldatenflüchtlinge,

die sich dem Militärdienste durch die Flucht entzogen hatten und in den Wildnissen umherstreiften, die waren anderer Meinung als der Richter und der Pfarrer, sie hielten dafür: die Wölfe und die Franzosen müsse man todtschlagen, das sei das einzige Mittel; denn daß diese Raubthiere Herr im Lande wären, dazu müßten auch Gott im Himmel und die Waldmänner auf Erden ja sagen. Und so führten diese Waldleute ihren besonderen Krieg gegen die Welschen. Wenn sie ihnen auch just keine offene Schlachten lieferten, so wußten sie doch durch Abbrechen von Brücken und Stegen, durch Loslassen angestauter Bergwässer, durch Niederwälzen von Felstrümmern, durch Flintenschüsse aus dem Hinterhalte u. s. w. den Feind weidlich zu ärgern. Sie machten es damit wahrlich nicht besser, und mancher Hausgesessene beschwor die Wäldler:

„Wir bitten Euch mit aufgehobenen Händen! Seid nicht Ihr unser größter Feind! Was Ihr ihnen anthut, wir müssen es entgelten! Ihr versteckt Euch in der Wildniß und habt nichts zu verlieren; aber unsere Häuser zünden sie an und uns henken sie auf. Wenn Ihr's so fortmacht, müssen wir gegen Euch aufstehen! Wir sagen Euch's!"

Es war nahe daran, daß eine wirkliche Fehde ausgebrochen wäre zwischen den friedliebenden Bauern und den kampflustigen Wäldlern. Und wenn der Amtmann auf die Gemeindetafel nagelte: Die Truppen des Kaisers von Frankreich sind nicht unsere Feinde. Seid ihnen nicht feindlich. Der Kaiser von Oesterreich will es so haben! — so predigte der Halter Rochus im Walde: „Was Kaiser! Die Wellischen gehören nicht ins Steierische herein. Sie haben ihr eigenes Land, und wir geben unseres nicht her! Kreuzverfluchte Zeit, wo das Heimatland nicht mehr sicher geht!"

So sprachen die Männer, die besitzlos waren, denen das Heimatland nichts gegeben als den grünen Wald und blauen Himmel darüber. Und sie liebten es doch.

Der Halter Rochus hatte auch noch seine besondere Ursache gegen die Franzosen; ihm hatten sie bei einem früheren Einfalle den Bruder erschlagen, der sein Weib vor den Nachstellungen der Welschen schützen wollte.

Also schrie an jenem Morgen der Rochus dem Bauer Thomas zum Fenster herein: „Auf, Leut', zum Franzosen derschießen ist's. Sie sind schon im Mürzthal."

„Fahr ab, Unglücksrabe!" knurrte der Bauer Thomas, während er seine Schuhe zusammenriemte.

„Geh, Bauer!" sagte der Rochus, „ruf' Deine Knecht', nehmt Sensen und Hacken und Stallgabeln her und kommt mit. Wir verjagen sie."

„Haben nicht Zeit, heut wird ein schöner Tag. Müssen Heu machen."

„So sollt es auch fressen," brummte der Rochus und ging davon.

Ja freilich, der Bauer Thomas hatte es genöthig. Die ganze Puchwiese war abgemäht. „Ein wunderschönes Heu, wenn wir's derwischen. Zehn Schöber und drüber, wenn wir's derwischen. Ist Kleeheu, riecht wie Thee, wenn wir's derwischen und kein Regen kommt. Also auf, Leut', mit Gabeln, Rechen und Stangen ins Heu!"

„Das Vieh in den Wald jagen. Fleisch und Speck in die Krautgruben versenken und zudecken mit Reisig. Das Haus gut zusperren. Im Mürzthal sollen sie schon unten sein. Wer weiß, ob's wahr ist; es wird so arg nicht sein. Ins Heu!"

„Wenn's dem Kaiser recht ist. Uns kann's alles eins sein. Die Franzosen sind keine Türken, werden uns nicht

fressen. Bringen Geld ins Land, die Franzosen. Und jetzt auf, Leut', ins Heu."

Das sind die Erwägungen, und das ist das Commando gewesen beim Bauer Thomas in den Stanzgräben.

Die Weidmagd Barberl und die Haustochter Agnes gingen voraus, Jede über der Achsel einen Rechen und die Weidmagd am Arm noch einen großen Trinkkrug. Die Puchwiese lag weit drinnen in einem Engthal, rings von Wald umgeben und die Ränder und Raine bewachsen mit Haselnuß- und Himbeersträuchern. Auch Anderes war da, und die leckere Agnes — ein kreuzsauberes Dirndl — stieg hochgeschürzt im Gebüsch um, zu sehen, ob nicht auch die Stachelbeeren schon reif wären. Ja, da hatte sie gleich eine großbauchige mit braunen Adern und zarten Härchen über und über. Sie biß das Knorbelchen ab, preßte mit zwei Fingern die Beere zusammen und sog sie aus.

In demselben Augenblick flüstert die Weidmagd durch das Gestrüpp der Agnes zu: „Du schau! Dort auf der Wiese ist ein Mann!"

Sie lugten durch das Blattwerk hinaus. „Kennst Du ihn?"

„Ich kenne ihn nicht. Von unseren Knechten ist's keiner. Unsere Mannerleut' sind nicht so groß. 's ist auch von der Nachbarschaft keiner; ihrer steht keiner so grad. Und was er für ein Gewand hat! Die engen Hosen jetzt in der Hitz. Gar keine Schuh' hat er an; die Füß' mit Lappen verbunden. Und seine Pfaidenärmlinge, die schauen schön aus! Der Ellbogen guckt schon nach einer Flickerin herfür. Und das G'sicht schau Dir an! Na, so einen braunen barteten Kerl möcht' ich nicht haben. Wetten will ich nichts, das ist ein Krawat! Und wie er das Heuaufwideln kann! Einen gabligen Baumast hat er dazu. Was nur das für Einer ist!"

Die beiden Mädchen eilten zurück, bis sie den nachkommenden Leuten begegneten. Alsogleich erzählten sie dem Bauer, auf der Puchwiesen thät' ein fremder Mann Heu machen.

„Wird gewiß ein diebischer Kohlenbrenner sein," meinte der Bauer.

„So schaut er nicht aus," sagte seine Tochter.

Als sie hinkamen, sahen sie selbst. Emsig kraute er das Heu auf, und so fremdartig er aussah, die Arbeit ging ihm handlich. Der Bauer Thomas schaute eine Weile auf ihn hin, sagte aber nichts. Das war ganz recht. War's wer immer und von wem immer geschickt, man kann nicht zu viel Leute haben im Heu. Der Fremde seinerseits sagte auch nichts. Er blickte nicht einmal ordentlich beiseite, sondern arbeitete flink weiter, und bald war er mitten unter den Knechten und Mägden und arbeitete wie sie.

Die Sonne wurde heiß, aus dem Heu dunstete ein würziger Geruch auf. Als es auf der ganzen Wiese umgekehrt war, begann man es vom Wiesenrand, wo immer noch etwelcher Schatten lag, hinweg zu rechen und auf sonnige trockene Plätze zu streuen.

Der Fremde that wie alle Anderen, aber er schwieg, und auch sie sagten nichts zu ihm. Schon standen ihm die Schweißtropfen auf der sonngebräunten Stirne. Er lüftete seine braune Mütze und trocknete sich mit dem Aermling den Schweiß, des Weiteren hantirte er mit seinem gabeligen Baumast flink voran, bis ihm der Bauer eine wohlgeformte stattliche Heugabel hinwarf; 's ist Schad' um einen solch baumstarken Kerl, wenn er kein ordentliches Zeug in der Hand hat. Der Fremde warf seinen Baumast weg, nahm die ordnungsmäßige Gabel auf und arbeitete wie die Anderen, blickte nicht viel um sich und schwieg.

Als das Heu nun so recht unter der Sonne lag, rief der Bauer Thomas die Leute zum Mittagsmahl. Dasselbe hatte die Bäuerin vom Hause mitgebracht und unter dem Schatten einer alten Buche bereitet. Die Knechte und Mägde kamen herbei, der Fremde mit ihnen. Er trocknet sich noch fortwährend den Schweiß, kraut mit den Fingern den verwilderten Vollbart zurecht, daß zur Noth der Mund frei werde und setzt sich unter die Reihe der Uebrigen auf den Rasen zur Schüssel.

Der Bauer theilte die Löffel aus, auch dem Fremden einen. Eins um das Andere sprach ein Wort über die Hitze, über das schöne Heu, auch über die Heuschrecke, die in die Schüssel gehüpft war.

„Wenn du schwimmen kunnt'st, statt hupfen, jetzt wär' es gescheiter," sagte ein Knecht und langte das hilflose Thier mit dem Löffelstiel heraus.

Der Fremde schwieg, und die Anderen thaten, als ob er nicht da wäre, obwohl die Weibsleute ganz im heimlichen Beobachten des seltsamen Gesellen aufgingen. Als das Kraut und die Knödeln kamen, handhabte er Löffel und Gabel dabei nicht ganz in der landläufigen Weise, wie früher die Heugabel, aber nichts destoweniger, er handhabte sie gut. Uebrigens war er nicht häßlich. Man müßte lügen, wenn man sagen wollte, daß er häßlich wäre, dachte die Weiddirn bei sich. Das geringelte fuchsbraune Haar — wer sich daran einmal gewöhnt — macht sich nicht übel, überlegte die Agnes. Die scharfen Augensterne und das viele Weiße in den Augen, die anderen Knechte haben es nicht so. Die Nase ist zwar schreckbar groß und hat einen Sattel wie ein Kameel; aber wenn Nasen zu klein sind, das ist noch garstiger. Und Zähne! Wenn der Meinige einmal solche Zähne hätt'! Wie Porzellan so weiß,

und kein einziger fehlt. Ich sehe keinen, der fehlt! Den Händen sieht man's nicht an, daß sie gar viel arbeiten; so feine schlanke Finger! Ring hat er keinen dran. Sonst hat er mancherlei funkelndes Zeug am Leib. Knöpfe, Schnallen und einen verwunderlich glänzenden Reifen am schwarzen Ledergürtel. Hinter dem Gürtel steckt ein eisernes Heft. Jesus Maria, das ist ja ein großes Messer! — Vor Schreck hatte die Agnes den Löffel weggelegt, als sie bei einer leichten Lüftung seines Wamses dieses Messer hatte hervorblinken gesehen. Sie sagte aber nichts. Wenn ich den Mund aufthu', dachte sie, so bin ich die Erste, die er niedersticht.

Als sie nach dem Essen das Tischgebet beteten, faltete auch der Fremde die Hände über seinem Knie und schlug über Gesicht und Brust ein Kreuz wie die Anderen. Das beruhigte die Agnes erklecklich. Und nun wieder ins Heu! Der Bauer Thomas trug lange Stangen herbei und steckte sie an verschiedenen Stellen der Wiese senkrecht in die Erde. Um diese Stangen begannen die Leute nun das Heu zusammenzutreiben, die Einen mit Gabeln, die Anderen mit Rechen, und wo größere Heuschichten waren, da setzten Einzelne oder ihrer Mehrere die Gabel- und Rechenstiele an und schoben sie an die Stange. Der fremde Arbeiter machte alles wie die Anderen, und als auch die Agnes einmal eine solche Heuschicht vor sich herschob und es nur kümmerlich weiter ging, merkte sie an ihrer Seite plötzlich einen Gehilfen — und es war der Fremde. Sie that nichts desgleichen, Beide schoben, und der Heuhaufen glitt rasch vor ihnen her. Ohne daß sie sich weiter anschauten, ging Eins dahin, das Andere dorthin und kraute im Heu und schob und rechte, und es ging wohl von statten. Der Bauer Thomas warf mit seiner Gabel das Heu um die Stange, ein Knabe lief um dieselbe

herum und trat es fest, und über alles brannte die funkelnde Sonne herab vom hohen Himmel. Als der eine Heuschober fertig war, ging es an den zweiten, und immer von neuem glitten die Heuschichten über die glattgemähte Wiese hin; hie und da eine barsche Anordnung, ein derbes Witzwort, ein munteres Lachen, denn es ist eine lustige Arbeit, das Heuen. Bisweilen hüpfte ein Frosch über den Fuß — kreischten die Weiber; dann und wann sprang ihnen eine Heuschrecke an die Nase, kreischten sie wieder und lachten sich dann selber aus. Wo es gerade nicht unter den Augen des Bauers Thomas war, da kugelte sich wohl einmal ein übermüthiger Bursche ins Heu und reckte alle Viere von sich und schob den Weibsleuten seinen Gabelstiel unter die Füße, daß sie stolpern sollten. Und als es so seinen fröhlichen Lauf hatte, knallte im nahen Walde ein Schuß — mit einem ächzenden Laut taumelt mitten unter den Arbeitern der Fremde und stürzt zu Boden.

Die Leute standen wie erstarrt da, und der Bauer Thomas sagte: „Was sind denn das für Geschichten?" Dann trat er zum Fremden hin und sah, wie zwischen den braunen Rockfalten an der linken Brustseite das Blut herausquoll. Die Weiber, anfangs unentschlossen, ob sie nicht fliehen sollten, kamen nun mit frischem Wasser, mit Ampferblättern, um das Blut zu stillen, und die Agnes riß ihre blaue Schürze ab, um die Wunde zu verbinden. Die Wunde war unter der Achsel und als sie die Kleider herabgerissen hatten, riefen sie, zwei Löcher wären! Der Schuß war vorn hinein und hinten unter dem Schulterblatte hinausgegangen. Das Antlitz des Mannes war blaß wie Lehm geworden, und als Agnes nun seine Stirne, seine Lippen mit Wasser benetzte, erhob der Fremde ein wenig seine Hand, um nach ihrem Arm zu tasten und hauchte: „Bien merci!"

„Heiliger Sebastianus!" rief die Bäuerin, „das ist ja ein Franzos!"

„So ist's halt Einer," sagte der Bauer Thomas.

„Nur gleich todt machen, ist das Beste," rief einer der Knechte und traf Anstalten dazu.

Der Bauer stieß ihn weg. „Was giebt's denn da viel zu schreien. Ein Mensch wird's doch wohl sein, sonst hätt' er nicht so brav heuen können. Macht's, tragt's ihn dort in den Schatten hinüber, Eins soll bei ihm bleiben und aufpassen, daß nicht wieder Blut kommt. Die Anderen sollen sich schlaunen lassen, daß wir wieder zum Heu kommen."

Es war eine höchst unliebsame Unterbrechung und schon gar, als die Bäuerin wollte, der arme Angeschossene solle ins Haus gebracht und es müsse der Bader gerufen werden. Sei es wer immer, so könne man ihn nicht umkommen lassen.

Da fluchte der Bauer: „Ein sauberer Gehilfe das, beim Heuen, der auch Andere abhält von der Arbeit. Lange möchte es nicht mehr anhalten das Wetter, und nachher das saure Heu über den Winter, und da solle der Mensch ein braves Vieh züchten!"

Bald war es laut in den Stanzgräben: Ein Franzose erschossen! Die Knechte des Bauers Thomas waren in den Wald gegangen, um zu spähen, wer geschossen habe. Gegen Abend, als der Fremde endlich in den Bauernhof gebracht worden war, ging aus dem Walde der Halter Rochus hervor, mit dem Kugelstutzen in der Hand und den Finger an den Hahn gelegt, so auf den Bauer Thomas zu.

„Ergieb Dich!" schrie er den Bauer an.

„Was machst für Dummheiten!" rief der Bauer, „arbeiten ist gescheiter."

„Thomas," versetzte der Halter und hob sein Gewehr, „Du bist unser offener Feind worden. Die Franzosen, die unser Heimatland verderben, nimmst Du zum Heumachen, gottverdammter Wucherer, und giebst ihnen Unterstand!"

„Hast 'leicht Du auf ihn geschossen?" fragte der Bauer.

„Aber Dich treff' ich besser, mein lieber Thomas. Rühr' Dich nicht. Solche Feinde, wie Du bist, sind noch gefährlicher wie die Fremden. Ist kein Wunder, wenn wir die Franzosen nimmer loskriegen, da es ihnen so gut geht bei uns. Reu' und Leid mach', Franzosenbauer!"

Man weiß es nicht, wie es dem Bauer vor dem wüthigen Halter Rochus ergangen wäre, wenn nicht plötzlich der Wald ein eigenthümliches Leben bekommen hätte. Es trabte und schrillte und glitzerte zwischen den Stämmen her; grelles Geschrei, Pferdegewieher — die Blauen waren da.

Der Halter machte sich davon; der Bauer Thomas glaubte bei dem Feinde Schutz zu finden vor seinen eigenen Landsleuten. Da kam er aber an! Ein paar derbe Franzosenkerle sprangen auf ihn zu, packten ihn an den Armen, und in einem schlechten Deutsch gaben sie ihm zu verstehen, daß er ihnen gefälligst den Baum bezeichnen möge, an dem er hängen wolle. — „Aber um Gotteswillen, warum denn das wieder! Eben hat mich Einer niederbrennen wollen, weil ich es mit den Herren Franzosen halte!" — Das sei ihnen einerlei, sagten sie, sie wollten nur ihren Kameraden rächen, der an diesem Tage hier erschossen worden wäre. Vorher wollten sie nur noch wissen, wo man den Ermordeten hingebracht hätte.

Da vergaß der Bauer Thomas auf sein Heu, und all seine geistigen Kräfte spannte er an, um den Franzosen begreiflich zu machen, daß der Mann mit ihm auf der Wiese

gearbeitet, mit ihm zu Mittag gegessen habe, daß er dann plötzlich vom Walde her angeschossen worden sei, er wisse selbst nicht von wem, er schwöre es bei der heiligsten Mutter Gottes, von ihm oder seinen Leuten aus wäre es nicht geschehen. Todt wäre er aber nicht, ihr Herr Kamerad, er läge in seinem Hof und würde gepflegt wie ein Sohn vom Haus. Die Herren könnten sich ja überzeugen.

Sie gingen und ritten mit ihm und er war ihr Gefangener. Auf dem Wege gegen seinen Hof war ihm gar übel zumuthe. Er sah es schon vorweg, wie sie den verwundeten Welschen finden würden: In der Strohkammer oder im Stall auf Streuhaufen, ohne Kissen und Decke, allein und verlassen hinliegend, in Fieber verschmachtend, ohne Labe und Trost. Hatten es ja auch die Knechte nicht besser, wenn sie krank waren, wie sollten sie es dem Franzosen besser machen wollen! Und wenn nun die „Herren", wie der Bauer seine paar Dutzend Begleiter unterwegs nannte, den Kameraden in solcher Lage fänden, würden sie Rechenschaft verlangen. Und wie derlei ausgeht, das weiß man. In das Haus tretend gab der Bauer Thomas Befehl, alsogleich ein gutes Mahl zu bereiten, das Beste und Letzte nicht zu sparen für die „Herren Gäste". Freilich blutete ihm das Herz, wenn er daran dachte, daß heute all sein Speck und Fleisch und Rindsfett verfressen werden würde; aber noch lieber war ihm dieses Herzbluten, als ein anderes . . .

Der Bauer athmete auf, den verwundeten Franzosen fanden sie in der „guten Stuben", im wohleingerichteten Handwerkerbett, auf schneeweißem Leintuch und Kissen und mit hellrother Decke sorgfältig zugehüllt. Ohne zu ahnen, daß eine gestrenge Inspection erscheinen würde, hatten die Weibsleute den armen Menschen dorthin bringen lassen. So

fremd und so hübsch und so hilflos und so durchschossen sein — welches Frauenherz möchte einem solchen Burschen nicht das beste Bett des Hauses gönnen!

Die herben bärtigen Gesellen, die mit dem Bauer Thomas gekommen waren, untersuchten jetzt den Verwundeten, wechselten mit ihm welsche Worte, ließen ihn liegen und gingen hinab in die große Gesindestube, um zu verzehren, was zu verzehren war. Der Bauer trug auf, die Knechte bedienten, indem sie das Eßbesteck reinigten, Brotlaibe zerschnitten, Trinkkrüge füllten. Wein hatten die Herren verlangt; da hatte der Bauer das leere Faß unter den Hausbrunnen gestellt, hatte Essig dazugegossen: Auf ihr Wohl, einen Besseren hätte er nicht. Dann bedienten die Knechte auch die Rösser, welche draußen angebunden waren und sich gar nicht genug Heu und Hafer fressen konnten. Das viele gute Heu! Und diese verfluchten Schindmähren! Dem Bauer war ach und weh.

Die Weiber hatten sich in der Scheune versteckt. Die Haustochter Agnes weinte. Sie weine aus Furcht vor den Franzosen, dachte ihre Mutter. Wir wissen es besser und sagen es frei: Sie weinte aus Angst um den Franzosen. Da liegt er jetzt allein. Die Knechte müssen bedienen, die Weibsleute dürfen sich nicht herfür wagen. Der Bader ist noch nicht da. Er kann verbluten und sterben. Und stirbt er nicht, so werden ihn die Franzosen mitschleppen und diese Raubkerle, das sind keine Krankenwärter. Der Feldkobelwagen ist kein Bett für Einen mit einer solchen Wunde, oder sie lassen ihn liegen auf der heißen Straße. Wie doch mancher Mensch gar so arm muß sein auf der lieben Welt!

Als die Welschen satt waren, hieb einer derselben dem Bauer Thomas die flache Hand auf die Achsel und schlug

dazu ein lautes Gelächter. Das bedeutete Zahlung und Dank. Dann gingen sie davon, und die Reiter bestiegen ihre Pferde. Den Verwundeten ließen sie, wo er war. Der ginge sie nichts an, war ihre Meinung. Die Knechte stellten sich auf die Lauer, ob die Rotte wohl auch ihre kürzesten Wege nahm. Und als endlich in den Wäldern das Gejohle verhallt war und die Truppe weit draußen im Thale bunt und ordnungslos dahinzog, athmeten sie erst auf im Hofe des Bauers Thomas.

„Natürlich!" rief der Bauer, „den Versterbenden lassen sie uns da."

„Er kann wieder gesund werden," sagte der Bader. „Die Wunde ist zwar schwer, die Kugel ist ihm durch und durch gegangen. Aber Pflege und Ruhe bedarf er, den Transport könnte er jetzt nicht aushalten. Ich werde jeden Tag kommen."

„Daß es der Herr weiß," rief der Bauer, „ich zahle keinen Kreuzer. Ich begehre noch meine Vergütung!"

„Was man da dieses Franzosen wegen für Geschichten macht!" meinten die Knechte untereinander. „Dummer Rochus, daß er nicht einen Zoll tiefer hat gezielt."

Jede der Mägde wollte die Christenpflicht übernehmen und den Kranken pflegen, aber die Haustochter Agnes war der Meinung, einen so harten und verantwortlichen Dienst, der Tag und Nacht keine Rast und Ruh' gönnt, könne man den guten Mägden nicht aufbürden; sie seien für die gewohnte Bauernarbeit aufgenommen und müßten in der Nacht ihren Schlaf haben. Eins müsse aber doch das sauere Geschäft übernehmen, und so wolle sie selber es mit Gottes Hilfe versuchen.

„O gutes Kind!" rief ihre Mutter, die Bäuerin, gerührt. „Zum Krankenwarten muß eine erfahrene Person sein. Wen wird's treffen, als wie mich. Im Gottesnamen!"

Aber das gute Dirndl ließ es sich nicht nehmen, der Mutter bei dem christlichen Liebesdienst wenigstens behilflich zu sein. Nach zwei Tagen war die Fiebergefahr beseitigt, und einmal, als Agnes dem Kranken ein Glas Milch reichte, hub er zu sprechen an. Es war wohl kein landläufiges Deutsch, aber es war verständlich, und mehr war es die Unbeholfenheit in den Gedanken, als die in den Worten, wenn er stotterte, Befangenheit zeigte und nicht recht weiter kam. Es waren Worte des Dankes, die er zuerst sprach, dann Worte der Bitte, man möge doch ein paar Tage noch mit ihm Geduld haben, hernach werde er seinen Weg weiter suchen können. Fast herrisch rief ihm das Mädchen zu, daran sei jetzt nicht zu denken, vorerst habe er gesund zu werden! — Gesund zu werden, das ließe er sich freilich gerne gefallen, aber einmal sagte er, es wäre ihm besser, noch lange invalid zu sein, noch lange in diesem Hause verbleiben zu dürfen. Wohin er sich auch wenden möchte, so wohl würde ihm nirgends geschehen als hier. Seit seine Mutter gestorben, sei ihm nicht mehr so gut gewesen als hier. Und wenn er denke, daß ihm all das in Feindesland geschehe, so könne er es nicht begreifen und könne es nicht fassen, warum denn die blutigen Kriege sein müßten zwischen den Menschen, wenn sie hüben und drüben so gut seien.

Als die Agnes wieder einmal der Anrede wegen verlegen war, sagte der Fremde: „Jules! Jules heißen." So hießen sie ihn Jules. Und saßen denn — es war Regenzeit gekommen und die Arbeit im Heu eingestellt — Mutter und Tochter öfters am Bette des langsam Genesenden und plauderten mit ihm. Es war doch ein gutmüthiges Gesicht, das ihnen da aus der Bartwildniß entgegenschaute. Wenn es ernsthaft blickte, da war eine schöne ruhige Mann-

haftigkeit in ihm; aber wenn es lächelte, da war es ein so wehmüthiges, betrübtes Lächeln, daß es der Haustochter Agnes durch Mark und Bein ging.

Und nun geschah etwas, das schon am ersten Tage hätte geschehen müssen, wenn es der Bader nicht so streng verboten. Es hatte den Weibsleuten ohnehin schon schlaflose Nächte verursacht, nicht zu wissen, was es mit dem Fremden doch für ein Bewandtniß hätte. Dem Halter Rochus hatte die Agnes einmal, als er des Weges vorbeiging, zugerufen:

„Mörderknecht! Auf den Du geschossen, das ist ja gar kein Franzos gewesen!"

„Narr, kleiner!" hatte der Halter zurückgeschrien, „wenn's kein Deutscher ist, muß es wohl ein Franzose sein. Es giebt keine anderen Leut' mehr auf der Welt, heutzutag."

Und nun, als eines Morgens der Jules auf seinem Bette saß und die Wunde begutet war — die Agnes machte es schon so gut wie der Bader — und als der Fremde die warme Weinbrühe getrunken hatte, er bekam sie heimlich, der Bauer Thomas durfte davon nichts wissen — fragte ihn die Bäuerin, was es denn mit ihm eigentlich sei?

„Ja, ich gehe schon. Ich will gleich gehen," entgegnete der Fremde.

„Nicht so," rief die Bäuerin und hielt ihn auf dem Bette zurück, „nicht vom Fortgehen ist die Rede, aber wie es mit Euch von Kind auf ist und wie Ihr auf unsere Wiesen gekommen seid, das möchten wir gern wissen. Die Leut' haben nichts auf der Welt, als sich einander selber, sie sollen sich an einander halten und Hilfe geben und Hilfe nehmen, wenn's vonnöthen ist. Wenn Ihr uns Vertrauen schenken wollt, wir meinen es gut mit Euch, Ihr seid auch ein Mensch und deswegen nicht fremd bei uns."

Die Rede war nicht übel gesetzt, und so gut konnte es der Jules nicht. Allemal, wenn er sprach, hub er Deutsch an, und allemal kam er ins Welsche, daß sich die Weibsleute nur so anschauten. Aber die Hauptsache haben sie nach und nach denn doch erfahren.

Jules war um das Jahr 1780 in einem Dorfe des Elsaß geboren. Seine Eltern waren Gärtnerleute in einem Schloß gewesen. Es waren ihrer zwei Brüder, der Jules und der Charles. Der Charles war der Jüngere, ein lieber, feiner blasser Junge. Wie nun der Buonaparte immer und immer frische Soldaten brauchte, es war, als ob sie die Erde verschlinge, traf es eines Tages bei der Losung den Charles.

Das war ein großer Jammer. Der Charles war zart und der Liebling der Eltern, und er lag tagelang auf dem Anger und weinte, und er sollte nun fort ins heiße Spanien. Da entschloß sich der Jules:

„Bruder, Du bist kränklich und weichherzig, bleibe Du daheim, ich gehe für Dich.“ Das war freilich ein heller Freudenschrei, und die Eltern segneten den braven Jules und versprachen, recht für ihn zu beten, daß er gesund wieder heimkehre. Aber — um schon alles zu sagen — wer Anderer lebte im Dorf, und dem war es gar nicht recht, daß Jules fortging. Hermine war sie geheißen, ihre Eltern waren aus Schwaben eingewanderte Webersleute. Es war zum Erbarmen, wie das liebe Kind an seiner Brust lag und schluchzte, als er mit dem Tornister am Rücken das letztemal vor ihr stand. Ewige Treue er, ewige Treue sie — und Adieu, Jules! Adieu, Hermine! sonst vermochten sie nichts zu sagen. Dann ging's davon und hinab ins wilde Spanien und ins ferne Portugal, wo die Welt aufhört. Soldatenleben! Es ist weiter

nichts zu sagen. Aber nach zwei Jahren ging sein Regiment zurück und er durfte heimziehen.

„Ei schade!" riefen ihm die Dorfleute entgegen, „Jules, wärst Du um zwei Tage früher gekommen, Du hättest mittanzen können bei Deines Bruders Hochzeit."

Jetzt hatte der Charles die Hermine geheiratet.

Er habe weiter nichts gemacht — erzählte Jules weiter — er habe sich auch nicht aufgezeigt im Dorfe, um so weniger, als auch seine Mutter schon auf dem Kirchhof gelegen, er sei wieder zu den Soldaten gegangen, weil dabei die beste Hoffnung war, bald erschossen zu werden. Der Buonaparte habe sie dann ins Deutschland gejagt, und so oft er — der Jules — auf den Feind geschossen habe, sei es ihm gewesen, der Charles stünde dort, und also sei auch fast immer Einer gefallen. Aber nach und nach sei er besänftigt worden; Haß lösche eher aus als Liebe. Es sei ihm in den Kopf gekommen und Tag für Tag lebhafter drin umgegangen: Was habe denn die Schießerei für einen Sinn? Es sind ja lauter Landsleute von der Hermine, auf die Du schießest! Es hat auch Mancher seine Braut daheim. — Da habe sein Arm gezittert, wenn es zum Schießen gewesen. Einen guten Kameraden habe er gehabt, einen Piemontesen, der sei in wenigen Monaten von seiner Seite weg aufgestiegen bis zum Oberlieutenant, er selber sei unten geblieben im schlechten Kanonenfutter. Das habe ihn verdrossen. Und wie sie da in die schöne Styria gekommen wären — er hätte schon früher gehört von diesem Land — und wie er die frischen Wiesen und netten Landgüter habe gesehen, da sei ihm wieder sein Elsaß zu Sinn gekommen und er habe sich gedacht, wenn er freiwillig zu den Soldaten sei gegangen, so könne er auch freiwillig wieder von ihnen gehen. Es sei doch ein höllisches Handwerk,

der Leute Feind sein zu müssen, die Einem nichts gethan haben. Und wenn er gesehen, wie sie auf den Feldern und Wiesen und in den Gärten arbeiteten, die Hand voller Erden und kein Blut dran und vergnügt dabei — ja da sei es über ihn gekommen, er habe seine Waffen und Abzeichen von sich geworfen. Der Eidschwur, den er dem Buonaparte geleistet! „Ah pah! Der Buonaparte hat hundert Eidschwüre gebrochen zu der Leute Unglück! Wenn ich gehe, ist's Keinem zum Schlechten. Von Glorie verstehe ich nichts, das Leben ist kurz, ich will Frieden haben, will mein Brot verdienen und nicht rauben." — So sei er im Gebirge dahingezogen, und wo er arbeitende Leute angetroffen, da habe er sich zu ihnen gesellt und mitgearbeitet und mitgegessen, bis sie ihn davongejagt, oder bis die Arbeit vollbracht und er selber weitergegangen. Und so sei er auch auf die Wiese gekommen, die drinnen im Wald liegt — das Weitere hätten sie selber gesehen. Den französischen Soldaten, die in den Hof gebrochen, habe er sich verleugnet, und so hätten sie ihn in Frieden gelassen. Er sei nun gesund, er werde dieses Haus verlassen, wo er so gute Menschen gefunden, die er wohl sein Leben lang nicht werde vergessen können.

Wohin er wolle? fragte alsdann die Haustochter Agnes.

Das wisse er nicht.

Ins Elsaß zurück?

Dort habe er nichts zu suchen. —

Nun kam die schöne Frühherbstzeit, es kam das Spätheu.

„Fort will er, der Tagedieb!" rief der Bauer Thomas. „Das müßt' auch mir recht sein. Er bleibt da und dient mir seine Schuld ab. Das Bett, die Stuben, die Wartung, das Essen und Trinken, was er bei mir hat gehabt! Die

Verbandleinwand, das Kerzenlicht bei der Nacht! Und was ich sonst für Geschichten hab' gehabt seinetwegen. Hin wär' er, wenn mein Haus nicht ist! Sein Leben, wenn ich bös' sein will, ist er mir schuldig! Den Spitznamen: Franzosenbauer! Wer wascht mir ihn weg? Mein Lebtag kann ich ihn schleppen. Und der Kerl will das alles umsonst haben und fortlaufen? Dieweilen bleibt er, bis wir das Heu drin haben, nachher reden wir weiter!"

Die Haustochter Agnes dachte für sich: Mein Vater hat ganz Recht, der Jules soll bleiben, bis wir das Heu drin haben.

Und als sie das Heu drin hatten, war er munter, der Jules, und sprach schon besser deutsch, daher war es leicht weiter reden mit dem Bauer Thomas. Der Jules blieb als Knecht im Hof fürs nächste Jahr. Er arbeitete tüchtig und begehrte keinen Lohn.

„Ist brav," sagte der Bauer Thomas aus Vergnügen über den billigen Knecht, „sollst wie das Kind vom Haus gehalten sein."

Es war ein unbedachtes Wort und es war ein prophetisches Wort. Der Jules blieb im Bauernhof und es war vom Fortgehen keine Rede mehr. Gerade in dem Jahre, als der Buonaparte bei Leipzig seinen Lohn erhielt, bekam dessen ehemaliger Soldat, der Jules, den seinen — die Haustochter Agnes. Ueber dem Bauer Thomas wuchs damals schon das Heu.

Als das Brautpaar zwischen den lustigen Hochzeitsgästen von der Kirche her über die Wiese ging, fiel ein Schuß. Der Jules zuckte zusammen. Der alte Halter Rochus hatte geschossen, aber diesmal in die blaue Luft hinaus, zu Ehren des Paares.

Noch heute heißt jener Waldhof „beim Franzosenbauer“. Es ist eine stattliche Wirthschaft und ein gesundes Geschlecht. Als vor Jahren unser Vaterland von dem Feinde bedroht wurde, rückten alle Männer des Hofes, die alten wie die jungen, freiwillig aus. „Anfangen,“ sagten sie, „anfangen thun wir nicht. Aber wehren, wenn der Feind unser Heimatland angeht, wehren können wir uns. Vorwärts!“

Recht brav das. Allein die Familieneigenthümlichkeit zeigt sich auch in allen Nachkommen des Jules: mehr als im Kriege leisten sie im Frieden.



Ein junger Wanderer.

(Aus dem Tagebuche eines Schneiders.)

Vor einem Vierteljahrhundert war's zu Pfingsten. Stand am Vorabende des Festes in einer Schneiderwerkstatt des oberen Mürzthales ein junger Mensch von der Arbeit auf, zog seinen braunen Sonntagsrock an und sagte: er wolle nun zum Feierabend einen kleinen Spaziergang machen.

Er ging über die Wiese hin gegen das Wäldchen, durch dieses hinaus auf einen Acker und dann am Wege entlang, der nach Mürzzuschlag führt. Weil die Sonne noch hoch am Himmel stand, so dachte der junge Mensch, er könne von Mürzzuschlag aus auch noch ein bißchen der klaren Mürz entlang gehen, wodurch er in ein paar Stunden nach Neuberg kam. Dort blieb er bei einem Bekannten über Nacht, und weil am nächsten Tag das Pfingstfest war und der Spaziergänger das Kirchlein zu Mürzsteg und die berühmte Engschlucht zum Todten Weib noch nicht gesehen hatte, so wanderte er wohlgemuth flußaufwärts. Beim Todten Weib begegneten ihm Wallfahrer, welche sagten, daß es nur mehr vier Stunden nach Mariazell sei. Eine bessere Gelegenheit giebt's

doch nicht mehr, den Gnadenort zu sehen. Er wanderte also weiter, denn er war ein schwärmerischer Junge, wie es überhaupt unter den Schneidern ganz seltsame Leute giebt. Der nächste Morgen war ein Pfingstmontag, an dem es nicht regnete. Also meinte der junge Mensch, weil er hier in Mariazell schon so nahe dem eigentlichen Hochgebirge sei, so wolle er es auch einmal ansehen, und ging über Gußwerk bis Weichselboden, das hart unter dem Gewände des Hochschwaben liegt. Von Weichselboden wanderte er in den viele Stunden langen Gebirgsschluchten an der Salza bis Wildalpen und am nächsten Tage zur Enns hinaus, dann durch das Gesäuse, das damals noch keine Eisenbahn hatte, sondern eine menschenleere, sausende Wildniß war, bis Admont. Und wieder am nächsten Tage ging er durch das sonnige Ennsthal und an dem grimmigen Grimming vorüber bis Aussee. Dort fragte er einen Mann, warum der Ort Aussee heiße, worauf er die Antwort erhielt: „Heißt Aussee, weil man da schon bald ausse kumt aus Steiermark und ins Oesterreichische übri."

Ist der junge Mensch stutzig geworden und hat nachgedacht darüber, wie weit er auf seinem kleinen Spaziergang gekommen, und daß er schon fünf Tage lang auf der Wander ist. Was der Meister dazu sagen wird, wenn er sich so lange Pfingsten macht? Nach solchen Erwägungen kehrte er um und eilte auf dem kürzesten Wege, nämlich über das Kammergebirge, die Sölkeralpen, die Murthalalpen, über Deutschlandsberg, Leibnitz, Gleichenberg, Riegersburg, Hartberg und Vorau ins Mürzthal zurück. Zu diesem kürzesten Wege brauchte der Bursche neun Tage. Ein Büchlein hatte er im Sack, in welches er sonst seine Arbeit und seinen Taglohn hineinzuschreiben pflegte, in das schrieb er nun seine Reisebegebnisse,

wobei er manchmal verrückt ward wie ein Dichter. Aus diesem unterhaltsamen Büchlein sollen hier etliche Blätter herausgedruckt werden, als ein Beispiel, wie zwanzigjährige Schneidergesellen ihre Spaziergänge machen.

Ueber das körperliche Fortkommen unseres Wanderers giebt die folgende Bemerkung auf Seite 8 Aufschluß: „Reisegeld? Wozu? Meine Reise ist ein Feldzug, und bei einem solchen kommt es nicht auf Geld an, sondern auf tapferes Fechten."

Hernach das Wanderlied:

„Wanderer, Wanderer,
Heut' bist ein Anderer!
Sonnen und Monde und Sternengewimmel
Wandern am Himmel.

Wolken und Winde
Ziehen geschwinde
Hin übers Land.
Weilet die Quelle, wo sie entsprossen?

Hüpft zu Genossen
Ueber die Wand.
Hast Du zum Wandern,
Mensch, nicht die Füße, einen zum andern?
Frei mit den Vöglein
Schwingen und singen.
Gestern noch zagen,
Heute frisch wagen,
Wanderer, Wanderer,
Heut' bist' ein Anderer!"

Klingt fast wie ein Gedicht.

In den ersten Blättern ist viel die Rede von Mühlen und dergleichen, daß man sich baß fragt, wie es komme, daß dieser Schneider so sehr am Rade hängt.

Das wird anders.

Von Mariazell bis hinaus gegen die Enns hatte unser Spaziergänger einen munteren, helläugigen Genossen — den Salzafluß. Mit diesem führte er einmal folgendes Gespräch:

„Woher des Weges?“

„Aus dem Oesterreicherlandel,“ antwortete der Fluß.

„Und wie weit noch?“

„O Gott, wie weit!“ rief der Fluß rauschend. „Heute nur bis zur Enns hinaus. Morgen bis zur Donau, dann ins Schwarze Meer, dann um die Welt, dann in die Wolken, dann wieder vom Berg herab und so weiter.“

„Warum so hastig voran?“

„Immer Eile, immer Weile!“ rauschte der Fluß.

„Warum denn so ungeduldig? so aufwallend, wenn sich dir ein Stein entgegenstellt?“

„Du fragst so?“ lachte der Fluß, „du, der die Leidenschaft selber ist? Bist es nicht du, der bei jedem Hinderniß, das ihm im Wege steht, vor Zorn schäumt oder vor Herzweh in Thränen ausbricht? Und mir verübelst du den Tropfen, den ich gen Himmel werfe, wenn die Steine mich verwunden?“

„Ha, deine Wunden, die im nächsten Augenblicke wieder heil sind! sage mir einmal, Fischblutwasser, kennst du die Liebe?“

„Ich habe mir's gedacht,“ antwortete das Wasser. „Du siehst mir darnach aus. Du bist gerade in den Jahren, wo Einen jede Woche eine Andere unglücklich macht.“

„Es giebt nur Eine!“ rief der junge Mensch empört ob solcher Unterstellung. „Die oder Keine!“

„Alsdann wahrscheinlich Keine,“ flüsterte und schmunzelte das Wasser vor sich hin.

„Du sollst ja die Müllerstöchter kennen,“ sagte der Wanderer zum Fluß. „Die Meinige ist eine solche. Aber ein gottverdammter Müllersbursche daneben. Mit dem thut sie lieb und mich laßt sie zugrund' gehen.“

„Wer sich zwischen zwei Mühlsteine zwängt, der wird zermalmt,“ sagte das kluge Wasser.

„Ich habe mich nicht dazwischen gezwängt,“ versicherte der Bursche, „der Weißlappen hat sich dazwischen gedrängt; denn für mich allein hat sie Gott erschaffen und ich kann einfach nicht leben, wenn mich Die nicht mag.“

„Und hast Du ihr das schon gesagt?“

„Gesagt nicht, aber sie kunnt sich's denken. Am ersten Maitag sind wir uns auf der Wiese begegnet, hab' ich ihr ein Blümel Vergißmeinnicht gepflückt, sie hat's genommen und an ihren Busen gesteckt, just mitten hinein, daß ich gemeint hab', toll müßt' ich werden vor Freud'. Jetzt thut sie nichts desgleichen und geht mit dem Andern. Desweg' bin ich fort.“

„Wohin willst denn?“

„Gleichgiltig.“

„Junger Freund,“ sprach nun der Fluß. „Wenn Du Dir die Lieb' so schwer leg'st, wirst Du noch viel aushalten müssen auf der Welt. Vergißmeinnicht! Schau', da am Ufer hin und hin wachsen ihrer mehr als genug. Ziegenfutter, Milchkraut. Das Weib, mein Lieber, das mußt Du nicht für einen Mann halten, sondern für ein Weib. Beständigkeit! Treue! — Des Weibes einzige Tugend ist die Schönheit.“

„O Wasser!“ rief der junge Mensch, „sprichst du aus Erfahrung?“

„Gestern hat ein Bauerndirndel in mir gebadet. Bald darauf ein sommerfrischlerisches Stadtfräulein. Ich habe keinen

Unterschied gesehen, Eine wie die Andere; im Beichtstuhl und im Wasser geben sie sich wie sie sind."

„Du meinst also, daß man sie nicht ernst nehmen soll?"

„O, im Gegentheile, sehr ernst! Genau so ernst, wie man einen frischen Trunk Wassers nimmt, wenn man Durst hat." —

Zwei Tage nach diesem Gespräche mit dem Salzafluß kam unser junger Wanderer nach Frauenberg an der Enns. Dort wollte er im Walde ein Röslein brechen. Es stach ihn. „Wandern, wandern von Einem zum Ander'n!" sang der Knab', pflückte ein wildes Nelkchen und steckte es auf den Hut.

Später ging er am Fuße des Grimming hin. An der Straße war ein Steinbruch, von welchem gerade zwei Arbeiter eilends hinwegliefen und dem heranschreitenden Burschen zuschrien, daß er stehen bleibe. In demselben Augenblick krachte es und die Trümmer des zersprengten Felsens flogen am Haupte des Wanderers vorüber. — Verfluchte Unvorsichtigkeit! dachte der Bursche, that hierauf einen gellenden Schrei und stürzte zu Boden. Die erschrockenen Arbeiter sprangen herbei, da erhob sich der Gefallene langsam und sagte: „Es ist gut, aber möglich wäre es. Ein andermal rufet dem arglosen Reisenden ein rechtzeitiges Halt zu!" — Sie dürften sich's gemerkt haben.

Als er hernach seines Weges weiterging, kam ihm ein gelbhaariges Alm-Dirndel mit einem Handbündel nach, griff seinen Arm an und fragte: „Ist Dir wirklich nichts geschehen?"

Der junge Mensch gab die kecke Antwort: „Wenn Du Dich überzeugen willst, kein Splitterl hab' ich im Leib."

Sie gingen eine Stunde lang miteinander. Auf seine Frage, wohin sie wolle, lachte sie und sagte, das wisse sie

selber nicht. Sie sei vom Ennsthal, dort habe sie ihr Dienstherr verjagt und jetzt suche sie einen neuen Platz.

Warum er sie verjagt habe? Auf diese seine Frage wurde sie roth und meinte: „Na, halt so."

„Na, halt so! Der Grund ist mir zu wenig," sprach der Wanderer.

Sie blickte ihn von der Seite an und sagte hernach: „Was soll ich's leugnen! Meine Bauernleut haben aufgebracht, ich hätt' die Mannsbilder zu gern, und deswegen hab' ich fort müssen."

„Und ist das auch wahr?" fragte der junge Mensch.

„Ho!" lachte sie auf, „freilich. Ich hab' alle Leut' gern."

„Das ist ja ganz christlich," versetzte er.

Sie schaute ihn genauer an und sagte: „Du bist gewiß so Einer, der auf Geistlich studirt, weil Du vom Christlichsein was sagst?"

Soll ich sie anlügen oder nicht? dachte der junge Mensch bei sich. Da fiel ihm ein, der kürzeste Weg zu einem guten Ziele wäre doch allzeit die Wahrheit.

„Ich bin kein frommer Student," sagte er, „sondern ich bin ein ganz weltlicher, lustiger, sündhafter junger Schneidergesell!"

„Das macht nichts," antwortete sie, „wir sind Alle sündhaft."

„Da hast eh recht," sagte der junge Mensch.

„Ich leugne es gar nicht" hierauf sie, „daß ich mich mit Mannsbildern lieber unterhalt' als mit Weibsbildern; und Eine, die anders redet, ist eh schon schlecht."

„Das ist ganz gescheit," sagte der Bursche.

„Heiraten kann Unsereins sowieso nicht," sagte sie.

„Wüßtest Dir Einen?"

„O, ihrer genug. Aber aufs Geld gehen sie. Hat Eine Geld, so ist sie allemal auch brav."

„Du bist pfiffig!" sagte der Bursche.

„Jetzt, das Jungsein möcht' Eins doch auch g'spüren."

„Freilich möcht' Eins das Jungsein g'spüren."

„Dauert eh nit lang auf der Welt."

„Nur ein kleines Ruckerl. Kaum fingerlang dauert das Jungsein."

In solcher Verständnißinnigkeit gingen die Beiden nebeneinander her. Da fragte das Almdirndl plötzlich: „Heißest Du Hansel?"

„Nein."

„Nicht? Jetzt hab ich geglaubt, Du heißest Hansel."

„Warum?"

„Wenn Du Hansel geheißen hättest, so hätte ich Deinen Namen errathen. Die Hanseln errath' ich alle. Wie heißt denn nachher Dein Namen?"

„Den kannst lang suchen."

„Hast Du eine starke Brust?

„Meine Brust ist nicht schlecht."

„Nachher geh' und schrei' Deinen Namen in den Wald hinein, wenn Du ihn mir nicht willst anvertrauen. Dort drüben im Wald ist ein Felsen, und ein schöner Wiederhall, wenn man hingeht und schreit."

„Bei Weichselboden unten ist auch ein schöner Wiederhall," versetzte der Bursche, „wenn man hinschreit: Guten Morgen! so ruft es zurück: Auch so viel! Und wenn man recht laut niest, so ruft es „Zum Wohlsein!"

„Plauder' nur weiter," sagte das Dirndl, „ich laß mich gern foppen. Sollst doch mit mir zum Felsen hinübergehen und den Wiederhall probiren."

Wir sind — heißt es wörtlich im Büchlein — jetzt halt in das Waldl hineingegangen, aber kein Weg und Steg, lauter Heidelkraut und noch nichts reif. Sie voraus, habe sie so angeschaut und gedacht: Bist gar nicht übel. Die Schönheit ertragst leicht. Aber gesund. Die Aermel hat sie aufgestreift. Bleibt am Weißdornstrauch ihr schwarzseidenes Kopftüchel hängen. Heiß ist's auch. Und Eidechseln. Kommen alleweil tiefer ins Strauchwerk. „Verführst mich ja!" sag' ich. „Was denn?" sagt sie und pflückt Steinnelken und anderes Geblümel, was sie mir nachher ins Knopfloch steckt. Wie sie so steht, geht sie mir just bis ans Kinn, so daß ich sage: „Gehst mir just bis ans Kinn."

„Das macht ja nichts," sagt sie, „'s Bübel soll allemal eppas länger sein wie's Dirndl."

„Wo ist denn der Felsen?" frage ich.

„Uj Gott!" sagt sie, „jetzt denkt der noch an Felsen!"

So weit geht's, da fehlen im Büchel plötzlich drei Blätter. Von Seite 15 bis 21. Sie sind herausgerissen worden.

Wenn es gestattet wäre, diese schauerliche Lücke mit Muthmaßungen auszufüllen, so könnte man Folgendes annehmen: Den Echofelsen haben sie endlich gefunden. Der junge Mensch hat fortwährend den Namen der Müllerstochter auf ihn hingerufen und der Felsen hat denselben Namen fortwährend hergerufen. Darüber ist dem Almdirndl langweilig geworden, es hat ihn einen „tapperten Buabn" geheißen und ist davongelaufen. Der Spaziergänger ist hierauf sehr zufrieden mit sich selbst seines Weges gegangen. — Es kann auch nicht anders gewesen sein.

Wie auf Seite 22 die Beschreibung weitergeht, ist der junge Mensch über alle Berge. Er ergeht sich von nun an

in vernünftigen Gedanken, ruhigeren Schilderungen und ernsthaften Betrachtungen. Nur als er nach Tagen zum Murflusse kommt, spricht er zu diesem: „Du gehst auch ins Schwarze Meer. Wenn du dort die Salza begegnen solltest, so sage ihr einen Gruß vom wandernden Gesellen."

Als der junge Mensch am fünfzehnten Tage des kleinen Spazierganges nach Hause kam, begegnete ihm als die Erste die Müllerstochter.

„Da ist er!" rief sie hell. Der Ruf war wie ein Jauchzen.

Als der Geselle ins Haus seines Meisters eintrat, sagte dieser: „Da ist er!" Der Ruf war dumpf und trübselig, denn an des Meisters Seite saß bereits ein neuer Gehilfe, der in unerklärlicher Abwesenheit des Anderen aufgenommen worden.

„Wanderer, Wanderer,
Heute bist ein Anderer!" —

trällerte der junge Mensch, suchte sein Felleisen hervor und ging es von neuem an. — Wohl mit schwerem Herzen...

Pfingstwanderer! hüte Dich, daß Du durch einen kleinen Spaziergang nicht ein großes Glück verscherzest.

Bitte, das Fenster zu schließen!

Die merkwürdige Geschichte ereignete sich vor etwa zwanzig Jahren, als die Naturschönheiten des Semmerings noch nicht entdeckt waren. Die Durchreisenden bewunderten nur den Eisenbahnbau und die Gegend vom Coupéfenster aus. Ich strich freilich schon damals in kreuz und krumm durch das eigenartig reizende Gebiet, aber ich war ein wenig traumhaft und unstet dabei, es fehlte mir für landschaftliche Schönheit die richtige Beschaulichkeit, denn in mir war der süße Unfrieden der Liebe aufgestanden. Ich kann gerade nicht sagen, daß ich den Weibern nachging, aber etwas Aehnliches muß doch gewesen sein, denn ich gerieth allemal in eine unerklärliche Aufregung, so oft ich ein Mädchen sah, ich prüfte jedes, das mir zu Gesichte kam, auf seine Schönheit und Herzigkeit hin, was sonst nicht meine Sache gewesen. Manchmal wich ich einem hübschen Kind in weitem Bogen aus, um ihm hintendrein in gerader Linie nachzulaufen und endlich in ein Gespräch mit ihm verwickelt, mich zehn Meilen weit hinwegzuwünschen. Solche Flucht und Suche dauerte mehrere Jahre. Ich ging auf den Straßen, stieg im

Gebirge umher, zur Winters- wie zur Sommerszeit. Jedes junge Weib, das ich sah, gab mir Stoff für zwei Gedichte, anfangs für ein liebesseliges, schließlich für ein elegisches. Das eine machte mich nicht mägerer, das andere nicht fetter — das Ganze war ein holdes Blühen des Herzens.

An einem frostigkalten Wintertage war es, als ich nach wohlgemuther Bergwanderung auf der Station Semmering in den Eisenbahnzug stieg, um nach Graz zu fahren.

Im Coupé saßen zwei Damen, anscheinend feinerem Stande angehörig, denn ihr Gehaben war ein vornehm nachlässiges, leichhin ungenirt und ein wenig gelangweilt. Es war eine ältere Frau und ein junges, eben aufblühendes Mädchen.

Gleichzeitig mit mir war ein Herr eingestiegen, der ebenfalls die Winterschönheit genossen haben mochte. Er hatte ein ernstmännliches, frischgeröthetes Gesicht mit blondem Haar und Bart und mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen. Er setzte sich mir gegenüber, kümmerte sich nicht weiter um die Reisegenossen und diese sich nicht um ihn. Die Frauen saßen beim anderen Fenster, schauten aber nie hinaus. Die ältere Dame las in einer französischen Zeitung, welche sie kaum weniger zu langweilen schien, als die Umgebung; sie machte dabei schläfrige Augen. Die junge Dame — dieses Mädchen war so schön und so süß anzuschauen, als wäre es eine aus dem Rahmen gestiegene Raffael'sche Madonna. Ich schaute es denn auch ununterbrochen an. Sie schien nach einzelnen welschen Worten zu schließen, die sie an die Mama richtete, eine Französin zu sein, doch ich ward bei dem Anblicke ihrer schwarzen Augen, ihres rothen Mündchens und ihrer goldenen Haare ganz großdeutsch, denn ein schöneres Schwarz-Roth-Gold hatte ich mein Lebtag noch nicht gesehen.

Um ihre Achseln hielt sie einen weichen, pechschwarzen Pelz geschlagen, denn sie hatte das Fenster halb herabgelassen, so daß die frische Winterluft hereinstrich.

Diese frische Winterluft strich oben an der Wand hin und kam gerade in die Ecke herüber zu mir. Eine gute Weile hielt meine im Anschauen des schönen Fräuleins genährte Liebesgluth Stand, aber allmählich kam ich auf den Gedanken, mein Tuchröcklein enger zusammenzuziehen und mit dessen Schoßflügeln meine Schenkel zu decken, so gut es ging. Trotzdem steigerte sich die Nothwendigkeit, um das Zumachen des Fensters bitten zu müssen. Ich sann mir eine sehr artige Form aus und suchte den weichsten, bescheidensten Ton meiner Stimme hervor. Noch säumte ich mit der Anwendung. Allein, da die Luft immer stärker strich und sich immer tiefer in mich hineinfröstelte, so räusperte ich mich. Und ein Weilchen, nachdem ich mich geräuspert hatte, richtete ich meinen Oberkörper etwas auf, neigte meinen Kopf gegen die holden Nachbarinnen hin und sagte: „Dürfte ich die Damen höflichst bitten, das Fenster zu schließen? Es ist ein wenig kalt."

Das junge Fräulein warf einen unbefangenen Blick auf mich; die ältere Dame zuckte mit ihren Achseln und sagte, ohne ihr Gesicht zu bewegen, etwas wegwerfend: „Thun Sie es selbst, wenn Sie frieren."

Erschrocken blickte ich auf das Fenster an meiner Seite, dieses war aber sorgfältig geschlossen. Sie hatte also gemeint, daß ich das Fenster an ihrer Seite zumachen sollte.

„Recht gern!" war meine Entgegnung, und mit großer Vorsicht, daß ich nicht etwa auf die Kleider der Frauen trete oder sie sonst wie ungebührlich berühre, neigte ich mich über sie hin, wobei es mich freilich schier mehr gegen die Junge,

als gegen die Aeltere ziehen wollte. Doch gelang es mir ohne jeglichen Unfall, das Fenster emporzuziehen, wonach ich mit artiger Verbeugung an meinen Platz zurücktrat.

Ich fühlte mich nun recht behaglich, lehnte mich in meine Ecke, lugte mit halbverschlossenen Augen das wunderbare Fräulein an und dachte, wie es wäre, wenn ich selbiges zum Weibchen hätte. Da begann sie sachte die Handschuhe auszuziehen, aus dem Handtäschchen eine Orange hervorzukramen und dieselbe mit ihren Rosenfingern zu schälen. O beneidenswerthe Frucht, in deren Fleische diese Finger wühlen! — Sie verzehrte die Orange, dann öffnete sie halb den Fensterschuber, um die Schalen hinauszuwerfen — und vergaß ihn zu schließen.

Es kam wieder der eisigkalte Strom, ich that aber lange nichts desgleichen. Der Herr mir gegenüber hatte sich einen Plaid über die Knie gelegt und saß sehr ernst und ruhig da, so daß ich nicht wußte, ob er das offene oder das geschlossene Fenster wünschte. Auch er blickte übrigens mit halbgesenktem Auge auf die Damen. Plötzlich riß mich etwas ein wenig am linken Ohr, aber nicht außen am Läppchen, sondern inwendig am Nerv. Das war der kalte Luftzug. Ich war der Meinung, daß die Jugend wohl die Zeit der Liebe, aber nicht die des Rheumatismus sei, stand auf, neigte mich lautlos über das holde Fräulein und schloß das Fenster.

Ein giftiger Blick von der älteren Dame, ein mitleidiger von der jungen — nichts weiter.

So ging es wieder ein Weilchen in bester Eintracht, da war es etwa bei Pernegg, daß es dem Fräulein einfiel, nach der schönen Gegend auszublicken. Auf dem Fenster waren dichte Eisblumen, sie mußte also dasselbe öffnen, um hinausschauen zu können. Schön war's freilich draußen! alle Bäume und

Telegraphenstangen voll Reifnadeln, auf der Mur schwammen ganze Eisflotten und das liebe Fräulein lehnte, den Pelz zwiefach um den Oberkörper geschlagen, am Fenster und blinzelte auf die Mama hin, die ebenso verständnißvoll zurückblinzelte, als wollte sie sagen: Es nützt ihm nichts, das Fenster ist offen!

Ich stülpte nun meinen Rockkragen über Ohren und Wangen herauf, versteckte die handschuhlosen Hände in die gegenseitigen Aermel und suchte in solcher Einpuppung den Winterschlaf zu schlafen. — Jetzt stand der Herr mir gegenüber auf, trat an die Damen und mit einer wahren Donnerstimme rief er folgende Worte: „Meine Damen, ich bitte das Fenster zu schließen! Kennen Sie das Reglement nicht, so wird's Ihnen der Schaffner lehren! — Kennen Sie die Sitte der Gebildeten nicht, so reisen Sie in der vierten Classe! Eine solche Rücksichtslosigkeit ist mir noch nicht vorgekommen! Dieser Herr hat zweimal höflich ersucht und zugemacht, Sie verdienen keine Artigkeit, Sie sind prätentiös, Sie sind unverschämt! Pfui!" Damit riß er das Fenster so heftig hinauf, daß die Scheibe klirrte.

Die ältere Dame hatte versucht, den Mund zu öffnen, war aber vor Staunen über den wilden Sturm, wie sie einen solchen kaum je erlebt haben dürfte, sprachlos geworden. Die Junge hatte nur so ein wenig mit den Augen gezwinkert, als ginge ein scharfer Wind. Der Herr war wieder an seinen Platz zurückgegangen und blickte finster vor sich hin. Die Damen saßen wie versteinert da und starrten sich gegenseitig an in tiefster Betroffenheit.

Von jetzt an blieb das Fenster zu. Als der Zug in Graz einfuhr, jammerte die ältere Dame — es war wie Hilferuf — nach dem Schaffner und begehrte in ein anderes

Coupé umzusteigen. Ich sah der Jungen noch einmal in das schwarz-roth-goldene Banner, aus welchem mir ein Meer von Verachtung entgegenfluthete. Dann verließ ich mit Betrübniß den Zug.

Das kleine Erlebniß war vorüber, ich vergaß es bald. Da kam im Frühling desselben Jahres davon noch das Beste.

Am Pfingstmontag fuhr ich nach Obersteier. Der Eisenbahnzug war überfüllt von Grazer Ausflüglern und der Schaffner mußte mir mit einigem Widerwillen ein besonderes Coupé aufmachen. In demselben saßen nur zwei Personen, und zwar der Herr mit dem wohlgerötheten Gesicht, dem blonden Haar und Bart, und das Schwarz-Roth-Gold-Fräulein, die Freundin frischer Winterluft. Ich hatte sie sofort wieder erkannt. Trotzdem draußen nicht Winter, sondern prangender Mai war, hatten sie doch beide Fenster geschlossen und sogar noch die grünen Vorhänge niedergezogen. Wie sich doch die Zeiten ändern!

Ich drückte mich ganz bescheidentlich in den Winkel und nahm mir vor, ihnen in keiner Weise unangenehm zu werden. Anfangs hatten sie ihr Mißbehagen ob des neuen Hausgenossen nur schlecht verhehlt, bald jedoch merkte ich, wie sie mich von der Seite anguckten und miteinander flüsterten. Plötzlich wandte sich der Herr zu mir und sagte: „Um Verzeihung, ich glaube, daß wir schon alte Bekannte sind!"

„Ich glaube fast auch," war meine Antwort.

„Ah, das ist gut!" rief er. „Wie doch der Zufall launig ist! — Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Karte biete!"

„Oh schön! Danke sehr!"

— Wilhelm Felke, Oekonom aus Saalfeld in Thüringen, las ich auf der Karte.

„Und hier!“ sagte er, gegen die Dame deutend, „meine Frau!“

„Ah!“ Mein Erstaunen war echt.

„Nicht wahr?“ lachte der Ehemann, „wie sich das fügt! Und Sie sind auch mit Ursache. Erinnern Sie sich noch? Es ist ja auf dieser Strecke gewesen, zwischen Semmering und Graz. Jawohl, damals hatten wir uns kennen gelernt, nicht wahr, Irene?“

Sie erröthete ein wenig.

„Damals war mein Weibchen noch etwas wild!“ lachte er und rieb seinen Bart an ihrer Wange. Mir kam es sonderbar vor. Es schien wirklich, als ob sie auf einer Hochzeitsreise begriffen wären. Aber wieso nach Norden hochzeitsreisen? fragte mein Daumen. Vielleicht weil im Norden die Tage kürzer sind, antwortete der Zeigefinger.

Endlich hatte der Mann Erbarmen mit meinem verblüfften fragenden Gesichte. Der Zug dampfte munter in den Mai hinein und der Herr Wilhelm Felke, Oekonom aus Saalfeld in Thüringen, erzählte die kleine Geschichte.

Im Winter zuvor hatte er eine Reise nach dem Süden gemacht, bei welcher er Wien und das Semmeringgebiet, von dem er schon so Manches gehört, einer näheren Besichtigung unterzog. Zwischen dem Semmering und Graz ereignete sich der Auftritt im Waggon. In Graz stiegen die beiden Damen, wie bekannt, in ein anderes Coupé um, wo die Aeltere wüthend über die unerhörte deutsche Bärenhaftigkeit loszog, die Junge aber schwieg und allmählich zu weinen anhub. Die heftigen Worte des fremden Mannes waren ihr sehr tief gegangen, sie gestand sich sogar, daß er Recht, sie aber Unrecht gehabt hätte. Auf der Grenzstation Cormons hatten die Damen Anstände mit den italienischen Zollbeamten.

Wilhelm Felke stand nicht weit davon und da er merkte, daß diesmal die Frauen recht hatten, trat er hinzu und wahrte nun ebenso energisch ihr Recht, als er früher in Bezug auf das Fenster sie an ihre Pflicht erinnert hatte. Wieder ins Coupé zurückgekehrt, erging sich die Aeltere in Lobesworten über den Menschen, in welchem trotz der rauhen Art, die ihm anhänge, edle Ritterlichkeit stecke. Das Fräulein schwieg und hub wieder sachte zu weinen an. In Florenz begegneten sie den Mann in der Galerie Pitti, er grüßte kühl aber höflich; die ältere Dame dankte sehr verbindlich, die Junge schlug ihre Augen zu Boden. In Rom bewohnten sie mit ihm zufällig dasselbe Hotel und trafen sich täglich bei der Table d'hôte, wo sie miteinander Bekanntschaft machten. Nach Neapel fuhren sie in einem und demselben Coupé und die Damen verlangten kein anderes. Hier konnte er ihnen ja erlauben, die Fenster zu öffnen. Auf der Seefahrt nach der Insel Capri hatten sie den Herrn Felke schon um seinen Schutz gebeten, er löste für sie die Karten und besorgte ihr Reisegepäck. Auf der Kahnfahrt durch die blaue Grotte schmiegte sich das Mädchen bereits an seinen Arm, weil es Schwindel bekommen hatte. Auf der Rückreise begleitete er sie durch den Mont Cenis-Tunnel in ihre Heimat nach Lyon, wo die Frauen ein Stadthaus und vor der Stadt eine Villa besaßen. Dort war er zwanzig Tage lang ihr Gast; als die zwanzig Tage vorüber waren, feierte Wilhelm mit Mademoiselle Irene Challois die Verlobung, hierauf reiste er rasch ab nach Thüringen.

Anfangs Mai kehrte er zurück nach Lyon, um sich mit ihr trauen zu lassen und dann machten sie die Hochzeitsreise in umgekehrter Weise über Oberitalien nach Venedig, Graz und Wien nach Hause.

Das war die ganze Geschichte, die Herr Felke mir erzählt und die die junge Frau manchmal durch ein leichtes Kopfnicken, manchmal durch ein schalkhaftes Lächeln, manchmal durch ein reizendes Erröthen bestätigt hatte.

Er fragte hernach scherzhaft, ob sie es schon bereue, sich in die Klauen des deutschen Bären gegeben zu haben. Sie antwortete: „Wilhelm, Du gefällst mir ganz gut, soll ich Dir aber sagen, wann Du mir am allerbesten gefallen hast?"

„Nun?" fragte er.

„Als Du an jenem Wintertage das Donnerwetter über uns losließest. Ich hatte bishin nichts Aehnliches von einem Manne erfahren. Die Herren in Frankreich sind alle so glatt, artig, galant — fade. Ich hatte nie einen Mann im Zorn gesehen, und da sind sie doch am allerschönsten."

— O weh, dachte ich, da wird sie ihren Mann sehr oft schön machen wollen!

„Ganz im Ernst!" fuhr sie mit Lebhaftigkeit fort, „in jenem Augenblick, Wilhelm, hab ich mich in Dich verliebt. Es ist wahr, wir Frauen fordern von den Herren die größte Rücksicht und Zartheit, und wenn sie immer rücksichtsvoll und zart sind, dann werden sie uns langweilig."

Das ist ein Standpunkt! dachte ich mir, und wie sehr war ich damals mit meiner blöden Höflichkeit auf dem Holzweg gewesen! Sie hatte sich ja geradezu über mich lustig gemacht, während die derbe Zurechtweisung ihr Achtung einflößte. — Man kann sich daraus eine Lehre ziehen!

Im Mürzthale stieg ich aus. Das junge Ehepaar hatte mich als den Zeugen seiner Liebesgeschichte eingeladen, es gelegentlich einmal in Thüringen zu besuchen. Erst zwölf Jahre später fand ich Gelegenheit, bei Wilhelm Felke in Saalfeld einzukehren. Er war Besitzer eines großen Hofes,

einer Fabrik und eines halben Dutzend von herrlichen Buben, die ihm seine Frau geschenkt hatte. Frau Irene war rundlich und heiter und immer noch sehr schön in ihrem Schwarz-Roth-Gold. Ich wurde wie ein alter vertrauter Freund behandelt.

Eines Abends, als wir im Gartenhause bei einem Glase Wein saßen und von einem im Westen aufsteigenden Gewitter der kühle Luftzug hereinstrich, sagte Herr Wilhelm: „Liebes Kind, wollen wir nicht das Fenster schließen?“

„Ja, mein Schatz!“ antwortete sie, und ohne ihm dazu Zeit zu lassen, that sie es selbst. — Wenn jedes Weibchen bei vernünftigen Wünschen des Mannes so dienstwillig wäre — dachte ich — wie viele Verschnupfungen in der Ehe könnten vermieden werden!

Herr Wilhelm blinzelte mich an und flüsterte: „Das freut mich am meisten von ihr, daß sie mit Absicht meine Schönheit noch niemals zu steigern gesucht hat.“

Die Brautsucher.

Gingen auf der breiten Landstraße durch das Rabenthal zwei Männer entlang. Der Eine ging am linken Straßenrand, der Andere am rechten, manchmal riefen sie sich mit bellender Stimme eine Bemerkung, eine Frage, eine Antwort zu. Es waren zwei Bauern aus dem Unterschur und sie schienen eben erst zufällig auf der Straße zusammengetroffen zu sein, denn der Linke fragte den Rechten: „Wie weit schiebst, Stöppel?"

„Ein wenig ins Oberschur hinauf," antwortete der Stöppel, „und der Banda-Michel?"

Der Stöppel war nämlich der Höflichere und sprach mit dem Weggenossen nicht per Du, sondern per Er. Zudem gehörte der Banda-Michel zur Musikbanda im Unterschur, was der Stöppel respectirte.

„Ich werd' auch nicht gar viel weiter kommen als ins Oberschur," sagte der Banda-Michel.

„Na, ist recht," hierauf der Stöppel.

Und schritten wieder Jeder an seinem Straßenrand fürbaß; der Rechte benutzte seinen Haselstock wacker als drittes

Bein, der Linke trug unter dem Arm einen blauen Regenschirm. Es waren zwei Gestalten, wie sie kein Gendarm anhält und nach Papieren fragt, ehrsame Bauern in den besten Jahren; und Du weißt sicherlich auch, lieber Leser, wie gut es sich an einem klaren Herbsttage wandert, wenn man in den besten Jahren ist. Der Stöppel hatte sich stark ins Dicke, der Michel mehr ins Schlanke gewachsen. Der Letztere hatte einen dichten schwarzen Schnurrbart und in seinem Munde ein Tabakspfeifenzeug baumeln; der Erstere mußte sich mit dem blauen Sacktuchballen fortwährend über das runde rothe bartlose Gesicht fahren — weil's warm ist, weil's gar so viel warm ist. Jeder hatte ein dunkles Tuchgewand an; das Beinkleid des Stöppel war von den Knien abwärts mit Leder besetzt, welches grau vor Staub und spröde vor Trockenheit, bei jedem Schritte knatternd aneinanderschlug. Unter dem runden Filzhütlein, das der Stöppel auf hatte, schlug am Nacken die rothschwarze Quaste einer Zipfelmütze hin und her. Der Michel trug einen grünen Hut mit Schildhahnfeder im Bande. Und weder der Eine noch der Andere hatte das geringste Anzeichen an sich, woraus der Andere oder der Eine hätte schließen können, warum der Eine oder der Andere ins Oberschur hinaufgehe.

Endlich deutete der Stöppel an, daß er auf Ochsenhandel aus sei, was ihm das Recht gab, den Weggenossen nach dem Zwecke seiner Wanderung zu befragen.

„Wie es mit dem Wein ausschaut heuer, will ich nachschauen gehen,“ sagte der Banda-Michel.

„Wein?“ fragte der Stöppel, „wachst im Oberschur Wein?“

„Heißt das, Obstwein,“ verbesserte sich der Michel.

„Baut der Michel daheim nicht Obstwein genug?“

„Das wohl, aber meine Dienstboten können mit dem Most nicht umgehen, und da hätt' ich nebenbei ein bissel herumgefragt nach braven Dienstboten. Bei uns lauft das bessere Zeug ja alles in die Stadt."

„Ist eh so," gab der Stöppel bei, „ich selber hätt' nichts dagegen, wenn mir eine gute Köchin unterkommen thät, oder eine brave Wirthschafterin."

„He!" rief der Michel, „Du hast ja auch keine Bäuerin im Haus."

„Weiß mir der Banda-Michel Eine?" fragte der Dicke über die Straße hinüber den Schlanken.

„Thät selber anpacken," antwortete der Michel. Und es stellte sich jetzt heraus, daß die Beiden zu Wege waren auf der Brautsuche.

„Im Unterschur wären ihrer ja Etliche!" bemerkte der Michel.

„Daß nachher aber auch der Michel ins Oberschur geht, ist ein Wunder," gab der Stöppel zurück.

„Ich brauch' eine Reiche," gestand der Banda-Michel, „ich soll Stadl bauen und hab' — wenn ich heirat — meine Schwester auszuzahlen; sie kriegt ein hübsches Sachel und wird sich auch wo hineinsetzen wollen, was ich ihr nicht verdenken kann, sie ist eine brave, häusliche Person."

Merkte es der Stöppel alsbald, daß der Banda-Michel ihm die Schwester anloben wollte. Nur war diese Schwester weitaus das erstgeborene Kind im Hause des Michel, und bei einem Weibsbilde ist das Recht der Erstgeburt nicht allemal erfreulich. Der Stöppel verstand also die Anspielung des Weggenossen nicht, sondern sagte: „Etliche Jahr jünger, wenn das Weib ist, wie der Mann, das hat man gern. Die erste Zeit macht sich's und schaut der Mensch ein paar Jahre

auf oder ab nicht an. Muß aber auch an später denken. Der Mensch heiratet auf sein Lebtag lang."

„Wenn Zwei gleich alt sind, da geht's noch," meint der Michel.

„Wenn Zwei gleich alt sind," schrie der Stöppel hinüber, „so ist er für sie um sechs Jahre zu jung. Ich sage halt immer, wenn der Gottvater wollte, daß Zwei gleich alt sein sollen, so hätte er die Eva gleichzeitig mit dem Adam erschaffen. Er hat sie aber später hergethan."

„Das ist wieder wahr," gab der Michel bei.

„Und besser ist der Apfel allemal," fuhr der Dicke fort, „wenn man ihn selber vom Baume pflückt und nicht erst wartet, bis er abfällt."

„Unreife Aepfel sind sauer," rief der Michel.

„So laßt man sie abliegen. Am meisten fürchte ich mich vor Aepfeln, die wurmstichig oder von Vögeln angefressen sind. — Ah, warm ist's!" Mit diesen Worten blieb der Dicke stehen und trocknete sich den Schweiß.

Der Michel benutzte das Ständchen, um bei seiner Pfeife nachzuzünden und dabei sagte er, den Rauch hervorpaffend, „das Reichsein, mein lieber Stöppel, das ist ein Jungsein auf andere Art. Ein Weib, das Geld hat, wird nie ganz garstig."

„Wenigstens verliert sie die Zähne nicht," bemerkte der Stöppel.

„Alles eins, wenn sie auch manchmal beißt, wenn nur auch der Mann immer etwas zu beißen hat. Es ist halt ein Elend, mein Mensch, wenn sich Einer sein Lebtag lang muß rackern und schinden, daß ihm Weib und Kind nicht verhungern. Und dabei der Giltnix sein vor allen Leuten. Wenn ich auch im Haus das Simandl bin unter einem reichen

Weib, was liegt d'ran, wenn ich nur bei den Leuten im Ansehen steh'. Auf das halt' ich was."

Hierauf sagte der Stöppel: „Ein reiches Weib, das Geld hat, ist auch noch lange nicht das Schlimmste, aber ein reiches Weib, das keins mehr hat, das ist ein Graus! Ja, mein Lieber, das Geld kann man verhausen, verschwenden, verlieren, aber die Fehler, die dem Weib in der Geldzeit angewachsen sind, die bleiben ihr und werden alleweil größer. Mit einem alten Drachen betteln gehen müssen, der Dir alle Stund vorwirft, Du wärest der Verschwender ihres Vermögens, wenn sie es auch selber war, das ist ein Kreuz! — Jung ist immer gut!"

„Kann ja auch sein," gab der Michel zurück. „Aber alt ist alt und auf dem Buckel schaut das Aß geradeso aus, wie der Siebner. Ich weiß nicht, ob mir ein altes Weib besser gefällt, wenn ich denke, daß es einmal jung gewesen ist. Zuerst gewöhnt man sich an ein schönes Weibsbild und auf einmal hat man den Scherben."

„Ich glaube halt so," rief der Dicke, „Eine, die man junger und sauberer Weis kennen gelernt hat und die man einmal rechtschaffen gern gehabt hat, die schaut sich alleweil ein wenig sauberer an als wie eine Andere. Mein Vater hat an meinem alten Mutterl immer noch das rothwangige Dirndel gesehen, das er vor vierzig, fünfzig Jahren geheiratet hat. Nachher muß der Michel bedenken, daß ein junges Weibsbild besser arbeitet und leichter was verdient als wie ein anderes, und daß ein junges Weibsbild an der Seiten die beste Zier und Ehr' für einen Mann ist."

„Nicht allemal!" sagte der Banda-Michel. „Wenn sich ein alter Mann ein junges Weibel ansteckt, so ist das zum Lachen. Aber nicht etwan für ihn, wenn Du's verstehst."

„Zielt das auf mich?“ fragte der Stöppel hinüber. „Da müßte der Banda-Michel schon so gut sein und beim Pfarrer anfragen, wer von uns Beiden die ältere Nasen hat.“

„Mir ist das gleich,“ versetzte der Michel gelassen, „Dich heirat' ich eh nit.“

„Ich glaube gar, da streiten zwei Mannerleut' der Weiberleut' wegen,“ rief plötzlich ein Dritter dazwischen, der hintendrein gegangen war mitten auf der Straße und das ganze Gespräch mitangehört hatte.

Die beiden Wanderer wendeten sich gleichzeitig um und sahen ein altes Männlein hinten drein trappeln, das einen Holzkübel auf dem Rücken trug, den Hut in der Hand hatte und ein sehr vergnügliches Gesicht machte.

„Nau, da wird der Rechte kommen!“ sagte der Michel spöttisch.

„Kunnt leicht möglich sein,“ gab der Alte bei. „Fürs erste habe ich Zwetschken in der Butten, wenn Ihr mir abkaufen wollt. Neun Stück um einen Kreuzer, werden aber alle Büchsenschuß lang theurer, weil ich nicht umsonst trag'.“

Zwetschken kunnten gut sein“ sagte der Stöppel, „her um zwei Kreuzer!“

Blieb der Banda-Michel nicht zurück; wenn der Andere um zwei Kreuzer kauft, so nimmt er um einen Groschen. Hat dann vielleicht umsomehr Glück beim Brautsuchen. Bald hatte Jeder den Sack voll Zwetschken und sie huben an zu naschen. Der Stöppel schälte säuberlich die Kerne los und warf sie in den Straßengraben; der Michel steckte die Zwetschken in den Mund und es war auch nicht zu sehen, daß er einmal etwas von sich schnellte, woraus zu schließen ist, daß er die Zwetschken mitsammt den Kernen aß; man kann ihm nicht Unrecht geben, weil es nirgends verboten steht.

„Und nachher,“ sagte nun der Obstträger, der mit den beiden Bauern einherging, „nachher, wenn Ihr Euch gelabt habt, Manner, nachher reden wir von den Weibern.“

„Vergelt's Gott, ich hab' schon genug!“ rief der Dicke und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Warum so g'schamig?“ sagte der Alte. „Willst ja doch Eine, Stöppel, und ich weiß Dir Eine. Und Dir auch Eine, Banda-Michel. Ja, ja, unser Herrgott soll uns nicht umsonst haben zusammengeführt auf der breiten Straßen.“

Sie nahmen ihn in die Mitte und der Michel sagte noch:

„Obstler, wenn Du mir eine Rechte anratheſt, nachher kauf' ich Dir noch Zwetschken ab.“

„Sieben um einen Kreuzer,“ sprach der Alte gemessen. „Aber rathen will ich Euch umsonst. — Sagt mir einmal, meine Herren“ (der Mann gehörte als Obsthändler nicht dem Bauernstande an, sondern der Kaufmannschaft, also dem Bürgerthume, folglich befleißigte er sich manchmal der feineren Ausdrucksweise). „Meine Herren, sagt mir, habt Ihr vom Achenhof im Oberschur schon einmal etwas gehört?“

„Ist ja der größte Bauernhof dort!“ riefen die beiden Anderen zugleich.

„Sehr richtig,“ fuhr der Obstler fort, „und der Achenhofer hat eine Tochter, das einzige Kind vom Haus.“

„Sapperment!“ stieß der Michel hervor.

„Sapperment! sagst, und ich glaub' Dir's, Michel. Die Achenhoferische, das ist Eine für Dich. Die hat Geld!“

„Ja, die wird freilich Geld haben,“ rief der Stöppel.

„Nicht das allein,“ fuhr der Oebstler fort, „sie wäre auch für den Stöppel Eine, denn sie ist jung. Neunzehn Jahre, drei Monate weniger, ich weiß es genau,

bin dazumal, wie sie geboren ist, im Achenhof Gärtner gewesen."

„Ganz wie ich's gern haben möcht'!" rief der Banda-Michel.

„Der Michel will ja keine Junge!" schrie der Dicke.

„Oho!" begehrte Jener auf. „Sage ich, daß sie reich sein soll, so sage ich damit nicht, daß sie alt sein muß. Ist sie jung, um so besser."

„Bin auch ich nicht capricirt blos aufs Jungsein," sprach jetzt der Dicke, „sie mag dazu auch reich sein, sehr reich, wenn sie will, desweg laß ich Keine sitzen."

Der Oebstler blieb stehen, breitete die Arme nach den beiden Männern aus und sagte: „Es kann nacheinander gehen, nebeneinander geht's deutsch einmal nicht. Und ein Weibsbild kann man einmal nicht auseinanderschneiden wie einen Apfel: Da hast Du den Theil mit den Kernen und da hast Du den Theil mit dem Rothwangel — das geht beim Weib nicht, meine Herren."

„Und der Brauch wie bei den alten Rittern ist bei uns nicht mehr der Brauch," sagte der Stöppel, „daß, wo Zwei auf Eine versessen sind, Einer den Anderen todtstechen muß."

„Das ist bei den alten Rittern nie der Brauch gewesen," belehrte der Oebstler, „allemal nur bei den jungen. Kommt aber nicht drauf an. Sie wird wohl wissen, welcher ihr der Liebere ist, den wird sie nehmen und der Andere soll schauen, daß er weiterkommt."

„Wenn sie nur nicht schon Einen hat?" warf der Michel ein.

„Das glaube ich kaum," beruhigte der Alte. „Dazumal hat ihr Vater gesagt: Mein Schwiegersohn muß mannbar sein und Haus und Grund haben. Reiche Leute müssen schauen, daß sie nicht arm werden."

„Es gilt!“ sagte der Banda-Michel ganz ergeben zum Dicken, „probiren wir's bei der Achenhoferischen — wenn's so ist, wie der Oebstler sagt.“

Der Oebstler deutete auf ein Holzhäuschen, das unweit der Straße unter Bäumen stand und sagte: „Manner, das dort ist mein Haus. Wenn es nicht wahr ist, was ich von der Achenhofer-Tochter gesagt habe, so könnt Ihr hergehen und mir mein Haus niederbrennen, ich will Euch nicht verklagen.“

„Und wenn was werden soll draus,“ versetzte jetzt der Stöppel, „sei es bei mir oder bei dem Michel, so sollst Du der Brautführer sein.“

„Schon gewiß auch noch,“ gab der Michel zu.

„Na, also viel Glück!“ rief der Oebstler, „und kann ich Euch zur Stärkung unterwegs noch Zwetschken aus der Butten geben? Fünf um einen Kreuzer. Satt seid's? Gut ist's.“ Damit blieb er zurück und schaute den beiden Bauern schmunzelnd nach.

Diese schritten fürbaß. Eine Weile schaute Jeder vor sich hin auf den Weg und schwieg, und Jeder schmiedete sich einen Kriegsplan gegen den Anderen. Dann ließen sie Worte fallen über den Staub und daß das Wetter bald umschlagen dürfte und daß für eine Reise es allemal besser sei, man ziehe etwas zu große Stiefel an als zu kleine, und wer die Hühneraugen nicht kennt, der wisse heilig nicht, wie gut er's habe. Aber von den Hühneraugen kamen sie auf die Socken und von den Socken auf die Weiber, und plötzlich waren sie wieder bei der Achenhofer-Tochter.

„Wenn wir's dumm angehen, so schickt sie uns Beide davon,“ gab der Michel zu bedenken.

Das verlange ich mir nicht, dachte der Dicke, wenn sie den Michel allein fortjagt, so ist mir das genug. Endlich

einigten sie sich dahin, daß sie diesmal Beide in den Achenhof gehen und die Dinge nur beiläufig überblicken wollten. Das Weitere würde sich geben. Denn Jeder hielt sich natürlich für den Begehrenswerthesten, war seiner Sache sicher und wollte großmüthig sein gegen den Unterliegenden.

Es ging schon gegen Abend, als die beiden Männer an den Achenhof kamen. Der lag mit seinen vielen Gebäuden freilich groß da zwischen den Matten und Wiesen und die sinkende Sonne lächelte noch so wohlwollend auf ihn her, als wollte sie sagen: Hier schlägt's wieder einmal an; wo fleißige Leut' sind, da ist's leicht Sonne sein, da kommt Einem Korn und Gras schon halb entgegen aus der Erde, bevor man hinguckt.

Hinter dem Hof auf der großen Wiese waren die Leute beschäftigt, das Grummet in Häuflein zu schichten; darunter drei oder vier frische, hübsche Dirnlein, eines flinker und munterer als das andere.

„Die mit dem Flachskopf wird's sein," flüsterte der Michel dem Stöppel zu, „weil sie das Haar so fein geflochten hat."

„Ich denke, es ist die Schwarze," entgegnete der Stöppel, „die hat das weißeste Hemd an und so keck kann Eine nur dreinschauen, wenn sie die einzige Achenhofer-Tochter ist."

„Es kann wohl auch die Braune mit den Rothwangeln sein," meinte der Michel, „weil sie immer dasteht und den Anderen zuschaut. Was soll sie sich auch so abhetzen?"

„Etwan ist es gerade die Kleine, die Kugelrunde dort, die überall voranhupft," sagte der Dicke, „wenn die Achenhofer-Leut' alleweil nur dastehen und zuschauen wollten und

nicht selber überall voran sein, so möchten sie gewiß nicht so reich geworden sein."

So muthmaßten sie und beschlossen, ein kleines Mädchen anzusprechen, welches dort in einem Kinderwäglein saß. Das Kind schien nicht so sehr seiner Jugend wegen, als vielmehr krankheitshalber in dem Wagenbette zu sitzen, es hatte recht ausgebildete Züge, aber gar blasse Wangen und große dunkle Augen, mit denen es wie sinnend auf die lustigen Arbeiter hinblickte. Die beiden Bauern merkten nun wohl, daß es ein krüppelhaftes Wesen war, aber doch so vernünftig und klug, daß man es fragen konnte, welche der vier hübschen Dirndlein die Haustochter sei?

„Die Haustochter," sagte die Kleine mit deutlicher Stimme, „die ist dort nicht dabei. Die arbeitet nicht."

„Wird es auch nicht nöthig haben," versetzte der Michel.

„Sie kann nicht arbeiten," sagte das Mädchen mit trauriger Geberde.

„Doch nicht unpaß?"

„Sie ist all ihr Lebtag nicht aus dem Krankenbette gekommen," sprach das Mädchen und deutete auf ihren eigenen Leib, „lahm — siech —"

Auf ein Solches sind die Brautwerber eine Weile dagestanden und haben nicht gewußt, was antworten. Endlich schlichen sie davon, und als der schöne Achenhof ihnen aus den Augen entschwunden war, nahm der Dicke den Schlanken an der Hand und sagte: „Michel, wer hätte das geglaubt!"

„Für ein zehnjähriges Kind möchte man sie halten. Ein armes Hascherl!"

„Wir haben auf das Wichtigste vergessen. Der Gottvatershut hat drei Spitzen. Jung, reich und gesund."

„Sein thut's eh,“ antwortete der Banda-Michel, „ein Mensch, der seine geraden Glieder hat! Wenn man's nimmt, man kann unserem Herrgott nicht genug dafür danken.“

„Niemand soll's vergessen!“ rief der Stöppel, der im Grunde doch ein niederträchtiger Kerl war, „und wer schon selber nicht heiratet, der soll es wenigstens seinen Kindern einprägen: Ein gesundes Weib, das ist die Hauptsache.“

Und gingen ihres Weges. Wenn sie etwas Passendes finden, so wird man's ja noch hören von der Kanzel.



Ein drohendes Unglück.

Friedrich Wandholm war Gerichtsschreiber im Flecken H. — Er lebte mit seinem Frauchen in glücklichster Ehe und erfreute sich eines gesunden, herzigen Söhnchens, welches zur Zeit dieser kleinen Geschichte etwas über fünf Jahre alt war, und welches er über Alles liebte, sowie auch der kleine Leander mit seiner ganzen weichen Kindesseele an dem Vater hing.

Weniger machte sich der Knabe mit der Mutter zu schaffen, weil diese ihn, einer alten Erziehungsmethode gemäß, nach jedem Fehler mit der Ruthe züchtigte.

In der letzten Adventwoche des Jahres 1874 reiste Friedrich Wandholm in die fünf Stunden von H. entfernte Residenz zu einer alten todtkranken Tante, die ihn hatte rufen lassen, weil er ihr einziger Verwandter war. Wohl, es mochte vielleicht noch ein Anderer, ein Bruder Friedrich's, auf der Welt sein, doch weiß Gott, in welchem Winkel der alten oder neuen; es war gut, daß er nichts mehr von sich hören ließ, er hatte seiner Familie keine Ehre gemacht. Albert Wandholm hatte gegen den Willen der Seinen ein als leichtfertig be-

leumundetes Mädchen geheiratet; seitdem war er verschollen und vergessen.

Noch einmal auf dem Sterbebette fragte die alte Tante nach Albert; der Gerichtsschreiber aber versicherte sie, daß derselbe unbekümmert um seine Verwandten in einem fremden Lande sein leichtsinniges Leben fortführe. Im Grunde aber wußte er gar nichts von seinem Bruder, nur daß er auch selbst vermuthete, was er der alten Frau gegenüber als Gewißheit aussprach. Die Sterbende machte hierauf ihr Testament, in welchem sie ihren Neffen Friedrich zum Universalerben ihres ziemlich bedeutenden Vermögens einsetzte.

Am Christabende wurde die alte Frau in großer Schlichtheit begraben. Frischfallender Schnee bedeckte bald den Hügel und der Adjunct besorgte die Flüssigmachung der Erbschaft. Da wurde er noch an demselben Tage durch folgendes Telegramm aus H. überrascht: „An Fritz Wandholm durch N. in N. — Komme schnell nach Hause, Unglück geschehen. Dein Weib Agnes."

Dem Manne sank die Hand mit dem Blatte. Feuerströme flutheten gegen sein Herz.

Unglück geschehen! Nichts weiter als diese schrecklichen Worte weißt Du mir, blasses Blatt? . . .

In Hast fuhr er dem Bahnhofe zu. Es dämmerte schon und in allen Straßen flimmerten die Laternen, und aus zahllosen Fenstern der Paläste leuchtete des Christbaumes heiliger Schein und darüber glitt still und unablässig der webende Schneeflockenschleier.

Auf dem Bahnhofe war zum letzten Zuge, der gegen den heimatlichen Flecken ging, das drittemal geläutet. Schon bewegten sich die Räder, als Wandholm auf den Perron athemlos kam, der Schaffner winkte ihm, zurückzubleiben —

es sei zu spät. Allein Wandholm erfaßte noch die Eisenhandhabe des letzten für Frachten bestimmten Waggons, schwang sich auf das Stehbrett und blieb hier in Nacht und Schneegestöber stehen, bis zur nächsten Station.

Als er endlich nach einem scharfen Wortwechsel mit dem Schaffner — da ihn dieser der Tollkühnheit wegen zur Verantwortung ziehen wollte — mit völlig erstarrten Fingern einen Sitzplatz der dritten Classe erlangt hatte, begann er nun mit einiger Ruhe nachzusinnen, was ihn zu Hause für ein Unglück erwarten könne. War seinem Weibe, seinem Kinde was zugestoßen? Nur das nicht, o Gott! Vielleicht ist doch blos Feuer ausgebrochen oder es haben sich Diebe eingefunden; vielleicht ist nur im Amte etwas vorgefallen oder in der Nachbarschaft. Ei, dann hätte sie's auf die Depesche gesetzt; aber sie hat den Muth nicht gehabt, es zu gestehen — es muß etwas Großes sein! — Er rang wiederholt die Hände, so daß die Mitreisenden baß erschraken und über den verstörten, aufgeregten Mann ihre Köpfe schüttelten.

Der Zug bewegte sich nur langsam voran, er hatte viel mit dem neugefallenen Schnee zu kämpfen. Unserem Gerichtsbeamten war, als müsse er beide Arme an die Vorderwand des Waggons stemmen und tauchen und schieben mit aller Kraft, um dem trägen Dinge weiterzuhelfen.

Von einer nächsten Station aus war bereits der Schneepflug abgelassen worden; da ging es wieder etwas besser; gleichwohl verkündete der Schaffner, eine kleine Verspätung sei nicht zu vermeiden und bei ihm sei das nun schon der vierte oder fünfte Christabend, den er auf freier Winterweid' zubringe.

An die verstorbene Tante, an die Erbschaft dachte Wandholm nicht mehr. Sein Auge starrte in das unstet

flackernde Flämmchen an der Decke, seine Seele war daheim und spähte in allen Winkeln und Ecken herum, wo es denn kauern mochte, das Gespenst, das angekündete Unglück.

Jetzt, in der Ungewißheit ließ sich's noch hin und her schieben von einem Gegenstand auf den anderen, wo es eben am wenigsten, oder etwa auch am meisten weh that: bald wird es ihm unabänderlich sein, wie es ja in Wirklichkeit bereits unabänderlich ist. Aber die Ungewißheit peinigt, daß das Herz möchte stöhnen. — Wandholm konnte nicht ruhig sitzen, er schritt in dem fast leeren Coupé auf und ab, von einem Fenster zum anderen, er ließ die Schubgläser nieder und blickte hinaus in das Schneien und Stöbern der Nacht. Die Räder des Zuges ächzten, die Maschine pfauchte und pustete wie ein lungenkranker Mann, der den Berg hinan will und keinen Athem hat.

„Ja, ja, der Winter kehrt sich an keine Fahrordnung," bemerkte ein Herr im Nachbarscoupé tendenziös, „es schaut heutzutage aus, als ob der Menschengeist die Naturkräfte überwunden hätte; ist aber nicht wahr, man sieht oft genug, wer der Herr ist."

Der Sprecher erntete Beifall, sohin philosophirte er weiter und schmauchte eine Cigarre dazu.

Das Aechzen der Räder wurde schwächer, verstummte fast, das Pusten und Schnauben hingegen verstärkte sich in raschen Stößen, setzte ab und begann wieder, so wie der Vogel an der Leimruthe flattert und rastet und flattert, bis er sich immer mehr verklebt und endlich erlahmt.

Der Zug stand still.

Die Reisenden rissen alle Fenster auf, trockener Schneestaub flog ihnen in das Gesicht; der Wind pfiff in den Telegraphendrähten.

„Wir stecken!“ sagte der Schaffner, „das ist das drittemal in diesem vermaledeiten Winter, daß wir stecken.“

„Was des Teufels!“ schrie ein alter Soldat durchs Fenster.

„Vor uns steht der Schneepflug,“ versetzte der Schaffner, „der Einschnitt, der hier durch eine Anhöhe geht, ist mannshoch verweht. Da heißt es schaufeln.“

Einige fluchten, Andere lachten; wieder Andere jammerten, es würde von rückwärts ein zweiter Zug kommen und einen fürchterlichen Zusammenstoß geben. Alle stiegen aus; Manche griffen zu den Schaufeln, Manche gingen wieder in die Waggons zurück. Die es konnten, die wickelten sich in ihre Kotzen, Tücher und Pelze und kauerten so in die Winkel. Wieder Andere versammelten sich in dem sogenannten Salonwagen, zündeten Lichter an, thaten etwelche Weinflaschen und Speisemittel hervor oder steckten Cigarren an. Und Leute, die sich bisher nie gesehen, luden einander freundschaftlich zum Essen, Trinken und Rauchen ein. Und Einer oder der Andere hatte gar Spielkärtchen im Sack, die er ans Licht zog. Oder man wußte einen anderen Schick, die öden Stunden dieses Christabends zu vertreiben, und da das Fluchen und Verzagtsein in solcher Lage sicher nichts half, so lachte und scherzte man und war vergnügt mitten im Schnee.

Friedrich Wandholm war der Erste gewesen, der nach der Schaufel gelangt, aber als er die Unmassen von Schnee sah, welche den über eine Viertelstunde langen Bahneinschnitt förmlich zugemauert hatten, und als er von dem Zugführer hörte, daß, selbst im Falle das Unwetter nachlasse, innerhalb der nächsten zwölf Stunden keine Menschenmöglichkeit wäre, weiterzukommen und der Zug nun bis zur nächsten Station nach rückwärts geschoben werden müsse — da schleuderte

Wandholm die Schaufel aus der Hand, arbeitete sich die Lehne hinan und watete über die Fläche davon.

Der schneidende Wind peitschte ihn und die heiße Sehnsucht. Er kannte die Gegend halb und halb; es konnte doch nur mehr eine Entfernung von wenigen Stunden bis zu seinem Flecken sein; er wollte ihn also zu Fuß erreichen.

Die Nacht war nicht schwarz, sondern grau, denn über den wirbelnden Wolken und Nebelmassen stand der Mond. Der Schnee war auf der Ebene nicht sehr tief und zum großen Theile selbst weggefegt; hingegen lag er in Mulden und Gräben hoch geschichtet; Friedrich achtete nicht, wenn er bis an die Knie, oft selbst bis an die Lenden einbrach, er hastete über und durch die lockeren Massen. Ein schneidender Wind trieb scharfen Schneestaub gegen seine brennenden Wangen, daß ihm Athmen und Sehen verging, und er zuweilen stillstehen und sich umwenden mußte, um Luft zu schnappen, die beeisten Augenwimpern frei zu machen und sich zu sammeln. Jedoch empfand er weder Müdigkeit noch Frost; die Ungewißheit über das Schicksal der Seinen, die Angst, die Sehnsucht rüttelten stets von neuem all seine Lebensgeister auf. — Unglück geschehen! Diese Worte waren ihm wie eines Weltgerichtes Posaunenstoß, erweckend aus Grüften das Bewußtsein der Liebe zu Haus und Familie. Friedrich starrte in die graue Finsterniß hinein und sah Brandstätten und Todtenbahren; und die Schleier des Gestöbers hoben und senkten sich, und der Wind pfiff und fegte, und die Flocken tanzten und wirbelten.

Die Fläche, sonst aus Feldern und Weiden bestanden, war nun zur Heide geworden. Durch beeistes Gehege, durch schneeüberdeckten Strupp, über kahlen Steingrund setzte der Mann. Er war ohne Weg und Steg, er fand keine Fährte.

Mehrmals war es ihm gewesen, als zucke dort und dort ein Flämmchen durch das Gestöber; es war wohl die Fackel eines einsamen Kirchgängers, der zur Christmette eilte. Dann wieder blieb alles öde und grau.

Friedrich zog rastlos weiter, es kamen aber die Föhrenwäldchen nicht, die er hier zu wissen glaubte, es kamen die Gehöfte und Ortschaften nicht, die er kannte und in dieser Richtung vermuthet hatte, und von denen aus er ein Schlittengespann bis nach H. aufzunehmen beabsichtigte. Es war das struppige Gehege, es war die steinige, hügelige Heide, so weit er sah. Er sah nur zehn Schritte weit von sich.

Stundenlang war Friedrich so geirrt. Und nun wußte er nicht mehr, ob er seiner Richtung treu geblieben war oder ob er sich in der unbekannten Gegend, in dem Wirbel des Sturmes nicht etwa nach einer entgegengesetzten Seite gewendet hatte, so daß er sich jetzt von seinem Daheim immer weiter entfernte, anstatt sich ihm zu nähern. — Dieser Gedanke zuckte ihm wie eine glühende Lanze durchs Herz. Er blieb stehen. Er strengte sein Auge an, nichts als Nacht und Gestöber, nur ein paar finstere Felsblöcke ragten auf in seiner Nähe, sonst kein Wart, kein Wegmark — verirrt und verlassen in der Oede der Winternacht, zur Stunde, da sie daheim in Noth und Drang voll heißer Sehnsucht auf ihn harren.

Einen Augenblick war's, als trage der Wind ein Klingen heran. Zu dieser Nacht läuten ja alle Kirchenglocken im weiten Lande: der Heiland, unser Heiland ist gekommen, als liebes, zartes Kind; er will bei den Menschen wohnen und ihnen zeigen, wie man sich und Anderen dieses Erdenleben zunutze mache und glücklich sei; will den Uebermüthigen wie den Trostlosen lehren, was diese Welt ist: ein Kreuzpfahl, auf den der Erdensohn gespannt ist, mit Händen und Füßen, gekreuzigt

von den Elementen, dürstend nach dem Wahren und verlassen. Und endlich weisen will der Heiland im Leben und Sterben zu Trost den offenen Himmel, das Ideal, unser ewiges Ziel, nach dem uns die Sehnsucht zieht.....

Darum horchen wir immer von neuem hoch auf, wenn die Weihnachtsglocken klingen hin über all die Gräber und Schuttstätten menschlichen Glückes.

In den betrübten Herzen wecken sie von neuem die Zuversicht: Es ist ewiges Leben. Und ein Gott, der uns Sehnen und Hoffen gab, er wird es erfüllen. —

So war auch das nächtliche Klingen, das, unbestimmt von welcher Seite, herangezittert kam, dem Mann auf der Heide ein milder Trost. Aber schon wieder brauste der Sturm dazwischen und fegte und pfiff und schleuderte spitze Nadelchen heran und füllte jede Falte des Wandernden und jede Locke seines Hauptes — der Hut war längst dahin — mit Schneestaub.

Weiter eilte der Mann. Immer den Boden prüfend wurde er endlich auf Wachholdergesträuche aufmerksam, das ihn rings umgab; und nun war ihm Gewißheit, daß er sich verirrt, vielleicht weit verirrt hatte. In der ganzen Gegend von H. gab es keinen Wachholder und die Kräutersammler mußten sehr weit gegen Sonnenaufgang gehen, um diesen Strauch zu finden, dessen blaue Beeren als Heilmittel geschätzt sind, dessen Holz für Schnitzereien und dessen Genadel als Räucherstoff so beliebt ist.

Wandholm wollte nun umkehren und seinen eigenen Pfad prüfen, wo und wie er sich gewendet haben mochte, um auf diese Weise die wahre Richtung zu ermitteln. Aber der Pfad zeigte ihm nur, wie er im Zick-Zack geirrt war, und bald wies sich jede Spur als verschneit und verweht

und der Irrende konnte auch den Rückweg nicht mehr finden.

Da blieb der Mann, anstatt in der verzweifelten Lage sich noch mehr aufzuregen, stehen und sagte: Fritz, jetzt ist eine gefährliche Stunde; läßt Du Dich von ihr hetzen, so kannst Du verloren sein; bald sind menschliche Kräfte erschöpft, dann sinkst Du zusammen, schläfst ein und erstarrst unter dem Schnee. Sei denn bedachtsam. Nimm den Wind zu Deinem Wegweiser; der Wind kommt zu dieser Zeit gewöhnlich von der Mitternachtsseite her. Da Du nun der Wachholdersträuche wegen glaubst, daß Du weit östlich von H. bist, so halte Dich so, daß Du den Wind zur rechten Hand hast und gehe in dieser Richtung langsam und schnurgerade fort, so lange bis Du in die bekannte Gegend kommst, oder so lange bis der Tag anbricht und Du einen weiteren Gesichtskreis gewinnst. —

Nach diesem Plane watete der Gerichtsschreiber nun weiter. Es wollte aber nicht mehr recht vorwärts; der Wanderer fühlte es heiß durch seine Glieder prickeln — ein Zeichen der Erschöpfung. Er trocknete sich den Schweiß vom Angesichte; es hungerte und dürstete ihn plötzlich, und als er sich mit Schnee zu atzen versuchte, empfand er Schwindel und Uebelkeiten. Es zog ihn nieder auf den flaumigen Grund, um zu rasten. — Nein, nein! rief es laut in ihm, Du willst nicht erfrieren, Du willst heim zu Weib und Kind! — Und mit erneuter Anstrengung strebte er weiter. Der Schnee wurde gleichmäßiger, aber tiefer, er ging ihm stets über die Knie. Das Schneien verlor sich; einmal lichtete sich sogar ein wenig der Himmel, so daß der Mond wie ein matter Stern durch das Grau schimmerte. Aber vor diesem Monde erschrak Wandholm neuerdings, er stand in einer ganz anderen

Himmelsgegend, als er nach des Wanderers Orientirung hätte stehen sollen. Dem Monde nach war er nun gerade erst die entgegengesetzte Richtung gewandert, als die, welche gegen den Flecken H. führte.

Nun begann dem Verirrten der Muth und auch die Kraft vollends zu schwinden. Schon willigte er in seiner Abspannung zum Rasten, erinnerte sich aber gleichzeitig an das, was der Förster Franz einmal beim Löwenwirth erzählt hatte. Der Förster wurde eines Tages von einem großen Schneefalle im Gebirge überrascht; lange kämpfte er sich durch, doch die Erschöpfung kam, der Mann sah ein, daß er an der Stelle bleiben müsse. Um sich nun vor dem Erfrieren zu schützen, grub er sich, wie ein Maulwurf in die Erde, tief in den Schnee ein. So ruhte er aus, und als er erwachte, hatte sich an seinem Körper eine solche Wärme entwickelt, daß sein Mantel von geschmolzenem Schnee ganz durchfeuchtet war. Neu gestärkt grub er sich wieder heraus und bei sonnigem Morgen trat er seinen Heimweg an.

So wollte nun auch der Gerichtsschreiber sich einpuppen; da stieß er mit den Händen auf einen verschneiten Holzzaun, wie solche Schranken auf Bauerngütern häufig als Grenzmarken oder zum Schirme der Gärten und Felder gezogen sind. Und der Mann sah jetzt, wie hin und hin einzelne Stangen und Stecken von diesem Zaune aus dem Schnee ragten. Erneutes Hoffen belebte ihn; nun war er ja wohl in der Nähe eines Gehöftes, eines Dorfes, in der Nähe von Menschen. Er ging den Holzmarken auf gut Glück nach, da kam er über eine kahle Anhöhe, wo der Zaun ganz frei stand. Hier schnitt und fegte neuerdings der eisige Wind, die Bretter des Zaunes ächzten völlig vor Frost und die gefrorenen Schuhe des Wanderers klangen auf der schneelosen, steinharten

Erde. Von dieser Anhöhe aus sah Wandholm durch den sich theilenden Nebel den schwarzen Streifen eines Waldberges. Es war eine ganz fremde Gegend; auch war es plötzlich wie das Bellen eines Rehes. Dann wieder fuhr das Gestöber von allen Seiten heran. Nun ging es abwärts, es ging durch ein Wäldchen, in welchem der Sturm in den winterspröden Bäumen toste und den Schneestaub niedersäete auf den Boden.

Als der Gerichtsschreiber in der Dunkelheit des Waldes sich an seinem Zaune langsam forthalf, sah er jählings durch die Stämme das matte Schimmern eines rothen Scheines. Das Schneestäuben wob ein goldiges Flimmern in diesen Schein, als schwämmen viel tausend winzige Sternchen von der Höhe nieder. Alsogleich eilte Friedrich gegen die Stelle hin; da stand er vor einer hölzernen Kapelle, in welcher das Bildniß der Gottesmutter prangte, darstellend, wie ihr von der Dreieinigkeit die Krone auf das Haupt gesetzt wird. Vor dem Bilde hing eine rothe Ampel mit eben dem Lichte, das seine Strahlen hinaussendete in das Gestöber und an die Stämme des Waldes.

Ein heißes Gebet stieg aus dem Herzen des erschöpften, bedrängten Mannes auf: „Maria! schütze gnadenreich die Meinen und leite mich zu ihnen!"

Das Flämmchen flackerte so einsam, wie ein Todtenlicht zu schauen. Der Wind wehte fortwährend Schneestaub in die Kapelle, und es lag bereits eine hohe Schicht desselben auf dem Bretterboden und an den Stufen des Altars.

Auch noch etwas Anderes lag an den Stufen des Altars, ein aus dem Schnee ein wenig hervorragender dunkler Gegenstand.

Wandholm beugte sich, das Ding zu untersuchen, er schrak zurück — weit zurück. Und nur langsam, furchtsam

neigte er sich wieder nach vorwärts, um den Gegenstand recht zu besehen, der für einen Augenblick eine so grauenhafte Täuschung verursachen konnte. — Und — es war doch keine Täuschung, o Gott, es war wahrhaftig — — Locken, ein Haupt, ein Menschenhaupt lag da. Noch ein Blick . . . Friedrich Wandholm taumelte und that den Schrei: „Mein Kind! — Jesus, mein Leander!"

Hinstürzte er und riß den Knaben aus den Schneemassen, die denselben bedeckt hatten.

Es kann dieses Begebniß nicht erzählt werden nach Gebühr. Unbeschreiblich ist der Stoß des Herzens, der wilde Schrei, die Gluth und Pein des Schreckens, die durch die Nerven loderten, das Vergehen der Sinne, das Hinsinken in Ohnmacht — als der Vater so sein Kind fand.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nach Stunden erwachte Wandholm. Er lag in einem mild durchwärmten Zimmer, eine brennende Lampe stand unweit vom Bett; durch die kleinen Fenster schimmerte das Roth des Morgens. Alles war ihm unbekannt; er hob sein Haupt und that halblaut die Frage: „War's ein Traum? Träume ich noch? Wo ist mein Leander?"

Da hub das Kind zu weinen an. Es lag auf dem Schoße einer Frau, die eben bestrebt war, ihm warme Milch in den Mund zu flößen.

„Sie sind auch wach," sagte die Frau, gegen das Bett gewendet, „Gott sei Dank, dann wird Alles gut sein; das Kind ist wohl." Sie legte den Kleinen zu ihm, Leander schlang sein Aermchen um des Vaters Hals und schluchzte.

„Mein Gott im Himmel, was ist mit mir geschehen?" rief der Mann nach einer Weile.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen," entgegnete die Frau. „Sie bedürfen jetzt noch der Ruhe, lieber Herr, auch der Kleine soll schlafen."

„Mein Leander lebt!" hauchte Wandholm und küßte den Knaben unter Thränen. „Gute Frau, ich kann erst ruhig sein, wenn ich weiß, wo ich bin und wie ich hierher kam."

„Das ist leicht erzählt," sagte das noch junge Weib, welches in diesem bäuerlichen Hause die Hausfrau zu sein schien. „Mein Mann und das Gesinde sind in der Nacht zur Kirche gegangen, sie ist von den Granitzhäusern — so heißt unser kleines Dorf hier — eine gute Stunde entfernt. Ich und ein alter Knecht sind im Hofe verblieben. Um die Mitternachtszeit, wie wir Beide still am Tische sitzen und beten — weil man hier in der Christnacht während des Gottesdienstes nicht schläft — schlägt der Kettenhund ein scharfes Gebelle an. Der Knecht geht hinaus um nachzusehen, denn zu solcher Zeit sind auch Diebe nichts Seltenes. Aber im Hofe ist Alles ruhig, und doch kommt mir der Knecht erschrocken in die Stube und erzählt, er hätte, wie er vor dem Hause gestanden wäre, von der Waldkapelle herüber einen lauten Schrei gehört. Ja, sage ich, da mußt Du nachsehen gehen, man kann nicht wissen, was sich zuträgt. Aber der Knecht meint, man gehe in einer solchen Nacht doch nicht gerne allein so in den Wald hinein; er hat's nicht ausgesprochen, daß er sich vor Gespenstern fürchte, ich habe ihm das doch angemerkt, und so nehme ich den Werktagspelz meines Mannes über und gehe mit dem Knecht in den Schachen und zur Kapelle, wo ich gestern Abends noch war, um die Ampel anzuzünden. Und in der Kapelle haben wir Sie, lieber Herr, und den Knaben im Schnee liegen gefunden. Vor Allem bin ich mit dem Kinde gelaufen, daß ich es ins

Haus bringen konnte, dann haben wir Sie herübergeschleppt und haben durch Mittel, wie sie in einem solchen Hause just zu Gebote stehen, Sie und das Kind aus dem bösen Zustande zu befreien gesucht. Der Knabe ist nach vielen Reibungen und Einflößungen erwacht, Sie, mein guter Herr, sind aus der Ohnmacht in einen stärkenden Schlaf gesunken und nun, Gott sei Lob, wohl auch gerettet. — Was Ihnen in der Kapelle geschehen, wie Sie dahinkamen und wer Sie sind, das müssen Sie wohl selber besser wissen als ich."

Einen Blick des Dankes richtete der Gerichtsschreiber an die Frau, dann lag er lange wortlos da. Ein plötzlich losbrechender Thränenstrom befreite ihn von seiner Beklemmung.

Der Knabe schmiegte sich noch inniger an ihn und sagte leise:

„Vater, bin ich jetzt bei Dir?"

Er küßte sein Kind.

Nach einer Weile sagte der Kleine wieder: „Vater, Du bist so weit — weit fortgegangen."

Zur selben Zeit löschte das Weib die Lampe aus, und ein schöner, fast klarer Wintertag mit schneeschimmernden Hügeln und Waldhöhen blickte zu den Fenstern herein.

Der Knabe klagte nur über Schmerz an Fingern und Füßen, in denen die Wirkungen des Frostes noch waren — sonst hatte er sich völlig erholt. Der Schnee hatte ihn so gütig zugedeckt in der Kapelle! — trotzdem wäre die rothe Lampe leicht sein Sterbelicht geworden.

Die so freundliche Hausfrau hatte nun für Beide einen wärmenden und stärkenden Trank aus Thee und Wein bereitet und nachdem Wandholm getrunken hatte, erzählte sie, daß der Knabe Abends zuvor im Dorfe gesehen worden sei. Man

hatte ihn für ein Kind aus der Nachbarschaft gehalten und sich weiter nicht um ihn gekehrt.

Eine Magd wußte zu berichten, daß sie Tags zuvor auf einem vorüberfahrenden Kornschlitten, wie solche in dieser Gegend häufig verkehrten, neben dem Fuhrmann einen Jungen habe sitzen gesehen, der viel Aehnlichkeit mit diesem hier nun schlummernden Kinde gehabt hätte.

Als dann der Gerichtsschreiber das Lager verlassen hatte, um sich zu überzeugen, ob die Weiterreise möglich sein würde, und als ihn die junge Frau versichert hatte, daß der Flecken H. kaum vier Wegstunden von hier, den Granitz-häusern, entfernt sei, kam auch der von der Kirche zurück-gekehrte Hausvater in die Stube, um die seltsamen Gäste zu sehen, die das Christkind über Nacht seinem Weibe gebracht hatte.

Und jetzt standen sich die beiden Männer stumm gegen-über. Sie blickten sich lange an, und endlich erhob der Bauersmann seine Rechte, streckte sie gegen Wandholm aus und sagte leise: „Friedrich! Willkommen in meinem Hause!"

„Mein Bruder!" rief der Gerichtsschreiber mit einem Tone, in dem Schreck und Freude lag. —

Ich will dieses Finden näher nicht ausmalen. Die Gefühle Wandholm's wären schwer darzustellen; er sah hier den einzigen Bruder, der vor Jahren in der Residenz eine Ehe eingegangen, zu welcher ihm seine Verwandten die Bei-stimmung verweigert hatten, und seitdem verschollen gewesen war; sah hier den Bruder, den er erst etliche Tage früher mit halber Absicht aus dem Testamente der alten Tante ver-drängt hatte. Und das Weib, das man, und Friedrich selbst, als leichtsinnig verschrien, hier lebte es in der stillen Häus-lichkeit eines Bauernhofes und war die liebreiche Retterin seiner Person und seines Kindes geworden.

Die Freude der Eheleute war groß und herzlich; sie luden den Schwager ein, über das Weihnachtsfest bei ihnen zu bleiben und die kleine Wirthschaft zu sehen, die sie sich, froh, dem städtischen Treiben entkommen zu sein, hier im Frieden des Landlebens angelegt hätten.

Friedrich ahnte nun wohl, daß das Telegramm seiner Gattin aus H. zu seinem auf unerklärliche Weise in die entlegene Gegend der Granitzhäuser versetzten Kinde in Beziehung stehen müsse und sich vielleicht das Unglück günstig lösen würde. Doch wollte er, nachdem er in kurzen Worten sein Geschick erzählt hatte, mit der Heimkehr keinen Augenblick länger säumen.

So ließ der Bauer am Schachen — das war der Hofname Albert's — Roß und Schlitten einspannen. Der kleine Leander wurde in einen großen Schafpelz gewickelt, Friedrich in die beste Decke, dem Ehebett entrissen, geschlagen. Dann knallte der Fuhrmann und mit lustigem Schellengeklingel flog das Gefährte davon.

Sie fuhren durch Thäler und über Hügel, sie fuhren auf der Ebene, sie fuhren über die Heide dahin. Auf den Flächen des Schnees flimmerten die unzähligen Krystallspiegelchen in der Sonne. Dann wieder war der Schnee in abenteuerlichen Massen aufgethürmt und bildete Berge mit senkrechten Wänden und schichtenreichen Dämmen, mit scharfen Kanten, Zacken und tücherartigen Ueberhängen, die stellenweise wohl auch den Weg abzusperren suchten. Der Kleine, der sich endlich ermuntert hatte, freute sich baß an solchen Gebilden, die zart und glatt wie Elfenbein auf der weiten Ebene ragten.

Aber nicht allein geschnitzt und gemeißelt hatte der fleißige Sturm in der Nacht, sondern auch gezeichnet und

gravirt, wie die seltsamen, in verschiedenen Farben schillernden Figuren, Linien, Runde und Schnitte auf der Schneefläche zeigten. Mancher Strauch und Stein hatte seine Haube auf, die Föhrenwäldchen aber standen dunkel über dem unendlichen Weiß der Heide, denn sie hatten, vom Sturme gerüttelt, ihre weichen Schneemäntel abgeworfen. Im fernen Gesichtskreise hob sich hie und da ein Kirchthurm ab. Am Himmel lagen da und dort leichte Wolkenbänke, die, vielleicht neue Winterscenen planend, sich nach und nach ausbreiteten und verdichteten und die Sonne deckten, so daß man auf der Schneefläche bald kein Krystallflämmchen mehr sah.

Mehrmals unterwegs war Wandholm versucht, den Knaben nach Gründen und Zusammenhang des Geschehnisses zu befragen, doch waren sowohl er, als auch Leander unruhig und zerstreut. Er zitterte, so oft der Kleine den Mund aufthat, fürchtete, den Unglücksbericht zu hören. Leander aber ergötzte sich nur an der Winterlandschaft oder lehnte schweigend im Schlitten, in seinen Pelz gehüllt, daß nichts von ihm hervorlugte, als das rothe Näschen.

Endlich um die Mittagszeit sah der Gerichtsschreiber den Thurm von H. Er zählte von weitem die Giebeldächer des Fleckens, er vermißte keines. Aus den Schornsteinen stieg der leichte blaue Rauch des Christmahles.

Als sie die sanfte Lehne hinanfuhren, über welche Wandholm einige Tage früher abwärts gegen den Bahnhof geschritten war, sah er unten, wo die Weiden des Flusses standen, Menschengruppen sich am Wasser auf und ab bewegen. Einige bogen das Gesträuche auseinander. Andere hatten lange Stangen in den Händen, mit denen sie zuweilen in den stark beeisten Fluß zu stechen schienen. Kaum noch war der Schlitten zur Gemarkung des Ortes gekommen, da eilte

des Gerichtsschreibers Frau gräßlich klagend dem Heimkehrenden entgegen: „Das Kind ist dahin! Friedrich, unser Kind ist dahin!“

Aber schon im nächsten Augenblick that sie einen grellen Freudenschrei — sie hatte im Schlitten den Knaben gesehen.

Bald darauf zogen unten die Männer vom Flusse weg und den Häusern zu und Viele versammelten sich frohlockend im Hause des Gerichtsschreibers.

Zuerst mußte Wandholm erzählen, wie er zum Knaben gekommen. Dann berichtete seine Frau, wie sie diesen vermißte. Leander, sonst so aufgeweckt und lustig, war nach der Abreise des Vaters kleinlaut im Hause umhergeschlichen, von einem Winkel zum anderen und hatte mehrmals traurig nach dem Vater gefragt. Dann hatte er sich einmal aus Langweile auf den Schubladkasten geschwungen, wo unter einem Glassturz die vergoldete Stockuhr tickte, und hatte dort, das possirliche Werklein ein wenig untersuchend, unversehens den Glassturz zertrümmert. Er hatte die Erfahrung, daß die Mutter derlei Verbrechen strengstens zu sühnen pflege, und da war von dieser Stunde an der Knabe vom Hause verschwunden. Mehrere Leute hatten ihn gegen die Rutschbahn trotten gesehen, die über den abschüssigen Hang ging und hatten unten am Rande des Flusses das Handschlittchen Leander's gefunden. Der Knabe aber war nicht heimgekehrt und er war nirgends mehr gesehen worden. Und hierauf hatte Frau Agnes rasch ihrem Manne in die Residenz telegraphirt.

„Ja, Kind, wohin bist Du denn gegangen?“ fragte man jetzt den Kleinen.

„Ich bin auf die Rutschbahn gegangen,“ war die Antwort.

„Bist Du dabei allein gewesen?"

„Ja. Weiter draußen ist der alte Kornführer Janosch gestanden."

„Was hattest Du mit dem alten Janosch?"

Der Knabe verstand die Frage nicht.

„Was hat der alte Janosch gesagt?"

„Der hat gesagt: was willst Du denn, Du kleine Grill?"

„Und Du?"

„Ich habe gesagt: Janosch, ich will zum Vater, und dann bin ich zu ihm auf den Schlitten gesessen."

„Was hat aber der Janosch mit Dir gethan?"

„Er hat mich neben sich sitzen lassen."

„Und weiter?"

„Dann sind uns andere Fuhrleute begegnet, und da hat mich der Janosch zurückschicken wollen."

„Und warum hat er das nicht gethan?"

„Ich habe mich fest an seinen Pelz gehalten, da hat er gelacht und hat mich neben sich sitzen lassen."

„Wie ist es weiter gewesen?"

„Weiter haben wir mitsammen Speck gegessen und Schnaps getrunken."

„Dann, wie es Nacht geworden ist?"

„Wie es Nacht geworden ist und an dem Weg die Häuser gestanden sind, da hat mich der Janosch in den Schnee hinab gehoben und ist davon gefahren."

„Was hast Du hernach gemacht, Leander?"

„Ich habe den Vater gesucht."

„Bist Du nicht in die Häuser gegangen, die am Weg gestanden sind?"

Der Knabe entgegnete nach einer Weile: „Das weiß ich nicht."

„Wo wolltest Du denn aber hin?‘

„Es ist viel Schnee gewesen,“ antwortete der Knabe.

Und was man ihn des Weiteren fragte, er stutzte oder sagte: „Das weiß ich nicht.“

Daß es sich in der Hauptsache aber nach den Aussagen des Knaben verhalten, das bewies ein von der Heidegegend her kommender Mann, der im Laufe des Tages im Flecken Nachfrage hielt, ob ein fünf- oder sechsjähriger Knabe, der Leander heiße und des Gerichtsschreibers Sohn sei, schon zurückgekehrt wäre. Der Kornführer Janosch lasse das fragen; diesem hätte sich der Knabe aufgedrängt, aus Unbedacht hätte er ihn eine Strecke mit sich geführt, am Abend aber bei den Granitzhäusern abgegeben. Wenn nicht schon daheim, so müsse der Junge noch in den Granitzhäusern sein.

So war der Zusammenhang der Dinge zur Noth hergestellt. Unversehens müsse der Knabe in die Waldkapelle gekommen sein, wo er in seiner kindlichen Frömmigkeit vielleicht für den Vater beten mochte, und dort war er der Erschöpfung unterlegen.

Viel wurde über das wunderbare Geschehniß gesprochen, wie Vater und Sohn auf der Wintersheide bei Nacht und Sturm zusammengeführt worden seien. Und am zweiten Weihnachtstage wies selbst der Pfarrer in seiner Predigt darauf hin, die ewige Fürsehung preisend, die über uns irrende Menschen waltet.

Gegen Abend des Christtages erst kam nach einer fünfzehnstündigen Verspätung der Zug von der Hauptstadt an, der den Gerichtsschreiber hätte mit sich bringen sollen.

Am nächsten Morgen ließ Friedrich wieder einspannen und fuhr gegen die Granitzhäuser zu seinem Bruder. Nun erst freute er sich mit Behagen an der stillen, liebreichen

Häuslichkeit des Bauers am Schachen, und er schwor bei sich, keinen Menschen nach dem bloßen Leumund mehr zu beurtheilen. Und dann bat Friedrich seinen Bruder Albert, an der Erbschaft der alten Tante mit ihm gleichen Antheil zu nehmen.

In der Kapelle des Waldschachens steht heute eine Votivtafel mit folgenden Worten: „Auf dieser Heide hat in einer ungestümen Weihnacht der Vater sein Kind, der Bruder den Bruder wiedergefunden."





Der Pfarrers-Bub.

Aus den Aufzeichnungen eines Landgeistlichen.

Sonntag, 7. October 1866.

Heute Predigt über das Thema nach Paulus: „Wenn ich die Sprachen der Menschen und der Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz," dann Uebergang: „Wie Du säest, so wirst Du ernten," und von dem, „wie jedes gute Werk gute Früchte trägt und sich oftmals schon auf Erden lohnet."

Die Kirche war so voll von Menschen, daß Keiner hätte umfallen können. Der Herr Amtsbruder in der Nachbarschaft verscheucht seine Pfarrkinder, er ist in seinen Predigten zu scharf, verdammt zu sehr; mag freilich seine Gründe dazu haben. Ich hätte sie eigentlich auch, denke aber, die Kirche soll den Leuten eine Stätte der Gnade sein. Er mag ihnen die Hölle heiß machen und den Teufel so schwarz als möglich, ich will ihnen den Himmel aufputzen mit Sonnenlicht, Rosen, lieben Heiligen und schönen Engelein; so werden sie sich doch nicht lange besinnen, wohin sie sollen, in die Hölle oder in den Himmel. Der Kleingabelwirth hat am vorigen Sonntag in Spaß und Ernst gesagt: „Wenn es im Himmel kein Scheibenschießen gäbe, so wolle er nicht hinein." — „Ja, Wirth,"

antwortete ich, „es giebt ein Scheibenschießen im Himmel, da trifft jeder Schuß ins Centrum.“ — „Was?“ darauf der Wirth, „ich allein will treffen, die Anderen sollen fehlen.“ — „Der liebe Gott wird's schon machen, wie es Dir recht ist,“ sagte ich, „schau nur, daß Du hinein kommst.“

Nach der Predigt Trauung. Man wird nicht bald ein so schönes Brautpaar finden, wie diese jungen Beitersleute. Deren Glück habe ich auf dem Gewissen. Die Alten wollten es nicht zugeben, hat er wieder einmal zu viel Geld und sie zu wenig. „Gut,“ habe ich gesagt, „so sind sie auch in dem zweierlei Geschlechts. Zwei Reiche zusammen giebt Protzen, zwei Arme zusammen giebt Bettler. Wollt Ihr echtes Gold, so nehmt den goldenen Mittelweg.“ Hierauf ist geheiratet worden. Es ist kindisch, wie sich die Zwei lieb haben. Wenn ich eine Pfarrerin hätte, wäre es vielleicht weniger kindisch. Uebrigens — es ist besser, Junggeselle sein, als manche Leute glauben. Mir ginge es mehr nach einem Wesen, das mich lieb hat. Die Katze ist doch auch nichts, schmeichelt sich an Einen her, reibt sich am Rock, reckt den Schweif kerzengerade gegen Himmel, dreht ihn dann langsam auf die rechte oder linke Seite — und das ist die ganze Liebe, die sie mir zeigen kann. Die Haushälterin soll schauen, daß sie das Thier wieder wegbringt, in der Scheune mausen, das steht ihr besser, als dem Pfarrer auf der Bibel sitzen und mit dem Propheten Jeremias Händel anfangen, wie letztens; die ganze dritte Jeremiade zerfetzt.

Sie haben mich zum Hochzeitsmahl geladen, da kommt gegen Abend ein Versehbote, und während sie daheim zu Tische gehen, zu Tanz und Kurzweil, muß ich fort.

9. October.

Ein Ereigniß. Ich habe ein Kind bekommen.

In den sieben Kesseln heißt die Gegend. Ich hatte mehrmals von ihr gehört. Tief im Gebirge. Hochwaldung. Zwischen hohen Bergen sieben Mulden, heißen die sieben Kesseln. Wußte gar nicht, daß es auch seßhafte Menschen dort giebt. Kommt vorgestern, wie ich eben ins Hochzeitshaus will, eine kleine alte Magd daher getrippelt und muß sich eine Weile ausschnaufen, bis sie sprechen kann. Jetzt bittet sie mich um einen Versehgang hinein in die sieben Kesseln. Die Ringel-Schusterin wolle abmachen. Na, gute Nacht, denke ich, giebt's in den Kesseln nicht blos Leute, sondern auch Schuster.

„Wer braucht denn Schuhe in der Wildniß," frage ich schier ärgerlich, als wollte ich eine Sache, die mir nicht genehm ist, wegdisputiren.

„Niemand," antwortet die Magd. „Die Holzknechte sind nicht mehr dort, weil das Schlagen eingestellt worden ist, die Schusterin liegt im Bett, das Bübel in der Wiegen und ich gehe barfuß." Nach diesen Worten zeigt die kleine alte Person ihre großen, rauhen, staubigen Füße. „Und das letzte Oel," so setzt sie bei, „möcht der Herr Geistliche-Herr halt auch mitnehmen, laßt sie bitten."

„Sollt es denn so schlimm stehen?"

„Das nicht," antwortet die Botin, „sterben thut sie halt."

„Was fehlt ihr denn?"

„Die Auszehrung hat sie. Und die Lungensucht hat sie auch. Ja, und ein Fieber hat sie auch noch. Und gar so viel letz (schwach) ist sie."

Ich habe mich sogleich zusammengerichtet. Während die Botin im Dorfe Einkäufe macht, nehme ich einen Imbiß, gehe in die Kirche um das Heiligste, und lasse die dazu

gehörigen Sachen zusammenthun in eine Ledertasche, die außen noch die Haare und Rehbockklauen hat und vielleicht selbst einmal in den sieben Kesseln umhergelaufen ist. Wie ich sie der Botin aufladen will, sehe ich, daß diese schon aufgeladen hat. Ein großes Bündel auf dem Rücken, einen Plutzer in der Hand. Da wird's viel sein, wenn sie die Laterne noch tragen kann, die Ledertasche muß ich mir schon selber umhängen. Während auf dem Thurm das Verseh-glöcklein tönt, klingen unten im Wirthshause die Pfeifen und Geigen zum Hochzeitstag. So geht's auf der Welt.

Wir wandern thalaufwärts. Neben uns rauscht das Wasser. Vor mir keucht die kleine Alte, ich gehe hinten drein und mache meine Gedanken, gute und schlechte durcheinander. Mir kam der Gang sauer an. Ich erinnerte mich an einen Fall in der Nachbarspfarre. Wurde in einer stürmischen Nacht der Priester ins Gebirge geholt zu einem plötzlich schwer Erkrankten. Am Morgen, als er hinkam, war der Sterbende auf einem Fichtenbaum und hackte Aeste herab zur Stallstreu. So Leute mit ihrer unregelmäßigen Lebensweise sind, aller Tagesordnung zuwider, auf einmal todtkrank, aber ebensoschnell auch wieder gesund.

Als wir vom schreienden Wasser in ein stilles Neben-thal abgezweigt sind, will ich doch mit meiner Gefährtin etwas plaudern.

„Maid," frage ich sie, „wie soll ich Dich denn nennen?"

„Ich und die Mutter Gottes haben den gleichen Namen," antwortet die Magd.

„Also Maria?"

„Daß es der Herr Geistliche-Herr aber gar so geschwind verrathen hat!" ruft sie aus.

„So bist wohl auch recht brav und fromm, wie Deine heilige Namensschwester?“

„O Gott, nein!“ lacht sie auf. „Wenn ich an nichts schwerer thäte tragen, als an meiner Frömmigkeit! Ich habe viele Sünden.“

Nicht einmal für einen weltlichen Menschen mag es angenehm sein, mit einer gar nicht besonders zierlichen Weibsperson über Sünden zu plaudern, geschweige für einen geistlichen. Ich wendete also das Gespräch von der Sündenlast rasch auf die andere und fragte meine Begleiterin, was sie denn in ihrem Bündel habe.

„Wenn wir oben sind!“ antwortete sie kurzathmig, denn unser Weg ging bergwärts.

Eine lange Weile durch Wald bergan, der Weg steinig, von Wildwasser zerrissen. Endlich eine Hochblöße. Weite Aussicht, aber es dunkelte schon und die Berge waren vom Grau der Nacht kaum mehr zu unterscheiden. Wir setzten uns auf einen morschenden Baumstrunk, um zu rasten. Die Maria stellte ihren Plutzer behutsam neben sich.

„Hast Du Wein drinnen?“ fragte ich.

„Es wundert mich, daß der Herr so viel reden darf, wenn Er das heilige Sacrament bei sich hat. Ich habe gemeint, da müßte man wie in einer Kirchen dahergehen und beten.“ So die Magd.

„Der beschwerliche Gang selber schon ist ein Gebet,“ sagte ich und kam im Gedanken wieder darauf, daß das Volk den Priester immer noch frömmer und asketischer haben will, als er nach strengster Satzung ist und sein kann.

„Da drinnen,“ antwortete sie auf meine Frage, und legte die Hand auf den Plutzer, „da ist schon was Besseres, als Wein!“

„Dann könnte es Honig sein."

Die Magd schüttelte verneinend das kleine, ins Tuch gebundene Köpflein und sagte: „Es wäre nicht schwer zu errathen. — Weihwasser ist im Plutzer."

„Wozu so viel Weihwasser?" ist meine Frage.

„Für die Todtenbahr," antwortet sie. „Ich habe ja schon gesagt, daß die Schusterin stirbt, und da hat sie mir aufgetragen, wenn ich den Geistlichen holen gehe, daß ich gleich von der Kirche auch Weihwasser für die Todtenbahr mitbringen sollt!"

Es ist zu verwundern, wie mancher Kranke gleich an Alles denkt.

Wir rückten wieder an. Als ich sah, wie die kleine Magd ihr großes Rückenbündel kaum zu heben vermochte und ihr dabei nachgeholfen werden mußte, wollte ich ihr fast Vorwürfe machen, daß sie so schwer aufgeladen.

„Was denn?" sagte sie, „wir brauchen's ja. Ein Sackel Mehl und ein Töpfel Schmalz fürs Todtenmahl. Viel Leut werden eh nicht kommen. Nachher hat sie angeschafft, daß ich auch ein Stückel Leinwand mit heimbringen soll — für ein Bahrtuch. — Wir haben ja frei nichts im Vorrath. Eins hab ich eh dummerweis vergessen. Mit dem Todtengraber, hat sie gesagt, sollt ich reden; und ist mir richtig vor lauter Einkaufen der Todtengraber aus dem Kopf gefallen."

„Es wird ja mit Gottes Willen noch nicht darauf ankommen," tröstete ich, „und wenn es wäre, so würden ja andere Leute sein, die das besorgen."

„Sie will halt Alles selber anordnen," sagte die Magd, „und laßt sich was kosten auf ein ehrsames Begräbniß."

„Hat sie denn Geld?"

„Freilich. Ins Mieder eingenäht. Zum kleinen Frauentag hat sie ganze neun Gulden gehabt; seither hat sie zwar einmal aufgetrennt, aber viel kann nicht fehlen. Ich weiß es nicht.“

So erzählt die kleine Magd und dann geht's voran. Es wird finster, der Weg abwärts, aufwärts, abwärts, und sie mit dem Laternlicht vor mir her. Endlich kann sie nicht mehr, will rasten und rasten und bleibt mir nichts Anderes übrig, ich nehme ihr das Bündel ab. Vor mir das Allerheiligste, hinter mir Mehl und Schmalz und Bahrtuch, so gehe ich einher.

Gegen Mitternacht kommen wir zu einem kleinen Hause, das am Bache steht, daneben ein paar Felder oder Wiesen, sonst allenthalben Wald. Im Häuslein ist Alles ordentlich und sauber. Auf dem weißgedeckten Stubentische eine Talgkerze und ein Crucifix. Im Bette die noch junge kranke Frau, daneben in der Wiege ein kleines Kind. Wie die Kranke meiner ansichtig wird, hebt sie die Hände auf — recht mager sind sie — und ruft in freudevollem Tone: „Gott sei Lob und Dank! So habe ich doch das Glück!“

Nachdem ich ein wenig gerastet habe, sage ich zur Magd: sie sollt hinausgehen in die Küche und beten. Dann legt die Kranke ihre Beichte ab, empfängt das Sacrament des Altares und die letzte Oelung.

Ich muß einen Imbiß nehmen, er thut mir auch wahrlich noth. Wie ich damit fertig bin, mich zum Fortgehen anschicke und der Kranken noch Worte des Trostes und der Aufmunterung sage, nimmt sie mich an der Hand und vertraut mir, daß sie noch ein schweres Anliegen habe. Bevor sie damit hervorkommt, beginnt sie still zu weinen. Ich setze mich zu ihr und warte, bis sie sich fassen kann. Dann hat sie mir Folgendes gesagt:

Sterben wollte sie gerne, wenn nur das Kind nicht wäre. Der Vater habe im Mai zu den Soldaten müssen und sei in der Schlacht bei Sadowa gefallen. Sie selber sei aus Bayern, habe keine Verwandten mehr, das Haus, in dem sie sterbe, gehöre auch nicht ihr. Die kleine Maria sei die Einzige, die bei ihr ausgehalten habe, obwohl sie keinen Lohn, nur die nothdürftige Nahrung bekomme, aber die Magd sei auch arm, und jetzt, wenn sie — die Kranke — gestorben: was wäre mit dem Kinde?

Das Kind schläft mit seinem runden blassen Gesichtlein in der Wiege, ich schaue es an und denke: Ahnst es nicht, armes hilfloses Wesen, was jetzt um Dich vorgeht.

Ich muß wohl sagen: So scharf ist mich der ewige Gott noch nie angegangen um Nächstenliebe, als in dieser Stunde. Lange und heftig hat's gesträubt in mir; allerlei Einwände und Ausflüchte, aber endlich habe ich sagen müssen. „Liebe Frau! Eueres Kindes wegen sollt Ihr im Frieden sterben. Das Kind soll zu braven Leuten kommen, die es lieb haben und erziehen, wie ihr eigenes, und einen gesunden, rechtschaffenen Menschen aus ihm machen. Und wenn sich Niemand dafür finden sollte, so nehme ich es selbst zu mir."

Jetzt hascht sie nach meiner Hand, reißt sie an sich, bedeckt sie mit Küssen und Thränen und schluchzt: „Vergelt's Gott! Vergelt's Gott! hochwürdiger Herr, wenn mich Gott zu sich nimmt, ich will unablässig für Euch beten. Eine solche Wohlthat! Ein solches Glück!"

Ja freilich, ein Glück, auch für mich. Noch nie bin ich mir so gut und christlich und groß vorgekommen, als in dieser Nacht. Eine edle That vollbringen, es ist doch das Beste, was man auf dieser Welt haben kann. Ich habe noch

nie ein Opfer für die Mitmenschen bereut, oft aber die Unterlassung eines solchen. Daran merke ich am deutlichsten, daß Gott in uns ist.

„Noch das weiche, kühle Händchen des Kleinen habe ich angerührt, dann der Abschied von dem Weibe. „Auf Wiedersehen in der Ewigkeit!" hat sie gesagt, und war mir, als hätte sie im Gedanken noch dazugesetzt: Dort werde ich mein Kind wieder von Dir zurückfordern.

Um acht Uhr Morgens, als ich erschöpft nach Hause komme, stehen an der Kirchthür Leute. Wollen ihre Messe haben.

Den ganzen Tag komme ich nicht zur Rast, so will ich am Abende früher ins Bett. Kaum lege ich mich in die Federn und preise mich glücklich — klopft es an die Thür.

Die kleine Magd ist da, berichtet, daß die Ringel-Schusterin gestorben und bringt mir das Kind.

Nun ist mir freilich wohl aller Schlaf vergangen. Die alte Haushälterin rufen und ihr Rechenschaft ablegen, denn sie macht unheimliche Mienen! Dann ein Bett für das Kleine; die Haushälterin verweigert mir in ihrer Stube dafür den Platz. Ich habe eine Lade, wo altes Meßgewand aufbewahrt ist, die wird ausgeleert, in die Küche getragen, zu einem Bettlein gemacht, und die kleine Magd dazu. — Das ist für die erste Nacht.

Ein Knabe ist es und heißt Theodor. Der von Gott Gesandte. — Aber heute Morgens nach der Messe, und wie ich bei meinem Kaffee sitze, nimmt mich die Wirthschafterin ins Verhör. Die kann's! Gott genade dem Schuldigen! Ich hab's leicht. Muß aber versprechen, daß ich alsogleich Mittel und Wege finden will, den kleinen Schreihals wieder aus dem Hause zu bringen.

11. October.

Die Mutter wäre geborgen. Vier Mannsleute haben sie herausgebracht, und hintendrein die Ziege, Theodor's Erbstück. Das Häusel in den sieben Kesseln zugesperrt. Aus und ab. Ist eigentlich doch schade, daß nach dem Strich wieder ein neues Capitel anfangen muß. Wenn ich bedenke, was das arme Weib für Mühsal gehabt hat in ihrem Leben, so thut es mir ordentlich selber wohl, daß ich sie da unten in der kühlen Ruhe weiß. — Lieber Gott, wenn die Todten wüßten, wie gut das Todtsein ist!

Nun wollen wir halt sehen, wohin wir den Jungen thun. Ein schönes, herzliebes Kind. Hat ein paar Mal nach der Mutter umgeschaut und sich dann mit der kleinen Magd zufrieden gegeben. Denn die Maria bleibt einstweilen bei ihm. Er kann schon einzelne Worte sprechen, sagt: „mugudel“ und meint Milch, kann auch laut lachen, hat kohlschwarze Augen und Alles — und trotzdem sagt der Peinterbauer, er nähme ihn nicht. Der Stöckel in Greuth sagt auch so und der Bauer in der Ramsau auch. Die Schulmeisterin möcht ihn haben, aber ihr Mann empfiehlt ihr Geduld. Mit der ist dem Theodor nicht gedient. Morgen gehe ich hausiren. Wird doch für so ein Kind noch Platz sein auf der Welt.

15. October.

Scheint doch keiner mehr zu sein. Voll ist's und auch schon der Gupf drauf. Die meisten Leute wollen nur den Spaß haben und kein Kind; hier ist ein Kind und kein Spaß. Sein Vater hat sich fürs Vaterland erschießen lassen müssen. Man sollte den Wurm eigentlich gut einschachteln und dem Grafen Bismarck schicken und schreiben: Du hast den Großen auf dem Gewissen, nimm auch den Kleinen. Lieber die Preußen als meine Haushälterin. Nie hätte ich

geglaubt, daß ein altes Weib so giftig sein könnte. Drei Schierlinge und sieben Fliegenpilze und neun Einbeeren und eine Kupfernatter dazu, machen zusammen eine Pfarrers-Haushälterin, wenn der Pfarrer ein kleines Kind ins Haus gebracht hat. Die Suppe versalzen, der Braten verbrannt. Und ich möchte darauf wetten, daß sie in den Tischwein Essig thut, er war nie so sauer, als in dieser Woche. Mit dem ausgesprungenen Hemdknopf schickt sie mich zur Kindsmagd. Ich konnte mir nicht denken, warum im Kindszimmer neben der Küche der Ofen so sehr raucht; finde ich nicht den Schlauch, der in den Schornstein führt, mit Lappen verstopft?

Jungfer Ottilie! es thut mir leid. Wir leiden Alle an Deinem Gift und Du selber noch am meisten. — Wenn Du wüßtest, wie grün Dein Gesicht geworden ist! Der Neid und Aerger macht recht garstig. Was kann denn ich machen? Wenn ich ihn halt nicht anbringe und nicht anbringe!

Wenn wir hierzulande nur einen Nil hätten und eine pharaonitische Prinzessin, es wäre leicht geholfen. Mein kleiner Moses —

Ach, lieber Gott, er krächzt schon wieder.

19. October.

Es ist ganz umsonst.

Wie war ich in den Häusern meiner Seelsorge immer willkommen! Und jetzt finde ich die Thüren verschlossen und so eine Hütte stellt sich, als wäre Niemand drin. Vor dem Theodor haben sie Furcht.

Der junge Veiter wollt ihn einstweilen nehmen; er wäre zu nichts weiter verpflichtet worden, nur einstweilen. Da kommt er mir heute nach der Messe und sagt, es wäre nichts, es hätte sich etwas Ueberraschendes ereignet, bei seinem

Weibchen wäre ein eigener Wille zum Vorschein gekommen. Und was die Leute dazu sagen würden, wenn ein junges Ehepaar, das kaum erst drei Wochen verheiratet ist, ein kleines Kind hätte?

Lieber Himmel, wenn man das so nehmen will, ist ja das Kind im Pfarrhofe weit schlimmer.

Uebrigens — wenn nicht bald etwas vorkommt, so ist's zu spät. Das Knäblein wächst mir an den Leib. Brevier beten und mit dem Theodor schäkern, ich thue es jeden Tag und — es ist ganz heidnisch — fällt's mir gestern ein: während ich bete, steht der liebe Gott ernst und strenge dort oben, und wenn ich mit dem Kinde herze, steigt er einige Stufen herab und schaut uns lächelnd zu.

24. October.

Endlich fort!

Aber nicht das Kind, sondern die Haushälterin.

Es war mir schon die große Ordnung und Säuberlichkeit aufgefallen, womit sie mir heute den Mittagstisch bereitet hatte. Hirnbrühe, Dunstbraten mit frischem Salat, der gar nicht mehr leicht zu bekommen ist, Eierkuchen mit Himbeertunke, sogar der Wein ist nicht mehr sauer. Mir wollen die Lieblingsgerichte heute aber nicht munden, steckt was dahinter, denke ich mir, und richtig! Wie sie den Tisch abräumt, wendet sie sich gegen die Wand und fängt an, kläglich zu schluchzen.

„Ottilie!" rufe ich, „was ist Dir?"

„Ach," sagt sie, „wird wohl das letztemal sein, daß ich heute gekocht habe für den Herrn Pfarrer. Ich sehe es schon, ich bin überflüssig in diesem Hause." — Und marschirt das Kind auf mitsammt der Kindsmagd. Ich will sie beruhigen, da wird sie arg, giebt dem Kleinen und der Magd

Namen, auf welche sie eigentlich nicht getauft sind, und drischt mit den Fäusten auf die Wand ein, daß der Kalk losbröckelt. — Da ist nichts zu machen, denke ich, und sage: „Ja, lieber Himmel, Ottilie, wenn Dir die Sache so schrecklich ist, so wäre es eine Ungerechtigkeit, Dich länger in diesem Hause festhalten zu wollen."

„Alsdann will ich meinen Dienstlohn!" schreit sie, „habe seit einundzwanzig Monaten nichts mehr bekommen."

Es ist wahr. Jetzt, wo soll ich 105 Gulden auftreiben? Die Casse ist im Stift und das Stift ist in der Elmau. Unser Kaufmann hört von meiner Noth. Ich verschreibe ihm die Einnahmen der nächsten Monate, er borgt mir das Geld. Die Ottilie wirft Alles, was ihr gehört, in ihren Kleiderschrank zusammen, sperrt ab, und ohne allen Abschied geht sie davon. Nur ins Kindszimmer hat sie in ihrer Giftigkeit noch hineingeschrien: „Adieu, Hausherr! Höllischer Balg!" und schlägt die Thüre so heftig hinter sich zu, daß der ganze Pfarrhof zittert und der Theodor vor Schreck ein wildes Geschrei erhebt.

Kaum ist die Haushälterin davon, tritt die Maria in mein Zimmer und sagt, sie wolle auch gehen. Sie sei die Ursache des Unfriedens geworden, zwar ganz unschuldigerweise, aber sie lasse sich da nichts nachsagen.

Hierauf entgegne ich: „Habe die Haushälterin nicht angebunden und binde Dich auch nicht an. Wenn Du glaubst, daß Du das arme Kind jetzt verlassen kannst, wo es Deiner gerade am dringendsten bedarf, wo ich mir mit ihm nicht zu helfen weiß und es doch nicht auf die Gasse werfen kann, nun so gehe."

Sie ist nicht gegangen. Sie pflegt das Kind und hat mir am Abend die Suppe gekocht.

Noch spät Abends kommen zwei Männer aus Unterdorf und führen Ottiliens Kleiderschrank davon. — Ich hätte es doch nicht geglaubt, daß ihr die Sache ernst ist. Nun ich erfahren, wie hart sie sein kann, bin ich froh, daß sie fort ist.

27. November.

Ich glaube, das Würmel geht endlich.

In Sachsenberg draußen lebt ein altes, alleinstehendes und — wie es heißt — vermögendes Fräulein, das oft schon den Ausspruch gethan haben soll: Wenn, ohne ihre frauliche Würde zu verletzen, ein Kind zu haben wäre, so nehme sie eines. Bei diesem alten Jungfräulein will ich mein Glück noch einmal versuchen.

28. November.

Dem Fräulein Peselka liegt der Revolutionsschrecken noch in den Gliedern. Sie mag seit Anno Achtundvierzig keine Stadt mehr. Jeden Tag erzählt sie es seit achtzehn Jahren, wie damals ein „rother Krowat" in ihre Wohnung gedrungen, um sie mit dem Bajonett aufzuspießen. Vor der Ehrwürdigkeit des alten Adels, den sie, auf das Diplom deutend, sofort angegeben — auch das Fräulein selbst war damals schon nahe den Siebzigen — hatte er aber zurückgeschreckt und dafür den Jonathan aufgespießt. Vor ihren Augen! Vor ihren leiblichen Augen den Jonathan! ihren einzigen Freund, den schwarzen Pintscher! — Sie verhüllt sich noch immer schaudernd das Gesicht, so oft sie die Greuelthat erzählt. Kaum der Windischgrätz in Wien Ordnung gemacht, verließ sie die Stadt und zog aufs Land, um hier in stiller Trauer ihr Leben zu beschließen. Fräulein Peselka ist jetzt sechsundachtzig Jahre alt; es soll ihm manchmal die Zeit lang werden. Einen Hund hat es sich aber nicht mehr

angeschafft, so dachte ich gleich, vielleicht wäre ihm der Theodor willkommen.

Das Fräulein hat mich sehr höflich und in allen Züchten empfangen. Es ist nicht größer als ein siebenjähriges Mädchen, hat ein blasses, scharfgeschnittenes Gesichtlein mit schwarzen Augen, trägt ein schwarzseidenes Schleppkleid mit weißen Spitzen, ein weißes Häubchen und am Halse eine Broche mit dem Bilde Jonathans. — Die Wohnung ist so überaus ordentlich und reinlich, daß ich nur wenig Hoffnung hatte, hier ein kleines Kind unterbringen zu können. Doch hielt ich mit meinem Anliegen nicht lang hinter dem Berge und sie sagte auf der Stelle zu. Sie wolle doch auch noch was leisten, bevor sie fortgehe von dieser Welt. Sie möchte auch gern wen haben, der sie ein wenig lieb hätte in ihren alten Tagen. Nur das eine Bedenken äußerte sie, ob ihre zwei Mädchen, die sie habe, mit dem Kinde wohl auch würden umgehen können? Das eine sei zwar schon etwas vernünftiger, aber das jüngere sei flatterhaft, und mit Kindern habe weder das Nannerl noch das Veferl je etwas zu schaffen gehabt.

„Ach Gott,“ sagte ich, „so gut wird es das Kind unter allen Umständen haben, als bei mir, und sollten die Mädchen in der That noch zu unerfahren sein, um ein kleines Kind zu pflegen, so könnte ja die bisherige Pflegerin mit dabei bleiben.“

Das Fräulein rauschte zum braunglänzenden Schubladkasten, auf welchem eine zierlich geschnitzte Stockuhr mit Glassturz stand — daneben war ein Glöckchen, mit dem das Fräulein nun schellte.

Jetzt kam aus der Küche eine alte, hagere Person herein. Diese hatte ihre weißen Haare säuberlich gescheitelt und war auch im Uebrigen derart sorgfältig angezogen, daß ich an

ihr keinen Dienstboten vermuthet haben würde, wenn sie nicht gar bescheiden vor das Fräulein hingetreten wäre, und „Was befehlen Euer Gnaden?" gefragt hätte.

„Geh, Nannerl," sagte das Fräulein, „rufe mir auch die Veferl herein."

Also die „Nannerl" war das. Der Jugendlichkeit wegen, dachte ich, könnte man diese schon zu einem kleinen Kind stellen. Das Fräulein schien meine Gedanken zu errathen, denn es sagte: „Die Nannerl ist wohl recht, ist jetzt neunundvierzig Jahre bei mir in Diensten und man kann sich auf sie verlassen. Die Veferl kenne ich noch zu wenig."

Da kamen die Beiden schon herein. Die „Veferl" war nicht gar viel jünger, als ihre Genossin, hatte aber ein ganz hübsches Gesicht und an der Oberlippe etwas, wie einen Schnurrbart. Das war also die Flatterhafte.

„Die ist halt noch nicht lange bei mir," bemerkte das Fräulein, „sage mir einmal, Veferl, wie lange bist Du schon bei mir?"

„Fünfzehn Jahre, Euer Gnaden!" antwortete die Person mit einem artigen Knix.

„Na, sehen Sie, Herr Pfarrer," sagte das Fräulein zu mir, „läßt sich zwar auch gut an, mein Veferl," dabei tätschelte sie die Genannte an der Wange, „nur manchmal ein bißchen munter! Nun, das wird sich mit der Zeit schon geben. — Jetzt will ich Euch etwas sagen, Mädeln. Wollt Ihr ein kleines Kind haben?"

Die Mägde errötheten, eine wie die andere, und das Veferl getraute sich vor lauter Schämen gar nicht mehr aufzugucken.

Fräulein Peselka setzte den beiden Dienstmägden die Sache nun auseinander und ich ließ von „Stufen in den

Himmel bauen" etwas verlauten, da falteten die Beiden ihre Hände und flehten: „Bitt, Euer Gnaden, bitt! Nehmen Euer Gnaden das Kindel auf, wir wollen es schon recht warten und gern haben. Bitt, Euer Gnaden!"

Es ist so viel als abgemacht. Ich eile nach Hause.

Es giebt doch noch gute Menschen auf der Welt. Theodor, Du machst Dein Glück. Vielleicht adoptirt sie Dich ganz, Du kommst zu einem Vermögen und kannst etwas Tüchtiges lernen. Gottlob, mit dem heutigen Tag bin ich zufrieden.

30. November.

Heute habe ich vom Herrn Pfarrer in Sachsenberg das beiliegende Schreiben erhalten:

„Lieber Amtsbruder!

Es ist mir zu Ohren gekommen, daß Du Willens bist, ein kleines Kind, welches Du aus christlicher Barmherzigkeit einer Sterbenden abgenommen, in die Hände eines Fräuleins Wilhelmine Peselka, in hiesigem Orte wohnhaft, zu legen. Ich achte hierin die beiderseitige gute Absicht, fühle mich aber verpflichtet, Dir eine Mittheilung zu machen, da Dir die Verhältnisse genannter Person gänzlich unbekannt zu sein scheinen. — Das Fräulein gehört nämlich, wie Du in den im Gemeindeamte erliegenden Documenten allzeit ersehen kannst, der protestantischen Confession an. Ich überlasse es nun Deinem eigenen Gutdünken, ob Du ein der römisch-katholischen Kirche angehöriges Kind der Erziehung einer andersgläubigen Person überlassen willst. Es thut mir leid, daß Dein Besuch mich verfehlt hat, glaube aber mit diesen Zeilen das Wichtigste nachgetragen zu haben. Mit collegialem Gruße Dein Dir wohlergebener

Isidor Wallasch, Pfarrer."

Hätten wir den Teufel wieder glücklich herum.

Natürlich darf ich das Kind nun nicht zu dem Fräulein schicken. Der arme Theodor! Ist ein Glaubensmärtyrer, ohne daß er's weiß.

1. Mai 1867.

Heute war Kircheninspection hier; auch Seine Hochwürden, der Prälat dabei. Gottlob, Alles in bester Ordnung befunden, nur der „heilige Geist" im Kirchenschiff, welcher zu Allerheiligen hätte eingezogen werden sollen, ist damals vom Meßner übersehen worden und hing den ganzen Winter über den Häuptern der Gläubigen. Mir ist das gar nicht aufgefallen, hoffe nur, er wird nicht geschadet haben.

Ich hätte die Herren gerne zum Mittagsessen eingeladen und soll der Herr Prälat sogar darauf angespielt haben; allein, mit der Kochkunst der Maria kann man meine ehrwürdigen Brüder, die Stiftsgeistlichen, nicht regaliren. Noch ein Jährchen, dann hoffe ich, die Kindsmagd entbehren zu können, und soll's dann wieder besser werden.

14. Mai.

In Elmau geht über mich ein Gerücht um. Der Prälat hätte letzthin bei dem Pfarrer zu Sanct Anna speisen wollen, sei aber gar nicht geladen worden. Der Pfarrer habe Ursache, seinen Pfarrhof vor dem gestrengen Prälaten abzuschließen; denn er habe ein kleines Kind drin, und was dazu gehöre. Sonst nichts.

Ich glaube, die Leute müßten es recht gut wissen, was es mit diesem kleinen Kinde für ein Bewandtniß hat; ich habe wahrlich nicht wenig herumgesucht und geredet, daß für den armen Waisen Zieheltern gesucht würden. Das wird verschwiegen. Der tratschende Tratsch ist noch lange nicht das Schlimmste, der vertuschende Tratsch ist weit schlimmer.

Schrieb mir da ein guter boshafter Freund — die besten Freunde sind immer auch die boshaftesten — es wäre einerseits nicht so streng, als ich glaube, andererseits aber wäre es strenger! Wer versteht denn das? — Ja, setzte der gute Freund bei, Mancher dürfe wohl ein kleines Kind kriegen, aber er dürfe keines haben. — Bei mir ist das freilich umgekehrt, ich kriegte keins, habe aber eins.

Der kleine Theodor lugt mich öfters so ernsthaft und fragend an: Ob ich nicht etwa doch endlich den Anfechtungen Gehör geben und ihn verlassen, aussetzen wolle? Nein, Junge. Das, was ich an Dir thun will, ist gut; das Gerede der Leute mag schlecht sein, der Braten Deiner braven Maria mag verbrannt sein — es sei drum. Ich halte aus. Du wirst mich schon einmal vertheidigen, wenn Du groß bist und ein tüchtiges Mitglied der Menschheit und an Anderen gute Werke übest, wie ich sie jetzt an Dir zu üben suche.

7. Juli 1868.

Es ist eine saubere Bescheerung — das Kind hat den Scharlach. In der dritten Nacht habe ich heute bei ihm gewacht. Jetzt scheint die größte Gefahr vorüber zu sein, denn der Knabe ist mürrisch und störrisch, und das soll bei Kranken ein gutes Zeichen sein.

Im unteren Dorfe ist heute eine Dienstmagd ohne die heil. Sterbesacramente verschieden. Man weiß, daß im Pfarrhofe der Scharlach ist, und so fürchten sich sogar die Sterbenden vor Ansteckung. Muß ich seit ein paar Tagen doch auch die Messe vor leeren Kirchenbänken lesen, und es sind unwillige Stimmen laut geworden, daß es eine schlimme Sache sei, wenn vom Pfarrhofe Kinderkrankheiten ausgingen. Der alte Pegelbrunner hat mir über die Gartenplanke zugerufen: Einen Hund oder ein Rößlein sollte ich mir an-

schaffen, das würde mir mehr Vergnügen und weniger Unannehmlichkeiten machen, als ein Menschenknäbel.

Vergnügen, Unannehmlichkeiten! Sonst fällt ihnen nichts ein. Lieber Gott im Himmel, beschlage mich fester in der Nächstenliebe, denn manchmal will mich bedünken, die Leute im Ganzen und Großen wären Dir nicht sonderlich gerathen. Oft mag wohl auch an mir der Fehler sein. Jetzt bitte ich Dich nur, daß Du mir den lieben Theodor wieder gesund werden lassest.

17. October.

Dreiundzwanzig Gulden macht die Rechnung beim Arzt. Könnte auch der Priester die Besuche, die er bei Kranken macht, anrechnen! Ich muß meinen Lohn im Himmel holen und dem Arzte schuldig bleiben.

Zu viel wäre es ja ohnehin nicht, wenn der Knabe nur seine Gesundheit hätte. Seit dem Scharlach hustet er und leidet fast ununterbrochen an einer Augenentzündung. Wie sehnsüchtig ich darauf warte, daß er mich mit seinen herzigen Augen wieder hell und munter anblicken kann! Ein lieber Kinderblick für all die Sorgen und Widerwärtigkeiten — ich glaube, es wäre nicht zu viel verlangt.

17. November.

Das rechte Auge ist hin. Der Arzt drängte seit Wochen zur Operation. Jetzt ist sie vollführt. Jetzt soll der arme Mensch einäugig durchs Leben gehen.

Gott, ich bekenne meine Hinterhältigkeit. Ich hatte wirklich gehofft, daß Du mein Werk, welches ich Dir und den armen Menschen zu Liebe gethan, doch ein wenig segnen würdest. Ich will ja freilich nichts für mich, nur das Kind lasse gedeihen und mache zu einem braven, glücklichen Menschen. Was an mir ist, soll geschehen; meine Augen

sollen über den Halbblinden wachen, meine Kraft für seinen halbsiechen Leib ein Stab sein.

1. Juni 1870.

Heute kamen zwei Fremde gegangen, und als sie den Theodor auf dem Rasen spielen sahen, fragten sie ihn, wie er heiße und wer sein Vater sei? Das Letztere wußte der Kleine nicht zu beantworten. So fragte einer der Fremden: „Hast Du wohl noch einen Vater?“ — Knabe: „Ja.“ — Fremder: „Nun, was treibt er denn?“ — Knabe: „Messelesen.“

Man kann sich das Gelächter vorstellen und den Spott, der bald in der ganzen Gegend umgehen wird.

Ich habe dem Kinde schon oft eingeschärft, daß es mich den geistlichen Herrn Vetter heißen solle. Aber, weil es sieht, daß andere Kinder ihren Vater haben, nun, so will es auch einen haben. Man kann es ihm nicht verdenken. Von einer Mutter kann ohnehin nicht die Rede sein, denn die Wirthschafterin, die ich seit der Entlassung der Maria ins Haus genommen habe, stellt sich so zu dem Kleinen, daß er gar nicht in Versuchung kommt, sie Mutter zu nennen.

Als ich die Mamsell Klara — sonst eine brave Person — in das Haus nahm, bat ich sie. Ein Witwer, der seine zweite Frau nimmt, kann diese nicht herzlicher bitten, mit dem Kinde seiner ersten gut zu sein, als ich es für den Theodor gethan. Ja, antwortete sie, das eben stelle mich so hoch in ihren Augen, daß ich an diesem Waisenknaben so viele Barmherzigkeit übe. Heute spricht sie schon anders und meine schwerste Arbeit an manchem Tage ist das Schweigen, wenn sie losfährt. Ich weiß dem Knaben nichts Besseres zu thun, als zu schweigen, denn jedes Wort, das ich zu seinen Gunsten rede, muß er von ihrer Seite hart büßen. Es wird wohl so sein müssen; manchem Menschen scheint es in der

That angeboren zu sein, daß er nichts Gutes erleben soll in der Welt, dann ist es kein Wunder, wenn er spröde und mißtrauisch wird und seine besonderen Wege geht. Ich hätte auch gemeint, der Knabe würde mir wärmer anhängen, als es der Fall ist.

Er ist für sich und hält nicht viel frohe Gemeinschaft. Lieber thut er mit den Hausthieren um, aber die Hunde und Katzen fliehen vor ihm, denn — deß bin ich schon dahinter gekommen — während er sie mit der einen Hand streichelt, fügt er ihnen mit der anderen etwas Böses zu.

Meine Vorstellungen — sie mögen herzlich oder ernst sein — fruchten nicht. Die Fasttage, die ich ihm zur Strafe auferlege, nimmt er gleichgiltig hin, verschafft sich mitunter Nahrung auf eigene Hand.

10. August 1874.

Jeden Tag neue Klagen. Man sollte ihn gar nicht aus dem Hause lassen. So oft bei den Kindern auf der Gasse etwas geschieht — sei es ein Schimpfwort, ein blaues Auge, ein zerrissener Aermel, ein zerschlagenes Fenster, ein vom Baum gerissener Ast: des Pfarrers Bub hat's gethan! Ich bin überzeugt, er ist in zehn Fällen neunmal unschuldig. Aber, weil es überall heißt, von mir würde er verzärtelt und verzogen, so strafe ich ihn weit öfter und empfindlicher, als ich's vor mir verantworten kann. Was der Mensch der öffentlichen Meinung zu Liebe thut! Mehr als seinem besten Freunde, mehr als seinem liebsten Menschen. Und die öffentliche Meinung ist doch nichts Anderes, als eine Bestie.

Mein Trost ist die Zufriedenheit seiner Lehrer. Der Knabe ist begabt und fleißig. Allerdings scheint es manchmal, als wolle er sich an seinen Mitschülern, die ihn so oft in die Patsche reiten und wovon die meisten in weit besseren

Verhältnissen leben als er, dadurch rächen, daß er der Erste in der Schule ist.

28. August.

Nun, ich habe es mir gedacht. Man hat mir die Zurückweisung des Gesuches um die bessere Pfründe Schauenstein nicht begründet, weiß es aber aus guter Quelle, daß mein Theodor daran Ursache ist. Läppische Welt! Ist es denn wirklich ein Aergerniß, daß ich den Waisenknaben im Pfarrhof nähre, pflege und erziehen will? Gut, so sollen sie es mir befehlen, daß ich ihn fortschicke; sie können es ja, machen sie doch bei viel Geringerem Gebrauch von ihrer Macht. Und ist das, was an dem Kinde gethan wird, kein Aergerniß, sondern vielleicht wohl gar eher ein gutes Vorbild, so sollen sie mir's nicht verübeln. Auf Schauenstein sitzt jetzt ein Pfarrer, der um fünfzehn Jahre jünger ist als ich — es wird ihm taugen. Mir hätte es wohlgethan, einmal, auch nur ein einzigmal von meinen Vorgesetzten ein Zeichen zu erlangen, daß sie mit meinem einfachen, doch — ich darf es wohl sagen — pflichtgetreuen Wirken nicht ganz unzufrieden sind. Der Prälat soll übrigens mein Gesuch befürwortet haben. Aber Andere . . .

Nun, im Gottesnamen!

15. September 1875.

Durchgefallen. Fast alle Anderen haben Prämienstücke — Bücher, Bildchen, Schreibzeug — erhalten bei der Jahresschlußprüfung; der Theodor ist leer ausgegangen. An Fortgang gut, an sittlichem Betragen nicht befriedigend!

Der Junge stellt sich, als mache er sich nichts draus, aber ich sehe sein verweintes Gesicht recht gut. Mamsell Klara hat ordentlich aufgekreischt vor Vergnügen, als der Theodor mit diesem Zeugnisse nach Hause gekommen ist. Nun

hat sie wieder Stoff und wirft mir heftig vor, daß ich ihn zu wenig schlage. Ob das eine Erziehung wäre? Ob sich das Früchtel nicht auf einen Galgenstrick hinauswachse? — Es sind thörichte Reden; ich schweige. Ohne Strafe soll er mir nicht ausgehen, aber diesmal hebe ich die Ruthe nicht den Leuten, sondern ihm selbst zu Lieb. Es ist ein zäheres Holz, als ich gedacht! Bis er nur erst mit der Schule fertig ist, dann soll er in den Bauerndienst. Die harte Arbeit wird ihn schon mürbe machen. Ich hätte höhere Wünsche gehabt mit dem Theodor, seine schwächliche Natur hätte sich besser beim Buche befunden, als hinter dem Pflug. Nun, unter gegenwärtigen Umständen handelt es sich darum, ihn überhaupt auf gute Art loszukriegen. Daß weder viel Freude, noch viel Ehre an ihm zu erleben ist, weist sich schon. Die jetzige Zurücksetzung wird nichts besser machen. Wenn mir der Junge nur vertrauen wollte! Was fange ich an mit einem siebenfach versiegelten Wesen? Unbeschadet des Beichtsiegels muß ich gestehen, daß der Theodor bei seiner ersten Beichte, die er in der vorigen Osterzeit abgelegt hat, mir nur noch räthselhafter geworden ist.

3. December.

Ein neues Capitel.

Einer seiner Schulkameraden soll geäußert haben, er möchte sich gerne einen Rutschschlitten kaufen, aber habe kein Geld dazu.

Soll ihm der Theodor den Rath ertheilt haben: „Geh zu Deinem Großvater, der soll Dir Geld geben."

„Er giebt keins her," sagte der Andere.

„So mußt Du ihn erstechen und es selber nehmen."

Gott im Himmel, dieses Wort soll er ausgesprochen haben! Ein neunjähriges Kind!

3. Mai 1876.

Ich bin beinahe fassungslos. Nie hätte ich gedacht, daß eine Auszeichnung von Menschen so wirken könnte, wo doch das eigene Gewissen klar richtet und lohnt. Es kam nach der Zurücksetzung vor zwei Jahren auch zu unerwartet. Geistlicher Rath. Es klingt ganz fürtrefflich. Aber solche Auszeichnungen haben nicht sowohl einen eingebildeten, vielmehr einen wirklichen Werth. Wie stehe ich jetzt da! Geistlicher Rath! Einen Fackelzug will man mir bringen, was in St. Anna noch gar nicht dagewesen ist. Und der Gemeindevorstand, sonst ein etwas trutziger Mann, der sich gerne auf den Liberalen hinausspielt: der „geistliche Rath" hat ihm gewaltig in den Nacken geschlagen; er war der erste Gratulant heute morgens, der Mann kann ganz grauenhaft devot sein.

Weniger ernst nahm es der Junge. „Geistlicher Rath!" sagte er nasenrümpfend, „was ist denn daran?" Es hat mir weh gethan.

24. Juni.

Heute, am späten Nachmittage, kommt der Gemeindediener, thut verlegen eine Weile so herum und fragt mich endlich, ob er ihn mir ins Haus bringen oder noch im Gemeindekotter belassen solle? — Ich weiß anfangs nicht, wen er meint. Den Theodor meint er.

Schon gestern ist das Gerede ausgegangen, daß während der Schulstunden dem Oberlehrer aus seiner Wohnung die silberne Sackuhr verschwunden sei. Auf etlichen Schülern war Verdacht, die während der Schule Einer nach dem Anderen „hinausgebeten" hatten und die an der unverschlossenen Thüre der Wohnung vorbei gemußt.

Mein Theodor kann die W nicht machen, und so war es denn heute bei der Schreibstunde, daß der Lehrer sich zu

dem Knaben niederbeugte und ihm, die Hand führend, den Buchstaben vorschrieb. Da hört er im Westel des Knaben das Ticken einer Sackuhr. Sie war die des Lehrers. Der Theodor soll es anfangs geleugnet haben, er hätte die Uhr von dem und dem Schulkameraden ausgeborgt bekommen. Als der betreffende Abwesende später befragt wurde, wieso er zu der Uhr käme? stellte sich freilich sofort die Unwahrheit meines Knaben heraus. Dieser wollte sie nun auf der Gasse gefunden haben, es half ihm aber nichts; er mußte in den Kotter und nun soll er gestraft werden.

Ich habe den Gemeindediener ersucht, daß der Junge die Nacht über im Kotter verbleiben könne. Ich muß mich erst sammeln. Es ist der größte Schlag, der mich bisher getroffen hat.

25. Juni.

Heute hatte ich vorgehabt, über das Evangelium von dem verlorenen Schafe und dem Sünder, der Buße thut, zu predigen. Ich konnte es aber nicht thun, weil die Leute gemeint haben würden, ich wollte meinem Diebe damit eine Vertheidigungsrede halten. Ich las nur das Evangelium und es wollte mir dabei die Stimme versagen vor lauter Herzweh. Anstatt der Predigt ließ ich einen Rosenkranz beten.

Am Nachmittag nach dem Segen war die Execution. Ich hatte dem Gemeindevorsteher sagen lassen, er solle mit dem Knaben machen was er wolle, ich möge nicht dabei sein. War mir doch schon während des Gottesdienstes zumuthe gewesen, als müsse ich Spießruthen laufen vor den Augen der Gemeinde. Der Vorsteher bestand aber darauf, daß ich dabei sei. Jetzt war mir plötzlich, als müsse ich Gott und das Schicksal anklagen. Ist das der Lohn für das gute Werk, welches ich an jener Sterbenden und dem Waisenkinde gethan

habe? Wäre es nicht besser gewesen, den Wurm verkommen, verhungern zu lassen, als daß wir diesen Tag erleben? So wenig Freude an diesem Kinde, und so vielen Kummer!

Ich hatte verhofft, den Theodor zerknirscht zu finden. Als er mich sah, wendete sich sein unstet zuckendes Auge rasch ab, er war blaß und biß die Lippen zusammen, aber von einer Zerknirschung keine Spur. Der Gemeindediener gab ihm scharfe Fünfundzwanzig, der Junge schrie grauenhaft, mir ging jeder Streich in die Seele, aber sein Auge blieb trocken.

Wieder zu Hause, ließ ich ihn in meine Stube kommen und beschwor ihn mit gerungenen Händen, brav und ehrlich zu sein, er sei noch jung, noch könne er es; der Weg, den er jetzt betreten, führe schnurgerade dem Galgen zu.

„Gut!" rief er unwillig aus, „hättet Ihr mich nur gleich heute schon aufgehenkt, so wär's vorbei!"

Ein Messer mitten ins Herz war mir dieser Ausspruch.

Sollte manchem Menschen das Unheil doch angeboren sein? Ich habe es nie mögen glauben, es wäre all meine Zuversicht an Gott und sein heiliges Wort dahin.

26. Juni.

Heute früh, als ich den Knaben wecken wollte, war das Bett leer. Er war nicht im Hause, nicht im Dorfe. Ein Knecht will ihn früh in der Morgendämmerung eilig über die nassen Wiesen gegen den Wald laufen gesehen haben.

„Er weiß recht gut, wohin er gehört," höhnte mir meine treue Haushälterin zu.

30. September.

Der Theodor bleibt verschollen.

Im August soll er ein paar Tage lang sich bei einem Häusler in Sachsenberg aufgehalten haben und hat ihm ein

gutes Weibel die zerfahrenen Kleider ausgebessert. Dafür hat er der Wohlthäterin einen Silbergulden entführt. Seither weiß Niemand etwas von ihm.

Wenn irgend wo etwas entwendet wird, da erinnern sich die Leute seiner und sagen: „Vielleicht hat's der Pfarrers-Bub gethan." So kommen alle Ehren auf mich.

Es wäre mir fast schon am liebsten, von diesem unglückseligen Wesen nichts mehr zu sehen und zu hören. Aber wenn der Schnee kommt, wird's ihn sicherlich wieder zu den Leuten treiben. Dann wird es ihm auch einfallen, daß im Pfarrhofe zu St. Anna ein warmes Bett und eine warme Suppe ist.

31. December 1876.

..... Und sohin könnte ich das verflossene Jahr zu den guten rechnen, wenn das mit dem Theodor nicht gewesen wäre.

Er hat sich nicht mehr eingestellt. Ich glaube auch nicht, daß er irgendwo im Arreste sitzt, denn seiner Jugend wegen hätten sie ihn doch wohl lieber in seine Heimatsgemeinde abgeschoben, wenn er diese nicht etwa aus Schamgefühl verleugnet hat. Am wahrscheinlichsten ist es mir, daß ihn sein letztes Geschick schon erreicht hat. Am heiligen Christtage, die zweite Messe opferte ich auf für dieses arme Menschenkind.

(Hier fehlt in dem Tagebuche für eine längere Reihe von Jahren jede Bemerkung, die sich auf den Knaben bezöge. Nur in einer Note vom Pfingstsonntage 1881 findet sich folgende Stelle: „Heute früh habe ich die alte kleine Maria ins Grab gesegnet. Somit wäre auch dieses unschuldige Denkmal an eine harte Zeit vergangen. Möge sie im Frieden ruhen!" — Es mag wohl auch das vorgeschrittene Alter des Pfarrers die Ursache sein, Thatsache ist, daß dem weiteren

Tagebuche fast ganz jene Mittheilsamkeit und Seelenheiterkeit mangelt, die in früheren Zeiten vorherrschend gewesen.

Der Herausgeber.)

19. Mai 1885.

Heute ist unser hochwürdiger Abt gestorben, nach neununddreißigjähriger Würde im Stifte zu Elmau, von aller Welt geachtet, von uns Ordensmitgliedern geliebt.

Auf dem Krankenbette soll er wiederholt von mir gesprochen und gesagt haben: „Einer unserer würdigsten Brüder ist der Pfarrer zu St. Anna. Am höchsten achte ich seinen Freimuth — Freimuth muß man's nennen — mit welchem er das Waisenkind angenommen hat. Er hat Manches darum zu leiden gehabt, auch an seinem Ansehen, doch er hat die christliche Liebe obenan gestellt."

Dieser Ausspruch thut mir wohl. Es ist eigen, daß man sich so schwer begnügt mit dem Lohne des guten Gewissens, daß man auch menschliche Anerkennung will, wenn man glaubt, etwas Gutes geleistet zu haben. Und weiß man doch andererseits recht gut, wie wandelbar und hinfällig menschliche Urtheile sind.

22. Mai.

Der Prälat ist beigesetzt. Das Stift hat seine ganze Herrlichkeit der Trauer entwickelt, und von weitum kam so viel Volk geströmt, daß die große Kirche es nicht zur Hälfte fassen konnte. Ein König kann kaum großartiger und würdiger bestattet werden. Der hochselige Abt war der Sohn eines Schuhmachers, der sich dann als Bettelstudent fortbringen mußte. Man hat sich — wie das schon so geht — nicht viel um den armen Jungen gekümmert; aus eigener Kraft hat er sich emporgearbeitet bis zur Priesterweihe, und dann von Rang zu Rang bis zu so hoher Würde. Andere sind von

gutem Hause, haben die beste Erziehung, die schönsten Vorbilder, haben Mittel, werden von allen Seiten gehoben und getragen und es wird doch nichts aus ihnen. Fast käme man auf den Gedanken, die Anlage und Entfaltung des Menschen wäre Bestimmung, und man könne nichts Wesentliches dazu beitragen und auch nichts davon hinwegnehmen. So hat Jeder sein Geleise.

Mein eigenes Leben ist weder im Guten noch im Schlimmen außergewöhnlich und ich danke Gott, daß das Alter naht mit seiner Leidenschaftslosigkeit und Anspruchslosigkeit. Das Alter ist der beste Hort. Ich will nichts mehr, als meiner kleinen Gemeinde leben und Frieden haben.

Nach drei Tagen wird sich im Stifte ein anderer Pomp entfalten. Die Wahl des neuen Abtes. Ich möchte schon wieder am liebsten in meinem stillen Sanct Anna sitzen.

25. Mai.

O unerhörte Pfingsten!

Am Morgen, eine Stunde vor der Wahl, ist große Aufregung. In dieser vergangenen Nacht ist in der Stiftskirche das Tabernakel erbrochen und daraus die goldene Monstranze entwendet worden. Der Verbrecher mußte Tags zuvor in der Kirche zurückgeblieben sein. Dem Schließer war während der Vesper ein verkommener einäugiger Bursche aufgefallen, der unweit des Hochaltares gestanden und mit einer gewissen Versunkenheit darauf hingestarrt haben soll. Beim Zusperren war nirgends etwas Verdächtiges zu bemerken. Die Flucht hat der Verbrecher mit seinem Raube durch ein Kirchenfenster auf das Dach der Sacristei hinaus vollzogen.

Alles ist auf, um zu fahnden. Ein einäugiger Bursche! Ich glaube vergehen zu müssen vor Angst.

Um 12 Uhr Mittags. Aus einstimmiger Wahl hervorgegangen zum Prälaten — ich, der arme unwürdige Mensch.

Voll der inneren Pein, die mir das Herz zerreißt — des Kirchenraubes wegen — erklärte ich weinend, die Wahl nicht annehmen zu können. Es half mir nichts, der Convent sah den Grund der Ablehnung nicht.

30. Mai.

Die Wahl ist bestätigt. Ich bin Abt des Stiftes Elmau. Das goldene Kreuz, das ich an der Brust trage, ist mir schwerer, als sie glauben. Und Manchen würde es glücklich machen, wie es auch mich unter anderen Umständen glücklich gemacht hätte. Ich fühle daran nicht das Gold, ich fühle das Kreuz.

10. Juni.

Meine guten, lieben Pfarrkinder wollten mich kaum fortlassen. Es war rührend, wie sie mich noch bei dem Wagen festzuhalten suchten an meinem Kleide.

Mamsell Clara war die Einzige, die in Wonne und Würden schwamm. Sie sah sich schon als Stifts-Beschließerin. Die Arme! Als ich ihren Hoffnungen dahinter kam, klärte ich sie auf, daß es im Kloster weder Beschließerinnen, noch Köchinnen, noch Haushälterinnen gäbe und daß solches dort die Fraters besorgten. Da ward sie fast wüthend und nannte mich einen Undankbaren, der eine Person, welche ihm die armselige Dorfpfarrerwirthschaft treu besorgt habe, nun verstoße.

Sie hat ja nicht ganz unrecht. Aber es geschieht ihr auch nicht ganz unrecht. Sie hat mich manchmal gequält.

Es sei vergessen. Ich will sie meinem Nachfolger empfehlen, der ist aus kernigerem Holze als ich.

14. Juni.

Das also soll der größte Tag meines Lebens gewesen sein.

Im goldenen Ornat stand ich unter dem Baldachin und gab den Segen. Das Volk lag vor mir in Demuth und Viele kamen heran, um den Saum meines Kleides zu küssen. Der Sang und Klang und berückende Glanz, die Liebe der Brüder, die Andacht der Versammelten — man schätzt sie auf 12.000 Seelen stark —, die Würde, zu der ich so unerwartet und unverdient erhoben worden, das Alles rührte mich selbst bis zu Thränen.

Zum Gegenstande der Festpredigt hatte ich die christliche Demuth gewählt, mit dem Ausgangspunkt: „Und wenn ich, den Fischerring an der Hand, als der Statthalter des Herrn hier stünde, die Sprachen der Menschen und der Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz."

15. Juni.

Der Kirchenräuber und Heiligthumschänder ist bis heute nicht gefunden.

Vor einigen Tagen soll in der Kreisstadt ein einäugiger Mensch in eine Trödlerei getreten sein, um Goldplättchen zu verkaufen. Die Plättchen stammten, gab er auf Befragen an, von einem alten Familienschmucke und müßten aus Noth verkauft werden. Der Trödler zweifelte an der Echtheit der Goldtheile und rieth dem Verkäufer; bei einem Goldarbeiter vorzusprechen. Zum Goldarbeiter derselben Stadt hat er sich aber nicht gewagt. Allen Angaben nach bestätigt sich meine schreckliche Vermuthung.

Er wird eingeliefert werden und da wird's heißen: Der Pfarrers-Bub! Zwanzig Jahre schweren Kerker.

Wenn ich ihm plötzlich irgendwo begegnete, dem Unglücksmenschen — ich wüßte nicht, was geschähe.

Ewiger, gieb mir Weisheit und Kraft, die Heerde, die mir anvertraut worden, auf Deinen Wegen zu leiten. Gieb mir Demuth, auch wenn es mir gelingt, für meine Mitmenschen ein Opfer zu vollbringen. Ich bin ein schwacher Säemann, Dein ist das Gedeihen.

Aus dem Kreisblatte vom 30. Juni 1885.

Original-Telegramm.

Gestern ist der hochwürdige Abt des Stiftes Elmau durch verruchte Mörderhand gefallen. Der Prälat begab sich um 5 Uhr Nachmittags auf seinen gewohnten Spaziergang durch das sogenannte Mühlhölzel (eine halbe Stunde vom Stifte entfernt). Um acht Uhr wurde er in der Nähe eines Teiches entseelt gefunden, von mehreren Messerstichen an Brust und Hals getroffen. Allem Anscheine nach rang der Abt mit dem Mörder. Da weder Baarschaft noch Uhr bei der Leiche vorgefunden wurde und auch die goldene Kette mit dem Kreuze fehlt, so liegt unzweifelhaft ein Raubmord vor. Die Bevölkerung ist in unbeschreiblicher Aufregung, Alles fahndet nach dem Mörder, der zur Stunde noch nicht eingebracht ist.

Aus demselben Blatte vom 1. Juli.

Der Mörder des hochwürdigen Abtes von Elmau ist den Armen der Gerechtigkeit überliefert. Derselbe wurde noch in der gestrigen Nacht im Mühlhölzel unter einer Moosschicht aufgegriffen. Es ist ein verkommener neunzehnjähriger Bursche Namens Theodor Ringel, der schon wiederholt wegen Diebstahls abgestraft wurde. Es wird behauptet, daß der Mörder zu dem Abte in verwandtschaftlicher Beziehung stand. Nachdem die geraubten Gegenstände bei ihm vorgefunden

worden, gestand er die That und wurde dann sofort dem Kreisgerichte eingeliefert.

Nachschrift.

Zur Beisetzung des ermordeten Abtes, bei welcher der Andrang und die Trauer der Bevölkerung eine noch größere waren, als bei den Begräbnißfeierlichkeiten im Mai desselben Jahres, hielt Pater Benedikt eine Trauerrede, in welcher er das Leben des nun Bestatteten schilderte, und welcher hier einige Sätze entnommen sind:

„Wir stehen, Geliebte im Herrn, vor einem unerforschlichen Rathschlusse Gottes. Das Werk der Nächstenliebe, welches der Hochselige in wahrer Christlichkeit vollbracht, ist ihm zur Quelle zahlloser Widerwärtigkeiten und Leiden geworden. Jenes gute Werk hat ihn gleich einer Unthat verfolgt, bis es ihm endlich das Leben gekostet. Der Kleingläubige verzweifelt an dem Segen des Guten. Aber bald würden auf dieser Welt die Wohlthaten abkommen, wenn man sich immer sagen wollte: aus der Wohlthat könne leicht auch einmal Unheil entstehen. Es ist nichts Neues, daß Gutes mit Bösem vergolten wird, unser Heiland selber hat das erfahren. Darum wird der Christ doch eingedenk bleiben der göttlichen Gerechtigkeit, welche das, was in dieser Welt ungeschlichtet bleibt, in jener Welt ausgleicht. Wenn der Verlorene gleichwohl auf dem Hochgerichte sterben wird, die That, wie das unschuldige Kind dem Verderben entrissen worden, wird im Buche des Lebens stehen.“



Michael Erder und sein neues Gesetz.

Wieder ein seltsamer Kauz, ein höchst seltsamer.

„Schon den ganzen Abend," berichtete die Köchin auf meinem Sommerhäuschen, „schleicht heute ein Mann ums Haus. Als er am Brunnen steht und Wasser trinkt, hab' ich ihn gefragt, was er will. Fragt er, wann der Herr zu sprechen? Bei der Nacht nicht, sage ich, nur bei Tag. Darauf trinkt er noch einmal und verzieht sich."

Am nächsten Morgen, als der Tag graute, ging ein Nachbar ins Tagewerk aus: an unserem Baumgarten vorübergehend sah er auf der Bank unter den Birken einen alten fremden Mann liegen und süß schlafen.

Zwei Stunden später, als meine Wenigkeit aus dem Neste gekrochen war, hinterbrachte mir mein Töchterlein die Nachricht, daß vor dem Hause ein alter Mann sitze und auf mich warte. Er sei aus dem fernen Krainlande zu Fuße hergekommen, um mit mir zu sprechen.

Also trat ich hinaus und erschrak. Das war ja der alte Erder, das halsstarrige Kind, der aberwitzige Idealist, das Wesen, mit dem der Himmel in guter Laune alle senti-

mentalen Humanitätsdusler parodirt — das war der alte Halbnarr und Weltverbesserer Michael Erder. Von Haus aus ein armer Mann, dann Privatbeamter, viel in alten Schriften gelesen, viel Ungemach und Ungerechtigkeit erfahren, endlich ein Apostel der Liebe geworden. Alle Hervorragenden des Landes kannten ihn, bei Allen war er schon gewesen, sie um ihre Mithilfe und Protection anzurufen zu seinem Erlösungswerke. Als er vor Jahren das erstemal in Graz zu mir gekommen war, hatte er mich gebeten, daß ich ihm in meiner Wohnung einen Schreibtisch einräumen möge, damit er sein großes Memorandum verfassen könne für den Kaiser und den Papst. Denn er hatte gefunden, daß Einiges auf Erden nicht ganz in Ordnung war und wollte die Großen und Mächtigen um Abhilfe angehen. Vor Allem, sagte er damals, müsse die Armuth abgeschafft werden, denn die Armuth, besonders wenn sie ans Hungerleiden grenze, sei nicht blos höchst unangenehm, sondern wirke auch sehr demoralisirend. Dem Kaiser sei es ein Leichtes, die Dinge besser zu machen, und wenn er nur wolle, so geschehe es; aber aufmerksam machen müsse man den hohen Herrn, der unter lauter reichen Leuten im Ueberfluß lebe, darauf aufmerksam machen, daß es auch sehr arme Teufel gebe im weiten Oesterreich. — Er verfaßte also eine große Denkschrift, in welcher viel von der Majestät des Kaisers und von der Majestät der göttlichen Vorsehung die Rede war, die ihn — den Michael Erder — erwecket habe, und er sprach von dem Geiste, der unsterblich sei, von der Materie und der Sünde, die todt sei und todt mache, und daß die Majestät Gottes und der Allmacht in der Liebe liege. In kräftigen, festen Schriftzügen hatte er das und vieles Andere niedergeschrieben, hatte mit leidenschaftlichem Federdrucke den Papst beschworen, das lateinische Meßopfer

abzuschaffen und gegen die Heiden, die auch Kinder des Vaters im Himmel wären, Duldsamkeit zu predigen. Schließlich verlangte er für sich selbst die Stelle eines Staats- und Kirchenrathes („meine Ansprüche sind die bescheidensten"), damit ihm Gewalt gegeben sei, zu wirken, wie es seine heilige Mission ihm vorschreibe.

Diese Denkschrift sollte ich unterschreiben, und zwar nicht ich allein, auch der Bürgermeister von Graz, der Landeshauptmann, der Statthalter und der Theaterkapellmeister sollten ihre Unterschriften zu dem Memorandum geben, damit die Allerhöchsten Herren sich nicht mehr weigern könnten, das im Namen der leidenden Menschheit gestellte Verlangen zu berücksichtigen.

Ich war damals so unklug gewesen, dem Manne zu sagen, daß ich sein Ideal für ganz gut hielte; allerdings setzte ich bei, daß, soweit ich die Welt kenne, keine große Aussicht auf Erfolg seines Memorandums vorhanden wäre, daß ich ihm deshalb riethe, mit dem entscheidenden Schritt noch ein Weilchen zu warten. Es war nicht Ironie, die mich also sprechen ließ, sondern die Absicht, dem rührenden Gemüthe nicht weh zu thun. Das war aber gefehlt, denn nun kam er Tag für Tag zu mir mit neuen Plänen und Schriften, behauptete, an mir einen Genossen seiner Bestrebungen gefunden zu haben, den er nicht mehr loslassen wolle, bis er den „Sieg der Majestät" errungen. Ich mußte ihm endlich doch allen Ernstes gestehen, daß sein Bestreben thöricht sei, daß dasselbe ihm nichts bringen würde als Grobheit und Hohn.

„Das ist mir gerade recht!" rief er begeistert, „auch Christus der Herr hat Grobheit und Hohn gelitten und darum hat er die Welt erlöst. Ja, ich will standhaft sein,

bis zu meinem letzten Athemzuge will ich kämpfen für die Majestät der Menschenliebe."

Die Anderen, bei denen er gewesen war, hatten es praktischer gemacht, hatten ihm eine kleine Münze in die Hand gedrückt und ihn mit seinen Erlösungsschriften zur Thüre hinausgeschoben. Der Bürgermeister einer kleinen untersteierischen Stadt hatte ihn nicht allein zur Thüre hinaus, sondern sogar in seine Heimat abgeschoben.

Trotzdem tauchte er allemal wieder auf, hatte den Sack voll Schriften: Pläne, Vorschläge, Bittgesuche an die Mächtigen der Erde. Aber jede Protection versagte und er gelangte mit seinen Anliegen nicht zu den Stufen des Thrones.

Dieser Mann stand nun vor mir. Seine städtische Kleidung war ärmlich, aber sorgfältig gehalten, sein schlichtgekämmtes Haar war schon grau, auf seinem glattrasirten Antlitze lag ein Zug der Schwermuth und des Kummers, aber in seinen treuherzig blickenden Augen glühte ein warmes Feuer, welches jetzt, als er vor mir stand, lebhaft aufflammte.

„Ei, Erder, Erder! Wieso kommen Sie hierher?" diesen Ruf der Ueberraschung vermochte ich nicht zu unterdrücken.

Er trat rasch an mich heran, legte seine Hand an meinen Arm und sagte: „Endlich, endlich! Ich verfolgte Sie seit drei Wochen. Zu Laibach, in Cilli, in Graz, überall sind Sie mir entschlüpft, hier endlich habe ich Sie."

„Sie haben mich gesucht? So, so. Sagen Sie mir doch, Herr Erder, Sie haben gewiß noch nicht gefrühstückt?"

„Lassen wir das," entgegnete er. „Sie müssen mit mir nach Wien. Denn sehen Sie, nun bin ich fertig. Hier ist der Gesetzentwurf, hier ist das Geleitschreiben. Wir gehen zu Seiner Majestät. Sehen Sie nur, es ist alles schon in Ordnung."

Ich sah das offene Geleitschreiben. Dasselbe lautete, daß dem viel verfolgten Apostel der Menschenliebe, Michael Erder aus Laibach, freies Geleit zu bewilligen sei, weil derselbe im Namen der Majestät des ewig lebendigen Geistes zum Allerhöchsten Herrn und Kaiser gehe, da das wahre Reich Gottes der Brüderlichkeit angebrochen sei. — Geschrieben und unterschrieben war dieser Geleitbrief von ihm selbst.

„Aber Erder!" rief ich aus, „die Geleitbriefe schreibt man sich doch nicht selbst, sondern läßt sie von Anderen schreiben."

„Da stehen sie schon," sagte er und deutete hastig auf das Papier. Denn auf demselben, unterhalb des Textes, stand auch einiges Gekritzel, welches — wie Erder behauptete — die Unterschriften mehrerer einflußreicher Herren in Laibach vorstellen sollte. Einer hatte noch darunter geschrieben: „Mit Wohlgefallen durchgesehen," auf welchen Passus der Mann besonders viel Hoffnung zu setzen schien. Mich dauerte er, ich begriff nicht, wie man einen solchen Menschen foppen könne.

Ein wichtigeres Papier aber war der Gesetzentwurf selbst. Derselbe war gleichzeitig ein Majestätsgesuch um Einführung und Sanctionirung des Gesetzes der Nächstenliebe. Die Nächstenliebe unter allen Menschen soll gesetzlich eingeführt werden. — Das war Alles.

„Die Menschen sind bei Todesstrafe verpflichtet, einander zu lieben wie Brüder und Schwestern, Arbeit, Güter, Freuden und Leiden brüderlich miteinander zu theilen. So gegeben zu Wien im Jahre des Heiles 1889."

Das war der Idealismus in Caricatur.

Hell — grell — schrill mußte ich auflachen trotz des feuchten Auges.

„Einstweilen, lieber Erder," sagte ich, „essen wir eine warme Suppe, sie ist gut für einen Reisenden."

Er that's mit richtigem Appetite, wohlgemuth schien er zu sein und seiner Sache gewiß. Erst als er mit dem Kaffee fertig war, legte ich die Papiere wieder in seine Hand und sagte: „Lieber Freund, ich will Ihnen einen guten Rath geben. Kehren Sie wieder nach Hause. Den Kaiser treffen Sie jetzt nicht in Wien; er ist zum Besuche des deutschen Kaisers nach Berlin gegangen."

„Um so besser!" rief Erder, „das ist ja herrlich! So habe ich sie Beide beisammen und im Deutschen Reiche wird's auch eingeführt. Wir gehen nach Berlin. Nicht wahr, theurer Freund" — er sagte das mit herzinnigem Tone — „Sie lassen mich nicht im Stiche, Sie gehen mit mir? Es geht alles gut, es geht gut, wenn Sie mich begleiten!"

„Davon," versetzte ich, „kann keine Rede sein."

Er starrte mich an, lange und sprachlos. Endlich murmelte er: „Das ist ja gerade, als ob Sie mir das Herz aus dem Leibe rissen."

„Lieber, guter Erder," sprach ich. „Schon sehr oft habe ich Ihnen gesagt, und nicht ich allein, hundert Andere haben es auch gesagt: Schön wäre es freilich, das, was Sie wollen, aber es geht nicht. Das kann kein König und kein Kaiser und kein Papst, es ist nicht möglich."

„So werde ich es möglich machen!" rief er voll des heiligen Eifers.

„Wenn es möglich wäre, so hätte es schon Christus zu Stande gebracht. Sie werden sich doch nicht mehr zumuthen, als der Heiland selbst!"

„Warum denn nicht?" entgegnete er, „die Zeiten haben sich mittlerweile geändert. Und sehen Sie einmal, es ist ein

Unterschied: Früher war die Nächstenliebe nur Gebot, Gebote können übertreten werden. Nun soll die Nächstenliebe Gesetz werden und Gesetze muß man befolgen, wenn man nicht gestraft werden will. Es ist ja ein ganz einfaches Mittel da: die Leute zwingen, gut zu sein, und sie werden gut sein. Sie wollen es ja, nur ist ihr Wille zu schwach. Man sieht es ja überall ein, daß es ohne Nächstenliebe nicht geht
wird das Gesetz mit Freuden

„So warten Sie," sprach
zu bewegen, „warten Sie we
Jetzt haben die Herren den
voll —"

„Eben darum!" unterbrac
Kriegsgeschichten! Der Krieg i
zu keinem Krieg mehr kommen la
Gesetzentwurf noch erweitern. D
Völkern und Nationen muß
Sehen Sie, wie wichtig es i
brechen!"

Nun erinnerte ich mich wieder, daß man dieses Phantasten auf glattem Wege nicht los werde.

„Gehen sie doch!" rief ich fast zornig, aber weniger über den armen Mann, als vielmehr über die Unausführbarkeit seines Planes. „Gehen Sie ruhig wieder heim. Sie würden mit ihrem Beginnen nur in Ihr eigenes Verderben rennen, im günstigsten Falle mit Schub nach Hause transportirt und dazu tüchtig ausgelacht werden."

„Auch Christus, der Herr ist verhöhnt worden!" rief er. „Ich leide Alles, ich, der Unschuldige für die Schuldigen."

„Aber Sie werden damit nichts ändern, nichts besser machen, es ist zu thöricht, Sie sind ein Narr!"

Mir that's sofort leid, das Wort ausgesprochen zu haben, er machte sich aber nichts daraus, sondern sagte nur: „So sprechen Sie? Sie, der nur von Menschenliebe und Weltfrieden schwärmt in den Schriften!"

„Sie haben recht," antwortete ich. „Wir Alle sind Narren. Und vielleicht ist der ein größerer, welcher um freiwillige Ausübung der Nächstenliebe bittet, als Jener, welcher die Leute gesetzlich dazu zwingen will. Sie haben recht. Ich erkenne nun, daß ich ein Narr bin, ich erkenne es sonnenklar und darum unternehme ich nichts, darum verkrieche ich mich in meine vier Wände, daß ich Niemanden belästige und selbst nicht lächerlich werde. Machen Sie es auch so, Erder. Wandern Sie wieder heimwärts und überlassen Sie die Anderen dem lieben Gott."

„Der liebe Gott," entgegnete er hierauf, „der arbeitet nur durch die Menschen. Er giebt ihnen die Gnade und den Muth, seinen Willen zu vollführen. Wenn sie sich weigern, dann können sie sich nicht beklagen, und der Geist wird doch lebendig bleiben, weil er göttlicher Majestät ist, wie es da steht, sehen Sie, genau wie es da steht!"

„Ja, ist schon recht," sagte ich und legte ihm die wieder entfalteten Papiere zusammen und drückte ihm eine Kleinigkeit zur Wegzehrung in die Hand.

Er hielt die Hand vor sich hin und schaute geringschätzig drauf: „Das da" — sagte er mit leiser Stimme. „Wenn man zu einer Audienz geht — Sie wissen ja .." Allerdings war sein Anzug nicht salonfähig, aber hierin konnte ich ihm wieder nicht helfen. Plötzlich, als er mein Töchterchen ansah, rief er aus: „Da haben Sie so liebe Kinder! Schon dieser süßen Geschöpfe wegen sollten Sie die Nächstenliebe einführen helfen. Wie werden Sie Ihre Kinder einst noch

im Grabe segnen und sagen: Mein Vater hat's mit dem alten Michael Erder gemacht! — Kommen Sie mit."

Sanft nahm ich ihn an der Hand und führte ihn hinaus zum Gartenthor. Er sagte nichts mehr, aber anstatt, daß er die Richtung nahm gegen Graz und Laibach, schritt er langsam die Straße gegen Wien dahin. Lange schaute ich ihm nach. Mir war zumuthe, als hätte mein eigenes kindisches Herz Beine bekommen und liefe dort davon. Dann stellte meine Phantasie mir im Berliner Schlosse die beiden Kaiser vor, wie sie sorgenschwer über der Karte von Europa brüteten. Krieg! Kriegsgefahr an allen Enden, und im Innern des Reiches erhebt der Social-Communismus sein unheimliches Haupt. Da taucht aus schweren Seidenportièren der schlichte Mann aus dem Volke hervor und überreicht den Entwurf: „Die Nächstenliebe gesetzlich eingeführt!"

Wie ist es doch so ernst, so tragisch, so possierlich auf dieser Welt!

Heimkehr vom Gericht.

— —

Schöne Weihnachten, das!" grollte der junge Schreiner vor sich in das finstere Schneegestöber hinein, „saubere Weihnachten das!"

Meint Ihr, er knurre über das arge Decemberwetter? Oh! Dieses Tosen in den starren Bäumen, dieses Stöbern und Schneetreiben, diese unbändige Sturmnacht war ihm ja noch das einzige Erträgliche an diesem Christfest. Wenn nur der Orkan Alles hinwegfegen wollte, oder der Schnee Alles begraben, sein Haus, das Dorf, die Stadt, das Gericht! Es ist abscheulich.

Der sonst so frische, lebensheitere Mann — und jetzt so verzagt, so grauenhaft verzweifelt! Das muß schon keine Kleinigkeit sein.

Vor einem Jahr an diesem Tage jauchzte er es in den offenen Himmel hinein: Ich brauch' Dich nicht, Du himmlische Seligkeit, ich hab an der irdischen genug! Er war Bräutigam. Vor kaum zwei Monaten, am Tage der Heiligen Gottes, war der Himmel wieder offen und gab ihm den Erstgeborenen. Ein liebes Weib, einen süßen Knaben, und

Särge machen für die Todten des Dorfes! Vor lauter Herzensfreude über sein häusliches Glück hobelte er auch die Innenwände der Särge glatt, eignete die lindesten Hobelspäne zu Kopfkissen und suchte es dem Himmel an den Todten zu vergelten, was der ihm an seinen lieben Lebendigen gab. — Am Tage des heiligen Leopold war der Unglücksmorgen: Als Frau Sabina in ihrem Bett erwachte, fand sie eng an ihrer Seite das todte Kind.

Das Leid der jungen Eheleute war so groß, daß sie glaubten, es könne nicht mehr größer sein. Es dauerte nur drei Tage, dann wurde das Leid noch größer. Ein Gendarm kam, verhaftete das Weib und führte es in die Kreisstadt. Sie ging widerstandslos, wie traumverloren. Man sagte, sie habe ihr Kind erdrückt. Es that ihr jetzt fast wohl, zu denken, daß sie bestraft werden sollte, weil sie sich selbst unglücklich gemacht hatte. Sie sah darin eine freundschaftliche Gesinnung der Obrigkeit. Ihr Mann Ernst ging mit ihr bis an die Pforten des Gefängnisses, dort wurde er zurückgewiesen. Unermeßlichen Grames voll kehrte er heim ins öde Haus zu seiner Arbeit. Jetzt wollte er einmal nach Herzenslust Särge zimmern, aber siehe das höhnende Geschick! es waren Wiegen bestellt.

Ernst ging zu Leuten, die er für sachverständig hielt, und fragte, was denn mit seiner Sabina geschehen werde? Der Gemeindeschreiber sagte ihm, er möge seine Einsiedelei nicht auf Wochen, sondern auf Jahre einrichten. Von der Eingezogenen kam auf all seine Schreiben und Fragen ein einziger kurzer Brief, behandelt werde sie gut, aber die Langweile bringe sie um. Ob es wahr wäre, daß der kleine Ernst gestorben sei? Es habe ihr so geträumt, es habe ihr Alles nur geträumt, oder sie sei eine Närrin geworden. Ein lang-

bärtiger Herr sei bei ihr gewesen, der habe gesagt, sie müsse nächstens vor das Gericht, weil sie ihr Kind umgebracht habe, und er werde sie vertheidigen. Da habe sie ihm ins Gesicht gelacht. — Noch ein paar häusliche Maßregeln für Ernst, und daß er auf seine Gesundheit achten solle, sonst nichts.

Als nun der Christabend gekommen war und in den Häusern die Fenster begannen zu leuchten, da floh er aus dem Dorfe, wie vor einem Gespenste floh er, durch Schnee und Sturm wollte er wandern die ganze Nacht bis zur Stadt, zu seinem unglücklichen Weibe. — Und im Forste, unter tosenden stäubenden Bäumen stand er plötzlich vor ihr. Den Oberrock über den Kopf gehüllt, über und über beschneit, ein lebendiger Schneemann, so huschte sie heran. Wer den gellenden Doppelschrei im Walde gehört hätte, der wäre todeserschrocken davongelaufen oder rettungsmuthig zu Hilfe geeilt, es war aber nur der Freudenschrei der sich so plötzlich und unerwartet Gefundenen.

Jetzt gingen sie miteinander heim. Jetzt war der pfeifende Sturm zu Maienvogelsang geworden, und die Schneeflocken zu wehenden Apfelbaumblüthen. O schöne Weihnacht! — Aber als sie daheim in der Stube waren und Ernst das Lampenlicht hinstellte auf den Tisch, da sah er es, wie blaß und abgehärmt seine Sabina geworden war.

„Gottlob, jetzt bin ich wieder da!“ sagte sie und setzte sich erschöpft auf die Bank zum Ofen, in welchem die Flamme knatterte, wie ein Kleingewehrfeuer zwischen den grimmigen Feinden Hitze und Kälte. „Mein lieber Mann! Was ich ausgestanden habe!“ Sie zitterte vor Erregung.

„Um Gotteswillen, Weib!“ rief er, „ist es schlecht ausgegangen?“

„Gut! Gut!“ sagte sie unter Weinen, „sonst könnte ich ja nicht da sein. Ich weiß mir vor Freuden nicht zu helfen.“

Er ließ vom Wirthshaus Braten und Wein holen und von Allem, was sie dort für das Fest in Vorrath hatten. Er zündete die zweite Lampe an, daß es nur recht hell sei auch in seinem Hause. In den anderen Häusern lachen sie vor Freude, aber hier hat der heilige Christ ein so großes gewaltiges Glück gebracht, daß die zwei Leutchen vor Freude weinen müssen. So groß wäre die Seligkeit nicht gewesen, wenn sie jetzt zu Dreien vor einem Christbäumchen gestanden wären, wie sie es sich einst ausgemalt! Zum hellsten Glücke führen die dunkelsten Wege und der Pfad zum Himmel geht durch das Fegefeuer.

„Und jetzt, mein Weib,“ bat Ernst, als sie sich erquickt und etwas beruhigt hatten, „jetzt erzähle.“

„Der gestrige Tag!“ sagte die Sabina, starrte vor sich auf den Tisch und schüttelte ein wenig den Kopf. „Daß der Christenmensch so was kunnt aushalten, geglaubt hätt' ich's nimmer.“

„Trink Eins!“ mahnte er und stieß sein Weinglas an das ihre. Sie langte nach dem Glase, wollte es zum Mund führen, vergaß aber drauf, indem sie anhub zu erzählen.

„Schon vorgestern ist es mir gesagt worden,“ begann sie, „daß ich mich auf die Verhandlung vorbereiten solle. Kein Auge habe ich zugethan die ganze Nacht vor Freude darüber, daß die Leidenszeit nun ein Ende haben wird. Denn ich habe an nichts gedacht, als daß sie mich meiner Leichtsinnigkeit wegen tüchtig ausschelten und aus dem Arrest entlassen würden. Die fünf Wochen sind mir Lehr genug gewesen, ich will mir's merken, daß man kleine Kinder nicht mit ins Bett nimmt.

Früh morgens kommt die Kerkermeisterin, bringt mir einen guten Kaffee und einen großen Wecken dazu; ich sollt' mich nur stärken, hat sie gesagt. Ich habe noch an nichts Schlimmes gedacht. Drauf, wie es grau wird — licht wird's ja gar nie im Kotter — kommt der Gendarm mit aufgepflanztem Gewehr. Na, das wird eine Gefahr haben für den starken Kerl! denke ich. Wie er mich auf die Gasse führt, stehen am Thor viele Leute. Da kommt sie, heißt's, da kommt die Kindsmörderin! und lauft uns der ganze Schwarm nach. Ich hätte dem Gesindel meine Meinung gesagt, aber der Gendarm läßt mir keine Zeit. Jesus Maria, wie ich in den Gerichtssaal komm, ist alles voller Leut, daß wir uns kaum durchdrängen können, und ein Aufsehen ist das, und ein Stoßen und Drängen! ich kunnt die Kaiserin gewest sein. Jetzt, vor einem grünen Tisch muß ich stehen bleiben. Ein Crucifix und zwei Kerzen. Der Gendarm steht hinter mir wie ein steinernes Bildniß. Ich schau nicht nach rechts und nicht nach links, das Kopftüchel ziehe ich mir schier über die Augen vor; vergehen, hab ich gemeint, muß ich vor lauter Schand. — Jetzt geht eine Thür auf, jetzt kommen sie. Güldene Krägen und lichte Knöpfe haben sie an ihren Röcken. Drei setzen sich vor mir an einen Tisch. Einer setzt sich links an einen anderen Tisch; nachher kommt der langbärtige Mann, der mich im Kotter besucht hat und gesagt, daß er mich vertheidigen müßt, und setzt sich auch an einen Tisch. Zur rechten Hand sitzen ihrer eine Menge auf der langen Bank, lauter Männer; da werden die Kerzen angezündet, und sie müssen Jeder ein Jurament ablegen. Na, gute Nacht, denk ich, wenn das alles mich angeht! — Alsdann, jetzt hebt's an. Von den Dreien der Mittlere, das ist der oberste Richter —"

„Der oberste Richter ist Gott!" unterbrach sie Ernst.

„Das habe ich mir auch gedacht," sagte sie, „und so hab ich mir nicht viel daraus gemacht. Jetzt der Richter hebt an und fragt mich aus, von meinem Geburtstag an bis zum dasjährigen Leopolditag, wo das Unglück ist geschehen. Ich hab ja schon früher Alles erzählen müssen, und erzähl's jetzt noch einmal. Und wird mir vorgehalten, daß ich einmal gesagt hätt, ich wolle kein Kind haben. Und werde gefragt, ob's wahr wäre, daß ich gesagt hätt, ich brauch kein Kindsmädel, es würd so nicht lange dauern. Und solche Sachen. Und daß ich das erstemal anders ausgesagt hätt als jetzt, dazumal sei das Kind auf der rechten Seiten gelegen und jetzt auf der linken. Das erstemal hätt' ich sogleich nach dem Mann gerufen, jetzt thät's herauskommen, daß ich ihm die Sach hätt verheimlichen wollen. Mir wird ganz blau vor den Augen, und wie ich mir denk, jetzt schauen viel hundert Augen auf Dich, und viel hundert Ohren fangen Deine Red auf, und der Widerspruch ist da und der Verdacht ist da — und jetzt weiß ich nimmer, was ich red. Auf das steht Einer auf und liest eine Schrift. Ernst! Mein Ernst, das ist eine schreckbare Schrift gewesen. Ein schlechtes Weibsbild thät ich sein, und hätt mein Kind mit Fleiß umgebracht. Ich spring vor zum Tisch, jetzt auf einmal ist mir ein Licht aufgegangen. Leut! schrei ich, mit Fleiß hätt ich's gethan? Jesus Christus soll mich verdammen! Ich mein Kind umgebracht! — Still sollt ich sein, hat's geheißen, es würde bald aufkommen. Ist die Eier-Kathel bei der Thür hereingeführt worden, die schaut mich fremd an und so kalt, als ob ich ein Stück Holz wär, und keine Schulgenossin aus ihrem Heimatsdorf. Die muß auch einen Schwur ablegen vor dem Crucifix, daß sie die Wahrheit, und nichts als die sagen will, so wahr ihr Gott helfe. Und sagt alsdann aus, daß ich ihr einmal eingestanden

hätt, ich wollt kein Kind haben. — Du Narr! ruf ich, wann hab ich Dir das eingestanden? Als ich noch lang ledig bin gewest. — Ob sie sonst was von mir thäte wissen? — Nein, nichts Gutes und nichts Schlechtes. Nachher hat sie gehen können. Die zweite Zeugin ist die Zimmermeisterin Fragler. Wie sie eintritt, schaut sie mich so boshaft an, als ob sie sagen wollt: Siehst Du, vor einem Jahr hat der Schreiner den Zimmermann verklagt, daß er Tische und Schränke thät machen; heut wird es die Zimmermännin der Schreinerin zurückerstatten. Na, die hat auch bald ausgepackt, des Kindsmädels wegen. Da muß ich schon bitten! begehr ich auf. Zurückgewiesen werd ich, still sein hab ich müssen. Nachher ist die Red von der rechten und linken Seiten, wie das Kind gelegen, und vom Rufen nach dem Mann. Ich weiß nimmer, was ich sage, falle aufs Knie und bitte um Verzeihung, wenn ich etwas ungenau angegeben hätte. Sollt aufstehen, heißt es, da gäb's kein Umverzeihungbitten. Nun tritt der Gerichtsarzt herfür, das ist derselbe, der unsern Ernst zerschnitten hat, und der beweist es haarklein, daß das Kind nicht durch Zufall erstickt, daß es gewaltsam ums Leben gebracht worden ist. So fest hat er gesprochen, daß ich es selber habe glauben müssen. Ist schon sonst Niemand übers Kind gekommen in derselbigen Nacht, gut, so habe ich es halt selber erwürgt im Schlaf. Im Gottesnamen, sollen mit mir machen was sie wollen. Und habe nichts mehr gesagt."

Ernst hielt sein Weib krampfhaft an der Hand, als sollte es ihm jetzt noch entrissen werden können. Sabina fuhr fort:

„Wie ich jetzt gemeint hab, es wär' aus und sie führen mich von der Stell weg zum Galgen, hebt der Herr, den sie den Staatsanwalt heißen, an zu sprechen. Hab' gemeint,

ich wär ohnehin schon zugrund gerichtet genug, der druckt mich noch mehr unter; keinen Funken Bravheit läßt er an mir, eine verstockte Sünderin, eine Rabenmutter heißt er mich vor allen Leuten. — Meine Herren Geschwornen! sagt er, wenn Sie diese Person laufen lassen, so haben wir im nächsten Jahr um zehn Kindsmörderinnen mehr, denn Sie erlauben das Verbrechen! — Da hab ich mir gedacht: Sie wollen halt Eine haben, daß sie ein Exempel aufstellen können, und weil sie keine Schuldige erwischen, so nehmen sie eine Unschuldige her. Meinetwegen! auch unser Herrgott ist unschuldig gekreuzigt worden. — Aber gesagt hab ich nichts mehr. — Wie der Staatsanwalt mit seiner Litanei fertig ist, denk ich: Jetzt wird die Metten losgehen. Die Richter und die Geschwornen auf ihrer Bank bleiben steinfest sitzen, als ob's ihnen noch alleweil nicht genug wäre. Auf einmal steht der langbärtige Mann auf. Ich hab dem Menschen mein Lebtag nichts Gutes gethan, und er redet so über mich! Wie sich der um mich angenommen hat, mein lieber Ernst, das ist nicht zu beschreiben. Und wenn's mein leiblicher Vater gewesen wär, so schön und so gut hätt er mir nicht das Wort reden können. — Meine Herren! hat er gesagt, aus allen vorliegenden Beweisen und Aussagen ersehe ich, daß die Angeklagte eine brave Frau ist. Als Jungfran von siebzehn Jahren hat sie gesagt, daß sie kein Kind haben möchte. Hätte sie das Gegentheil sagen sollen? Als Mutter hat sie das Kindsmädel verschmäht, weil sie ihr Kind selber atzen will. Sie hat das Hauswesen versorgt, das Kind gepflegt, genährt, hat Nächte durchwacht, was Wunder, wenn sie der Schlaf einmal übermannt hat! Daß sie nach dem Erwachen im ersten Schreck ihren Mann nicht gerufen, ist doch erklärlich; bedenken Sie ihre Angst, ihre Verzweiflung, die Schuld, die sie sich wegen der Un-

achtsamkeit selber beilegen muß. Endlich, da ihre Versuche, das Kind zum Leben zurückzurufen, vergeblich sind, hat sie ja doch um Hilfe gerufen, und so finde ich keinen Widerspruch. Und wenn sie das einemal sagt, das Kind wäre auf der linken Seite, und das anderemal, es wäre auf der rechten Seite gelegen, so sehe ich darin nur ein Mißverständniß, nicht aber einen Widerspruch. Das Kind ist an der linken Seite der Mutter auf seiner rechten Seite gelegen. — Jetzt haben die Leute gelacht und da ist ein Sonnenstrahl durch den Saal gegangen. Der Vertheidiger hat ihnen jetzt aber so ins Herz geredet und hat zuletzt die Richter und Geschwornen gefragt, ob sie denn mit einem ungerechten Urtheil gegen eine arme Familie ins heilige Weihnachtsfest eintreten wollten? — Wie das Alles vorbei ist, wendet sich der Oberrichter zu den Männern in der Seitenbank und sagt: Jetzt wär's an ihnen, jetzt sollten sie sagen, ob ich mein Kind mit Fleiß umgebracht hätte oder nicht. Sie hätten vor Gott dem ewigen Richter geschworen, gerecht zu urtheilen, aber wenn sie nach all dem, was sie gehört hätten, noch immer im Zweifel wären, so sei es besser, einen Schuldigen freizusprechen, als einen Unschuldigen zu verurtheilen. — Nachher giebt er einen Wink und ich werde hinausgeführt. Unterwegs zwischen den Leuten hin höre ich noch: Die hat ihre zehn Jahre schon so viel wie schriftlich. Im Nebenzimmer stellen sie mir ein Glasel Wein vor. Mein Ernst, da habe ich an Gall und Essig denken müssen, und fällt's mir ein, was ich für eine Frevlerin bin, daß ich mich mit unserem Heiland vergleichen will. Ich gebe mich willig drein, aber wie mich der Gendarm wieder in den Saal führt, und es jetzt schreckbar still ist, daß man eine Nadel kunnt fallen hören, und ist doch der Saal voller Leut — und wie ich mir vorstell: jetzt gilt's,

ob du noch einmal glücklich sein sollst auf der Welt, oder verdammt und ehrlos —"

„Beruhige Dich, Sabina," sagte der Gatte, „erzähle jetzt nicht weiter."

„Ich bin ja schon fertig," antwortete sie und dämpfte die Aufregung nieder. „Der Richter nimmt ein Blatt Papier: Im Namen Seiner Majestät des Kaisers! — Elf Stimmen: Nein. — Freigesprochen!" — —

Nun waren beide Eheleute still. Ernst war todtenblaß gewesen, aber jetzt sprang vom Herzen das Blut in seine Wangen. „Stark bist gewesen. Sabina!" rief er, sie umarmend, „daß Du nicht hingefallen bist, wie ein Stück Holz."

„Nachher," sagte sie. „Wie ich das Urtheil gehört habe, im ersten Augenblick hab ich keine Freud und kein Leid gespürt. Es giebt doch eine Gerechtigkeit! nur das habe ich denken können. — Die Leute drängen bei den Thüren hinaus, jetzt schaut mich Keines mehr an, ich bin wieder ein gewöhnlicher Mensch. Der Gendarm mit dem Spieß steht auch nicht mehr hinter mir, und auf einmal bin ich auf der freien Gasse, ich weiß selber nicht wie. — Da zünden sie schon die Laternen an. So lang, den ganzen Tag haben sie mit mir gearbeitet. Ich schau nicht um, eil fort hinaus, und wo keine Häuser mehr sind und keine Leut, nur Nebel und Nacht und Schneegestöber, sehe ich eine rothe Ampel, der gehe ich zu. Sie brennt vor einem großen Crucifix und herunten steht die schmerzhafte Mutter Gottes. Da sink' ich aufs Knie und wein' mich aus und ist mir Hören und Sehen vergangen."

„Jesus, so hättest ja erfrieren können!" rief Ernst.

„Im Schnee halb vergraben hat mich Einer gefunden, hat mich in sein Haus bringen lassen und seine Frau hat

mich geatzt und beherbergt über Nacht. Und heut früh, wie ich mich bedanken will, erkenne ich in ihm den Staatsanwalt, der mich gestern so arg hat verderben wollen. Auf ihn sollt ich nicht böse sein, hat er gesagt, es wäre so seine Pflicht gewesen, ich solle in Demuth und Frieden heimkehren und glücklich sein." —

Draußen in der Winternacht klangen die Weihnachtsglocken, und das junge, wieder vereinte Paar — der Himmel beschirme seine Liebe und seine neue Hoffnung!

Der Edi und seine Nessel.

„Gott gesegne den Ein- und Ausgang!"

Der schöne Spruch stand über dem Thore des Hochsteiningerhofes, damit dieses große, an Reichthum und Ehrenhaftigkeit weitberufene Haus an der Stirn einen christlichen Gedanken trage.

Heute, zur Sonntagsmorgenfrühe, während sonst Alles im Hofe sich noch der weichen Bettrast erfreute, ging aus diesem Thore — dessen Ausgang Gott gesegne! — ein junger, schlanker, bildhübscher Mann. Er war in Großbauernsonntagstracht, graues Tuch mit grünen Aufschlägen. Auf dem weichen, waldgrünen Filzhut stand eine krumme Hahnenfeder, aber die Krempe dieses Hutes war so tief in die Stirn gedrückt, daß vom Gesichte nur der zusammengepreßte Mund und das braune Schnurrbärtchen darüber zu sehen war. Es möchte uns wundernehmen, wenn das scharfe Auge des Burschen dem jungen Glanze der aufgehenden Sonne nicht sollte Stand halten können. Unter dem Arm hatte er ein blaues Bündel, und die Hände staken in den Rocktaschen.

Rasch schritt er zwischen den Gartenplanken voran, und als er die Bachbrücke hinter sich hatte, verließ er den Weg und bog über ein grünendes Kornfeld gegen den Wald hin. Es wurde ihm übel, wenn er dieses üppig aufsprossende Feld ansah, es wurde ihm weh, wenn er dachte, daß jetzt der holde Mai ist. Alles im weiten Thale ackert und säet; wo soll er ackern und säen? Fremde Leute werden morgen den Pflug und die Egge führen über die Schollen des Hochsteiningergrundes, fremde Leute werden den Samen streuen über das Erdreich, und das Korn wird wachsen und reifen und die Schnitter werden munter sein und der Hochsteiningerleute spotten, mit denen es ein so trauriges Ende genommen.

Am Waldrande, aber so hinter einer Lärche, daß er nicht gesehen werden konnte, warf der junge Mann das Bündel zu Boden, setzte sich darauf, stützte sein Haupt auf die Hand und schaute zurück auf den Hof, der so stattlich und behäbig dalag jenseits des Baches. In seinem von langen schwarzen Wimpern beschatteten Auge war Trauer und Unmuth.

Wer hätte das vor einem Monate noch gedacht! Der reiche Hof! Ueberall frohe, emsige Menschen, wohlgepflegte Hausthiere, Wohlstand in allen Ecken. Der Großbauer, zwar schon grau an Haaren, aber jung am Herzen, immer heiter, immer lebenslustig! Mit zwei flinken Rößlein fuhr er in die Kirche, ins Wirthshaus, ins Steueramt, zum Notar, zu anderen Höfen auf Besuch, je wie sich's fügte, und Alles ging glatt und Alles war ihm recht, wie auch er Allen recht war, er lebte und ließ leben und in der weiten Gegend gab es keinen Menschen, der ehrengeachteter dastand als der Hochsteininger. Vor Jahren war ihm seine Frau und eine Tochter gestorben, das hatte ihn damals heftig zu Boden geworfen,

dann baute er den Todten auf dem Kirchhofe ein schönes Denkmal und wurde wieder fröhlich. Seinen einzigen Sohn hatte er mit vielen Opfern vom Soldatendienste befreit und auf eine landwirthschaftliche Schule geschickt, „denn," sagte der Großbauer, „habe schon ich zu meiner Zeit nichts lernen können, so soll's wenigstens mein Junge besser haben."

Erst vor Kurzem war Edi von der absolvirten Schule heimgekommen, um sich nun in die Wirthschaft einzuleben und dieselbe dem Vater führen zu helfen.

Da war es eines Abends, daß der Großbauer unter dem Hausthore stand, die Tabakspfeife aus dem Munde nahm und unsicher sagte: „Nau — was ist denn das?" dann mit der Hand nach dem Thürpfosten tastete und zu Boden fiel. Die herbeigeeilten Leute begossen sein Gesicht mit kaltem Wasser, er rührte keine Miene mehr, sie wuschen seine Schläfe mit Essig, sie schüttelten ihn, sie riefen ihn laut beim Namen; er blieb vollkommen ruhig und hub sachte an zu erkalten.

So war der Großbauer plötzlich gestorben.

Edi war anfangs betäubt. Wie sehr er seinen Vater geliebt, das kam ihm erst jetzt allmählich zum Bewußtsein. Als aber die Zeit des herbsten Schmerzes und der tiefsten Trauer vorüber war, kam etwas Anderes. Die liebe Menschheit wollte Ersatz bieten für den Vater, das heiratslustige Weibervolk der Gegend stand gleichsam in einem weiten Kreise um den schönen, jungen Großbauer und blickte ihn erwartend an. Allein es kam etwas Anderes. Als die Behörde der Verlaßabhandlung wegen an dem Hochsteiningerhof rüttelte, brach er zusammen. Auf die Besitzung waren im Grundbuche Schulden über Schulden eingetafelt; außerdem meldeten sich Gläubiger von Oben und Unten und wiesen ihre Schuld-

briefe vor für Getreide, für Pferde, für Wein, für Tischler- und Steinmetzarbeiten, für Baaranlehen, für alles Mögliche. Die nicht ins Grundbuch Getafelten huben an zu fluchen, denn es wurde ihnen gesagt, für sie reiche es nicht aus, auf der Realität am breitesten säße die Sparcasse und lasse daneben Niemandem Platz. An dem Sohne wollten sie jetzt ihre Wuth auslassen und stellten ihm in lebhaften Ausdrücken vor, wie der Alte ein Lump und Betrüger gewesen sei und der Apfel nicht weit vom Stamme falle.

Edi konnte solche Verleumdungen nicht einmal gerichtlich belangen, aber das wollte er den Leuten zeigen, daß der Apfel manchmal auch sehr weit vom Stamme fallen könne. Sein Vater war nicht schlecht, nur leichtsinnig gewesen, freilich hatte er in seiner unbändigen Weltfreude das Ansehen des großen, als reich bekannten Hofes ausgenützt. Der Sohn, obwohl an alle Annehmlichkeiten der Wohlhabenheit gewohnt, hatte nichts mehr auszunützen; fort wollte er, in die weite Welt — so weit als möglich vom Stamme fallen. Dann wollte er sein Wesen durchsuchen nach einer väterlichen Erbschaft. Vielleicht hatte er doch ein Stückchen Leichtsinn geerbt, wie gut käme es ihm zu statten!

Während der junge Mann hier am Waldrande das Alles noch einmal bedacht hatte, saß er sein Eigenthum platt. Im Bündel waren ja nur einige Kleidungsstücke, sonst hatte er nichts; hatte nichts mit sich nehmen wollen. Werkzeuge zum Broterwerbe: einen Spaten, eine Holzaxt — wer hätte sie ihm denn wehren können? Doch, das Bewußtsein des bisher in Glück und Sorglosigkeit Geschaukelten, jetzt gar nichts mehr zu besitzen, sein junges Leben plötzlich auf nichts gestellt zu sehen, war ihm ein fast wollüstiger Gedanke. Keinen Vater, keine Heimat, keinen Freund, keine Ehre,

keine Habe mehr, keine Rücksicht, keine Pflicht mehr, an nichts mehr gebunden, von nichts gehemmt — frei! Frei wie der Falter dort über dem blühenden Heidekraut! Am Ende war es ein ganz ungeheueres Glück, was ihm bisher wie Elend und Jammer geschienen. — Jetzt werden sie aufstehen im Hofe und nach der gestrigen Vergantung in heuchlerischer Gutherzigkeit zeigen wollen, daß sie es ihm — dem Abgestifteten — nicht nachtragen, daß sie ihm noch das Frühstück schenken und das Dach gewähren wollen im Hause — und er ist nicht mehr zu finden, ist davongezogen, hat nichts zurückgelassen, als seine Verachtung für sie. — Solche Gedanken waren ihm eine rechte Labe. Er stand auf, nahm sein plattgedrücktes Bündel unter den Arm und schlenderte waldeinwärts.

Er hat die Feldarbeit gelernt, hat die Baumzucht gelernt, aber zumeist in Büchern, die Hand weiß nicht viel davon. Jetzt knechtliche Arbeit verrichten? Dafür ist die gewonnene unbegrenzte Freiheit doch zu gut. — Weiter in den grünen Wald hinein!

Von Ferne hörte er Kirchenglocken summen. Rufen sie ihn? Hat er dort noch ein Haus, ein gemeinsames mit allen Anderen? Nein, er mag sich heute nicht ansehen, nicht bedauern, nicht höhnen lassen. Die Gemeinde soll nicht den Spaß haben, den Hochsteiningersohn als armen Schlucker zu sehen. Es wäre für Manchen eine große Unterhaltung gewesen.

Nach einer Weile kam er zum Grenzzaun, wo der Hochsteininger-Boden zu Rande ging. Edi setzte sich auf die Zaunstange wie auf ein Pferd und rief: „Hi, Schimmel!“ Weil jedoch der Schimmel nicht weiter trabte, sondern dastand, als wären seine Füße in die Erde hineingebohrt, so

sprang der Reiter auf den fremden Rasen und wanderte zu Fuß weiter. Diesseits der Grenze fühlte er sich heimischer als jenseits derselben auf dem Hochsteiningergrund. Er kam zu einer Straße und auf derselben nach langem Gange zu einem einschichtigen Fuhrmannswirthshause. In dasselbe kehrte er ein und trank Wein. Die Wirthin betrachtete ihn so von der Seite, sie wußte nicht, war er's oder war er's nicht. Er begehrte, daß sie ihm ein Huhn schlachten und backen solle; da wußte sie es, er war's. Wo ein Hochsteininger einkehrt, da geht's allemal einem Huhn ans Leben, es war sprichwörtlich. Der Junge war aber lange nicht so gesprächig, als es der Alte gewesen.

Edi ließ sich's schmecken, dann zahlte er mit Silbergeld, sagte, sie sollten gesund bleiben beisammen und ging davon.

„He, Hochsteininger!“ rief ihm die Wirthin nach, „dieses Bündel, gehört's nicht Euch?“

Er hatte es auf der Bank vergessen, war es nicht gewohnt, an Handbündel zu denken, wenn er vom Essen aufstand.

Das Wandern ging jetzt nicht so gut, als am frischen Vormittag. Es war heiß, der Bursche schlenderte noch eine Weile halbträge dahin und legte sich dann unter einen Baum. Ringsum war es still, nur von der Ferne war eine Blechschelle zu hören, wie sie Ziegen oder Schafe am Halse zu tragen pflegen. Edi wollte schlafen, er träumte auch schon ein wenig, aber in den Traum hinein klang die Schelle. Die Beine ausgespreitet, lag er auf dem Rücken, schaute in den blauen Himmel hinein, unter welchem das Baumgeäste ein kunstreiches Gitter flocht und dachte: Also Edi! Junger Hochsteininger-Edi! Was wird jetzt aus dir werden?

Die Blechschelle klang.

Der Bursche stand auf. Jetzt möchte er doch wissen, was das für ein Geklimper ist im Walde! — Er ging dem Klange zu, sah auf dem Heidegrunde, auf welchem Weißbirken standen, zwei gesprenkelte Ziegen grasen, und ein Junges dabei, welches ebenfalls gesprenkelt war. Ein bißchen abseits, hinter einem Baumstrunke, sah er die Hirtin, welche ebenfalls gesprenkelt war. Sie hatte ein gelbes Tuch um das Haupt geschlungen, ein rothes Jöppel und ein blaues Kittelchen an. Sie hockte auf dem Rasen, saß auf ihren eigenen Beinen wie ein Türke und guckte vorgebeugt auf den Boden hin. Edi schlich unbemerkt an, duckte sich hinter den Baumstrunk und beobachtete sie. — Tausend Wochen ist sie alt, das wäre eins! dachte er bei sich; bald aber ging sein Denken in Empfinden über. Denn so häßlich auch das Farbengemenge an ihrem Leibe war, und so abgenützt und schlaff die Kleider an demselben, so schön war die Hirtin selbst. Edi hatte in der Lehranstalt ein Bild gesehen, welches die Mutter Gottes darstellte, vor der das Christkind und der kleine Johannes spielten. Das Bild war nach dem italienischen Maler Rafael. Wenn an der Hirtin das etwas zu kurze Stumpfnäschen und die nach oben und unten knospenartig aufschwellenden Lippen nicht gewesen wären, sie hätte jener Mutter Gottes aufs Haar ähnlich gesehen. Waren doch auch die Haare schier so goldfarbig und so geflochten, und das Gesichtchen so länglich gewachsen, und die Augen so groß und lieblich und fromm. Die Wänglein roth wie zwei Aepfelchen, die schon reif werden, der Hals, so weit man ihn sehen konnte, war glatt und weiß und von ihm aus quollen nach unten hin zwei zarte Rundungen auf, die aber von dem zugeknöpften rothen Röcklein eingefangen wurden. Hinter einem der kleinen,

fast anliegenden Ohren stak ein Vergißmeinnichtstämmchen. Sie schaute einem Goldkäfer zu, der im Moose hastig hin und her lief, als hätte er seinen Weg verloren und als hätte er Angst vor dem Ungeheuer über ihm, das ihn mit zwei leuchtenden Augen verfolgte.

„Käfer, du bist ein Narr!" rief auf einmal die Hirtin mit kindlich heller Stimme dem Thierchen zu. „Glaubst du denn, daß ich dir was thue? Eselein, dummes, bin froh, wenn mir Niemand was thut. Da, da ist dein Loch, siehst es denn nicht! Da bist du daheim drinnen. Hast gewiß Kindlein im Nest, gelt? Wenn ich das nur weiß, dann will ich ein paar Steine herumlegen und ein Brettel darüber, daß die Gaisen nicht darauftreten können. Na endlich, jetzt hast es — jetzt ist er drinnen."

Der Bursche hatte sich bei seiner Beobachtung vortrefflich unterhalten. Es war ihm eingefallen, ihr von rückwärts plötzlich die Hände vor die Augen zu legen und zu fragen, wer es sei. Mittlerweile war eine Art Achtung für sie in ihm wach geworden, und da er ihre nähere Bekanntschaft machen wollte, so bog er artig den Finger ein und klopfte hinten am Baumstrunk.

„Herein!" rief sie rasch gefaßt und wendete ihr Köpfchen.

Als sie den hübschen jungen Mann sah, stand sie rasch auf und wollte davonlaufen.

„Oh!" rief der Bursche und suchte ihr den Weg abzuschneiden. „Eselein, dummes! Glaubst Du denn, daß ich Dir etwas thue?"

Jetzt mußte sie lachen, daß er das Wort, welches sie zum Käfer gesprochen, auf sie selber anwendete. Dann betrachtete sie ihn aufmerksam und sprach: „Dich soll ich ja kennen. Bist Du nicht der junge Hochsteininger?"

„Der bin ich freilich," antwortete der Bursche, „das macht aber nichts."

„Dir ist ja Dein Vater gestorben," sagte sie, „da gehst halt jetzt in der Verzagtheit um, gelt?"

„Wirst schon recht haben," antwortete er.

„Ja, kannst denn gleich so fort von der großen Wirthschaft? Da möchte ich an Deiner Stelle daheimbleiben und brav arbeiten, ist das allerbest Mittel, wenn man traurig ist."

Sie weiß von nichts, dachte Edi; es war ihm fast lieb, daß doch ein Mensch lebte, vor dem er den ehrenreichen Großbauern spielen konnte.

Er stellte sich Aug um Auge vor das Dirndl hin und fragte mit weicher Stimme: „Weißt denn Du auch was vom Traurigsein?"

Sie lachte hell auf, und das war Antwort genug. Ihr Lachen klang so bitter lustig, und daß sie bei seiner Frage dieses Lachen ausstieß, war ein Zeichen, wie nahe sie mit der Traurigkeit vertraut war.

„Du bist gewiß von einem Bauern da herum das Töchterl?" fragte er.

„Mein Vater ist ein Taglöhner," antwortete sie.

„Und wo wohnst Du denn mit Deinen Ziegen?"

Das Dirndl schlenkerte mit dem Arm gegen den Abhang der Waldhöhung hin: „Dort."

„Wie heißt Du denn?" fragte Edi.

„Was hast Du davon, wenn Du meinen Namen weißt? Mein Name, der ist wohl lang' nicht so angesehen, wie der Deinige."

„Wozu sollen wir denn stehen, wenn wir uns setzen können!" schlug er vor, „die Ziegen setzen sich auch."

Die Ziegen schäkerten miteinander, der Bursche setzte sich, das Dirndl aber stand aufrecht und sagte, nun werde es die Ziegen weiter treiben müssen. Da hatte er mit der Hand an einem ihrer kleinen Barfüße getastet.

Sie zog den Fuß rasch zurück.

„Eine große Fliege war darauf, ich habe sie verscheuchen wollen." So entschuldigte er sich, sie aber antwortete: „Die Fliege wird mich nicht fressen. Und wenn auch, so geht's keinen Menschen nichts an."

Auf solche Abweisung wurde er kühner, drehte ein wenig an seinem Schnurrbärtchen und sagte: „Dirndl, Du könntest meine Herzliebste werden."

Hierauf entgegnete sie: „Wenn Du heut' umgehst, Leut' foppen, so mußt Du Dir solche suchen, die sich nicht auskennen."

„Kann ein Hochsteininger nicht auch ehrliche Absicht haben?" fragte er.

„Glaub kaum, daß er's zusammenbrächt," antwortete sie. „Für die reichen Leut' ist es viel schwerer, in solchen Stücken ehrlich zu sein, wie für Andere, sie haben halt zu viel Anreizung."

„Du magst ja recht haben," sagte er mit einem sauren Lächeln. „Wenn ich jetzt aber als armer Bursch vor Dir stünd', als blutarmer Bursch, der nichts hätt' als seinen gesunden Leib, und der wollte Dich fragen, ob Du seine Herzliebste sein möchtest. Was hättest ihm für Antwort? Das möchte ich wissen."

„Sicherer wär' Eine d'ran beim armen Burschen, als wie beim reichen," meinte sie. „Denn das sag' ich resch: mit Geld laß ich mir nichts abkaufen. Was ich geb', das geb' ich geschenkt, und keinem Anderen als Dem, der mich heiratet."

Als sie so sprach, da lohte in seiner Brust eine höllische Gluth an und er rief: „Ich heirate Dich! Du sollst mein Weib sein!"

„Wie lang?" fragte sie schnippisch.

„So lang wir leben!"

„Dann sind wir handelseins," war ihre Antwort, denn ihr erging es inwendig nicht besser als ihm.

Von nun an plauderten sie nicht mehr viel. Auf dem Moosboden saßen sie nebeneinander, er legte seinen Arm um ihren Nacken und wußte es mit dem ihren so zu machen, daß dieser ihn umfing. Dabei schaute er ihr keck munter ins Auge, sie hielt seinen Blick trotzig aus und mit halb gesenkten Lidern schaute sie in das seine. Dann nahte er seine Lippen den ihren, aber nur so weit, daß die Spitzen seines Bärtchens leise prickelnd an ihr Gesicht strichen. Dann gab er ihr ein kleines Küßchen — ein ganz kleines. Und schauten sich wieder fest und ernsthaft an wie zwei Ringer, bevor sie den Kampf beginnen.

„Jetzt fragte das Dirndl: „Ist das die Liebe, von der man so viel hört?"

„Das wird sie schier sein," antwortete der Bursche und gab ihr mit großer Heftigkeit einen langen Kuß. — Wenn sich nur die Ziegen nicht verlaufen! Die eine ist äußerst leckerig, hebt ihren Kopf zu den Birkenzweigen und will gerade jene Blätter haben, die am schwersten zu erlangen sind. Das Kleine hüpft und springt, wirft den Hintertheil manchmal so frisch in die Luft, daß man sich wundert, wenn er nicht darin hängen bleibt. Gott, es ist lustig auf der Welt! gar das Zicklein fühlt es. Aber Abend wird's und von dem Graben herauf ruft eine Weiberstimme: „Nessel!" — Zwei-, dreimal ruft sie, bis das Dirndl endlich antwortet: „Ja, ich hab's schon gehört!"

„Geht das Dich an?" fragte der Hochsteininger.

„Die Mutter ruft mich," sagte das Dirndl.

„Du bist ja doch keine Nessel!" flüsterte er, „schon eher ein Röserl!"

„Ich heiße Agnes," belehrte sie, „und deswegen haben sie mich zuerst das Neserl geheißen, daraus ist nachher ein Nesserl geworden, und wie ich groß bin, gar eine Nessel. Mußt halt nicht gleich an die Brennessel denken. Aber, jetzt heißt's heimtreiben. Du hast auch die höchste Zeit, Edi, wenn Du heute noch in Deinen Hochsteiningerhof kommen willst."

„Das will ich gar nicht," sagte er. „Ich möchte lieber in Deiner Hütte über Nacht schlafen."

„Wird uns eine Ehr' sein!" antwortete sie mit einem possierlichen Knix. Sie waren in diesem Augenblicke aber schon so weit, daß es der Höflichkeit nicht mehr bedurft hätte.

Das kleine Zudel-Haus duckte sich unten in der Schlucht an eine Felswand. Unter einer Ecke des Häuschens rann der Bach durch, was für die Bewohner in einer Beziehung etwas Bequemes hatte. Aber auch nach oben hin waren sie vom Wasser nicht geschützt, und wenn es regnete, versammelten die Insassen sich in der Küche um den Herd herum; das war die einzige Stelle, die noch ein schadloses Bretterdach hatte. Auch die Ziegen waren in der Küche untergebracht. Weil heute das Wetter sehr schön war, so führte die Nessel ihren werthen Gast in die Stube, wo sie ihn am Tische niedersetzen hieß. Er that's, und als er seinen Ellbogen an die Tischecke stützen wollte, schnappte die Platte über. Ja, mein Lieber, so fest steht der Tisch nicht überall, als er im Steiningerhof gestanden! Die paar Fensterchen der Stube waren so niedrig, daß der Bursche — wenn er

aufrechtstehend hätte hinausschauen wollen — seine Augen im Magen hätte haben müssen. Jetzt war's aber schon dunkel draußen und in der Stube fast finster. Polternd und hastig trat nun der Studel ein, ein kleiner, behender Mann; der schrie mit einer dünnen, hellen Stimme: „Weiberleut'! Seid's da? Eine große Neuigkeit weiß ich. Gestern bei der Nacht ist der Hochsteiningerhof niedergebrannt!"

Die Mutter und die Tochter thaten einen Ausruf der Ueberraschung.

„Bei Putz und Stingel niedergebrannt!" fuhr der Zudel lärmend fort. „Auch Leut' sind verbrannt! Der jung' Hochsteininger selber ist mitverbrannt! Meiner Seel', wahr ist's! Heut' haben sie die Knochen herfürgestiert, hab's selber gesehen!"

„Aber Vaterle!" rief die Nessel, „das ist ja wieder nicht. Der Edi sitzt doch da in der Stuben und ganz lebendig!"

„Wer sitzt da in der Stuben?" schmetterte der Zudel.

„Der Edi, der junge Hochsteininger."

Jetzt sah der Alte den Burschen auch, weil dieser durch die Küchenthür vom Herdfeuer beleuchtet wurde.

„Meiner Seel', er ist's!" schrie der Zudel und klatschte die Hände zusammen, „was aber doch zusammengelogen wird auf der Welt. Ich habe gehört, er ist mitverbrannt."

„Vaterle, Du hast sogar seine verbrannten Knochen gesehen!" lachte das Dirndl.

Der Zudel schüttelte das Haupt. „Wenn ich mir!" rief er aus, „nur dieses verdammte Lügen kunnt abgewöhnen! Das ist ein Höllenlaster! Ich sag' Dir, Tochter, heb' Du mit dem Lügen nicht an! Es geht nicht gut aus damit. Du hast ja den Mariathaler Kirchenwirth gekannt. Das größte Lugenmaul auf Gottes Erdboden!"

„Na, schrei nur nicht so, Alter,“ mahnte ihn nun sein Weib, „wir sind ja Keines taub. Was ist's denn mit dem Kirchenwirth?“

„Der Blitz hat ihn derschlagen!“ schrie der Zudel, „nicht ein Beindel ist ganz an ihm und die Zungen, mit der er so viel Lugen hat gesagt, ist höllenschwarz verkohlt über und über. Auch die drei Finger der rechten Hand, mit denen er die vielen falschen Eid' hat geschworen sein Lebtag, dieser Erzschelm, dieser verdächtige!“

„Vaterl, Du wirst wieder eingesperrt werden, wenn Du so schimpfst!“ gab ihm die Tochter zu bedenken.

„Um Gotteswillen, nur nicht einsperren!“ rief er. „Die Langweil im Arrest, Du glaubst es nicht! Keine Arbeit, zu wenig zu essen — mir graust! meiner Seel', mir graust! — Kind, darum sag' ich, gewöhn' Dir nur das Ehrabschneiden nicht an! — Schau Du, Alte, da hab' ich Dir was mitgebracht.“

Er zog ein Instrument aus glänzendem Stahl hervor.

„Was ist denn das wieder?“ fragte das Weib scharf. „Woher hast Du denn das Ding?“

Der Zudel zwinkerte mit den Aeuglein. „Vom Hammerherrn zu Leinbach, wo ich die Wochen gearbeitet hab',“ sagte er, „wird's eh nicht brauchen. Ist auf dem Tisch gelegen, da hab' ich's eingesteckt.“

„'s ist aus aller Weise!“ jammerte das Weib und raunte dem Dirndl zu: „Stiehlt er einen Nußknacker. Wann wir Nussen aufzuknacken hätten, möcht' ich wissen!“

„Weiberleut'!“ schrie der Alte etwas ungleich, „was truschelt Ihr denn, allzwei? Gewiß wieder geht's über mich los. Rabenbänder seid's!“

Sein Weib sprang an ihn herbei, schob ihm den Nußknacker in den Sack und rief: „Jetzt gehst aber gleich, trutz

Nacht und Nebel gehst und tragst dem Hammerherrn den Nußzwicker zurück!"

„Ich!" schrie der Zudel aufgeregt, „ich soll jetzt zum Hammerherrn gehen? Nicht einmal bei der Nacht hat man eine Ruh', meiner Seel'! Wenn ich mir nur dieses höllische Stehlen kunnt abgewöhnen. — Mein Kind, ich sage Dir —"

„Marsch!" rief das Weib und schob den Alten zur niedrigen Thür hinaus.

Das Alles spielte sich vor dem jungen Hochsteininger ab, ohne daß dieser weiters beachtet wurde.

Nun die Mutter in der Küche mit dem Melken der Ziegen zu schaffen hatte, setzte sich die Nessel im Dunkeln auf die Bank zum Burschen und sagte leise und bekümmert: „Du wirst Dir etwas Sauberes denken über meinen Vater. Aber so ist er und so ist er. Der beste Mensch auf der Welt, aber diese schreckbaren Angewohnheiten! Alle Tag zehnmal wird er lugengestraft und kein Mensch glaubt ihm etwas, aber er lugt lustig drauf los, daß die Weltkugel blau anlaufen kunnt über und über. Was er sonst genügsam ist, schier nichts braucht er für sich selber, Alles schenkt er her, aber gestohlen muß sein. Sieben Jahre klecken nicht, wenn ich sag', wie viel er schon eingesperrt ist gewesen. Aber es ist all' umsonst, kommt er heraus, so treibt er's wie vor und eh. Letztens bringt er vom Arrest ein paar eiserne Nägel mit heim, die sie ihm gewiß nicht mitgegeben haben werden; mit den Zähnen hat er sie aus dem Fußboden gezogen. — Wahrlich, es ist ein rechtes Anliegen mit so einem Menschen!" Das Dirndl hob die Schürze ans Gesicht und schluchzte hinein.

Dem Burschen war die Sache nicht mehr neu, der Zudel hatte in der Gegend schon seinen Ruf. Er war der berüchtigteste Lügner, Verleumder und Dieb, allein man

nahm ihn nicht mehr ganz ernst. Er war zu leicht überwiesen, zu rasch bereit, den guten Namen wieder herzustellen und ließ sich zu leicht erwischen. Dann war er allemal empört über sich selber oder beklagte sich bitter über seine Niederträchtigkeit, etwa so, wie ein Anderer seinen Zahnschmerz, seine Gicht beklagt, um sich hernach wie in ein Unabänderliches dreinzugeben und in nächster Stunde wieder gichtisch oder niederträchtig zu sein. Possierlich war es, wenn er Andere warnte vor dem Verbrechen und sich als abschreckendes Beispiel aufstellte, sofort aber hinging und dem Nachbar die Kette vom Wagen stahl. Man bedauerte nur sein Weib, die Zudelin, welche sich oft aufs Krankenbett geärgert und gekümmert hatte, wenn er gefänglich eingezogen wurde.

Sie war ein braves, arbeitsames und sparsames Weib, und die Tochter schien ihr nachzugerathen. Sie belehrte das Dirndl nie auch nur mit einem einzigen Worte, warnte nicht vor Sünden und redete nicht von Tugenden, sie war brav und tüchtig und schwieg. Und die Agnesel war gewohnt worden, die Mutter anzusehen und es wie sie zu machen; ob's gut oder schlecht sei, darnach fragte sie nicht, und daß Niemand Ursache fand, das Dirndl seines Thun und Lassens wegen zu meistern, war eben ein gutes Zeichen.

Das wußte Edi zum Theile, zum Theile wußte er es nicht. Und wie es nun schon eine Weile finster war, fragte er die Nessel, was es mit dem Schlafen sein werde.

Er wurde an den Herd hinaus geladen, um beim Scheine der Gluth mit den beiden Weibern eine Pilzbrühe zu genießen. Nach diesem Abendbrote fragte die Zudelin den jungen Hochsteininger, ob es denn wirklich sein Ernst sei, in ihrer Hütte zu übernachten?

Er sei auf einer Reise, entgegnete Edi, wolle freilich ein paar Stunden schlafen, um dann früh morgens weiter zu ziehen.

Auf dem Dachboden über der Stube war frisches Heu, da hinauf wurde er gewiesen. Nachdem er ihnen aus den Augen war, vertraute die Tochter der Mutter das Geheimniß. Ihre Wänglein glühten, ihre Aeuglein leuchteten, als sie der Mutter zuflüsterte: „Weißt Du, warum er da ist? Er heiratet mich!“

Die Zubelin wendete sich behäbig dem Dirndl zu und schaute es an.

„Ich habe mir's gedacht,“ murmelte sie dann.

„Er nimmt mich gewiß, er hat mir's versprochen!“ jubelte die Junge flüsternd und rieb sich die Hände. „Ich bin Hochsteiningerin.“

„Nessel!“ sagte die Mutter mit gottlos gleichgiltiger Geberde, „versprochen kann er Dir's haben. Heiraten thut er Dich nicht. — Still sei! Was geschehen ist, das weiß ich nicht. Was ich Dir gesagt hab', das ist wahr wie das heilig' Evangeli. Jetzt geh' schlafen.“

Das Bett der Eheleute stand in der Stube. Das Lager der Nessel war in der Küche neben den Ziegen. Darauf lag sie nun und konnte Alles: Sinnen, Beten, Weinen — nur nicht schlafen. Sie horchte nach jedem Laut, der oben im Dachboden etwa vorkommen mochte. — Ob er gut liegen wird? Ob er sich nicht in den Kopf stoßen wird am Dachbalken, wenn er sich plötzlich aufrichtet? Ob ihm sein Rock wohl genug Decke sein wird? Jesses, Wasser hat er keins oben! Wenn er Durst bekommt in der Nacht! Wenn er zum Bach will und über die Leiter herabfällt! — Es waren quälende Gedanken. Sie wäre am liebsten aufgestanden und

hätte ihn begutet und hätte ihn gewarnt vor Unfällen, aber der Mutter Worte lagen wie große Steine auf dem Wege zu ihm.

Lange nach Mitternacht war's, die Mutter schlief fest, der Vater war auch schon nach Hause gekommen von seinem Bußgange und schnarchte nun. Das Wasser unter dem Hause rauschte fast leidenschaftlich, die Ziegen scharrten manchmal mit den Zähnen, und die Nessel wachte. Da ging von dem Vorraume herein die Thür auf — aber auch sofort wieder zu. Edi wollte das Haus verlassen, hatte aber anstatt der Ausgangsthür die Küchenthür erwischt.

„Wer ist es denn?" flüsterte die Nessel. „Bist Du's, Edi? Ist Dir etwas?"

Dabei hatte sie schon den Rock umgeworfen und stand draußen im Vorgelaß neben ihm.

„Ich hätte Dich nicht wecken mögen," sagte der Bursche, „aber mir ist es recht, daß ich Dich noch einmal sehen kann."

Das Dirndl kicherte. „Sehen!" In rabenfinsterer Nacht.

„Es wird Dir kalt werden, Nessel!" Er schlug seinen Rock auseinander, suchte sie an seiner warmen Brust zu bergen und den Rock über sie zu legen.

„Das machen wir noch gescheiter," meinte sie und zog von der Hängstange einen Pferdehaarkotzen herab. Sie setzten sich an die Thürschwelle ganz eng zusammen und schlugen das grobe Tuch fest um sich.

„Ich habe ja was zu reden mit Dir," sagte die Nessel. „Wann willst denn kommen um mich?"

„Um Dich?"

„Ja, um mich."

„Ja so. Weißt, Nessel, ich gehe jetzt einen guten Platz suchen und wenn ich bereit bin, dann hole ich Dich ab."

„Meine Mutter sagt“ — sprach das Dirndl und blieb stecken.

„Was meinst, Nessel?“

„Meine Mutter sagt, Du wolltest mich anschmieren, aber nicht heiraten!“

Der Bursch schwieg.

„Ist das wahr, Edi?“

Da sprach er: „Am Ende hättest keine große Freude mit mir. Ich muß Dir nur was sagen. Gestern hat Dein Vater erzählt, daß der Hochsteiningerhof abgebrannt wär', und der junge Hochsteininger mit verbrannt. Es ist was Wahres dran. Für mich ist der Hof dahin und der Jungbauer bin ich auch nicht mehr. Sie haben mir Alles weggenommen. Ich bin ein armer Teufel geworden und muß mein Brot, wenn ich eins haben will, im Taglohn verdienen. Ja, meine liebe Agnesel, so steht's mit mir.“

„Warum hast denn das gestern nicht gesagt?“ war ihr Einwand.

„Ich war sehr betrübt.“

„So? Das habe ich Dir nicht angemerkt.“

„Und da — bist Du mein Trost gewesen.“

„So ist's doch, wie meine Mutter gesagt hat!“ versetzte sie bitter und wollte sich wegwenden.

„Nein, so ist es nicht,“ antwortete er und hielt sie an sich. Hielt sie so fest, daß ihr fast der Athem versagte unter dem Tuche.

„Aber Du kannst ja gar nicht heiraten!“ sprach sie.

„Heiraten kann ich schon. Das wehrt mir Niemand. Es ist nur die Frage, ob Du mit einem armen Mann zufrieden bist.“

Nun hob sich ihr Muth. „Wenn es nur darauf ankommt,“ sagte sie, „dann ist es recht.“

„Es kommt nur darauf an.“

„Gut ist's. Und wenn ich's bedenk', es ist mir jetzt lieber, daß Du der reiche Bauer nicht mehr bist; den armen hab' ich viel sicherer und jetzt hab' ich keine Angst mehr, daß Du falsch könntest sein. Gelt nein, ich brauch' keine zu haben, gelt — Edi!“

„Dirndl, ob reich oder arm, Spitzbub bin ich keiner.“

„Nachher ist Alles gut. Komm nur fein bald, ich halt schon mit Dir; Du bist arm dran, jetzt erbarmst mir erst, schau. Weggenommen haben sie Dir Alles. Der Schulden wegen. Geh', laß ihnen den Krempel. Wir stehen drauf nicht an. Wir sind zum Arbeiten stark, allzwei. Und gern haben wir uns auch. Da fehlt uns nichts mehr. Nur herzhaft sein, Edi! Jetzt bist erst ganz mein.“ Sie küßte sein Haupt, seinen Mund und wollte gar nicht ablassen, ihn zu herzen.

Als er endlich davon war und sie wieder in ihrem Neste lag neben den Ziegen, da sank sie in einen gesunden Schlaf.

Geweckt wurde sie am Morgen durch das Geschrei des Vaters. „Heimlich davon ist er, der Lump, bei der Nacht!“ lärmte der alte Zudel, während er hastig die Säcke seines Rockes und seiner Weste durchsuchte, „und hat mir meinen Taschenfeitel gestohlen, der verdächtige Gauner, der hochsteiningerische!“

„Nau, nau!“ beruhigte sein Weib, „der Großbauer wird Dir den Taschenfeitel haben gestohlen! In allen Stücken möchte ich ihm nicht trauen, dem Hochsteininger, dem jungen, aber Taschenfeitel stehlen thut er nicht.“

„Glaubst!“ rief der Alte. „Glaubst! Oh, diese Hochsteiningerischen muß man kennen! Wundern sich die Leut' über ihren großen Reichthum! Ich wundere mich nicht, ich

weiß, was ich weiß! Meiner Seel'! Die Hochsteiningerleut', die sind öfter als einmal an der Arrestthür vorbeigeschlichen, meine Liebe! Vielleicht auch am Galgen! Ehrengeachtete Leut'! Natürlich, weil sie Geld haben! Ich möcht' nicht in ihrer Haut stecken, das sag' ich! Haben noch nicht genug daran, daß sie Kirchen ausrauben, müssen arme Taglöhnerleut' auch noch um den Taschenfeitel bringen!"

„Was hast denn da drinnen?" fragte sein Weib und tastete an einen harten Gegenstand in seiner Hosentasche.

Er langte hinein und zog höchst überrascht den Taschenfeitel heraus.

„Da ist das Rabenvieh, das vermaledeite!" schrie er. „Meiner Seel'! Just in der Hosentasche hab' ich nicht gesucht und gerade da drin hat sich das Beest vergraben. Deswegen sag' ich, liebe Kinder, soll man Niemanden Schlechtes zeihen. Abgeschnitten ist die Ehr' bald! Aber wieder zusammengeknüpft, das ist eine andere Sach!"

„Ja ja, laß es nur gut sein," sagte sein Weib, „und geh' jetzt Deine Suppen essen; heut' hast im Holzschlag zu thun."

Auch die Nessel aß ihre Suppe und ging dann in den Wald mit ihren Ziegen. Gerade jene Stelle suchte sie auf, wo sie gestern mit dem Edi gesessen. Es war das Gras und das Moos noch nicht aufgestanden. Sie setzte sich wieder hin auf den Platz und schaute in die Welt hinaus. Sie sah aber keine Welt, sondern lauter graue Wolken am Himmel und lauter Edis drinnen. Finken und Amseln hörte sie singen; sie sangen anders wie sonst. Sonst war es nur lustig gesungen gewesen, jetzt führten sie miteinander geheimnißvolle Gespräche, spotteten und lachten. Die Vögel lachten! — Dem Dirndl kam das unheimlich vor.

So saß die Nessel Tag für Tag auf der Anhöhe, schaute halb verloren in die Weite hinaus, und manchmal seufzte sie ein wenig.

Als drei und vier und fünf Wochen vergangen waren, hätte sie gerne die Mutter gefragt, was sie meine? Aber sie hatte den Muth nicht dazu. — Vom Hochsteiningerhof hörte man, daß ganz fremde Leute in demselben hausten. Der junge Hochsteininger war verschollen. Es hieß, er wäre zu den Soldaten gegangen. Es hieß auch, er wolle ein Freicorps bilden, um die Türkei zu erobern. Das Gerücht war leicht auf seine Quelle zurückzuführen, doch der Zubel deutete geheimnißvoll an, man würde von dem jungen Manne noch ganz andere Dinge zu hören bekommen. Für nichts und wieder nichts habe der seinen schönen Hof nicht verschenkt!

* * *

So war der Frühsommer und so war der Hochsommer vergangen. Da war es eines Sonntags im August, daß die Nessel allein in ihrem Häuslein wirthete und ihr über die Wangen helle Thränen rannen. Der Vater saß wieder einmal im Arrest, die Mutter war in ein entferntes Dorf zur Kirche gegangen. Am Morgen, ehe sie fortging, hatte es einen bitteren Auftritt gegeben. Die Nessel hatte ihr eine Bedrängniß eingestanden und die Alte hatte nichts darauf gesagt als: „Siehe zu. Selber gethan, selber gelitten.“ So kalt und so hart. Dann war sie fortgegangen.

Nun saß die Nessel auf einem niedrigen Stühlchen und molk die Ziege. Den Melkzuber hielt sie zwischen den Knien, und während das weiße Brünnlein hineinstrahlte, rannen über ihr Gesicht immer noch die Thränen. Da stand er plötzlich vor ihr. Der Edi. Aber nicht erfreulich. Das

schmucke Sonntagskleid, welches er im Mai getragen, war verblaßt, ja hatte sogar einige nothdürftig zusammengeheftete Risse. Die Stiefel waren verwaschen und etwas schief getreten. Sein Gesicht hatte eine braun-gelbliche Farbe und war eckiger geworden; der Schnurrbart buschiger, aber ungepflegt.

Er sagte nichts, als er eintrat, gab ihr nur die Hand.

Sie that einen Schrei und sagte: „Aber so erschrecken!“ Dann sahen sie sich schweigend und unsicher an.

„Wirst Dich wundern, daß ich da bin,“ sagte er endlich.

„Ich hätt' Dich eher verhofft und jetzt nicht mehr erwartet,“ war ihre Entgegnung. „Daß Du schon gar nichts von Dir hast hören lassen!“

Er antwortete: „Gutes hätte ich nichts können vermelden, und das Schlechte, habe ich gemeint, kriegst immer noch früh genug zu wissen.“

„Geh', wirst eine Weil' stehen! Setz' Dich nieder. Bist doch nicht krank gewesen?“

Er setzte sich schwerfällig an den Herdrand. „Ja mein Gott!“ seufzte er. „Wie ich vom Heimatshaus fort bin damals, hab' ich wohl gewußt, daß meine schönen Zeiten vorbei sind. Aber daß es mir so schlecht sollt' gehen, hätt' ich mir nicht gedacht. Zuerst eine Weil keine Arbeit gefunden, umgestromert wie ein Vagabund. Endlich ein Bauerndienst. Oh, das Dienen ist hart! Das freie Leben kennen gelernt haben und in den Dienst müssen — das ist ein Unglück! Wer nie sein eigener Herr gewesen, der weiß nicht, wie hart es ist. Der schweren Arbeit wegen nicht so sehr, die wird man gewohnt. Aber von dummen, rohen Leuten hin und her geschoben, gestoßen werden, das wird man nicht gewohnt. Keine freie Stunde für sich haben, Kost und Pflege wie für

einen Hund. Bei einem Pächter war ich über den Sommer im Dienst. Oh zum Verzweifeln, wenn ich denk, das soll jetzt immer so fortgehen! Weil er gehört, mein Arbeitgeber, daß ich Landwirthschaft studirt hätte, hat er mich gehänselt, und aus Galle darüber, daß ich doch Einiges besser verstanden wie er, hat er mich so grob und entwürdigend behandelt, daß ich mich schon selber zu verachten angefangen. Eines Tages, auf eine schmähliche Beleidigung, habe ich ihm ins Gesicht geschlagen. Er geht zu Gericht, aber ich habe auf das Eingesperrtwerden nicht warten wollen, bin davon. Mein erster Gedanke: nach Hause in den Hochsteiningerhof. Ich vermag's aber nicht. Mitleid suchen? lieber ein Schuß Pulver. So hab' ich gedacht: Die Nessel möchte ich noch einmal sehen. — Nun, gesehen hätt' ich Dich, und wie es Dir geht, braucht man wohl nicht zu fragen."

„Oh gewiß nicht," antwortete sie bitter, „mir geht's aufs Allerbest. Ich hätte zwar auch abzüladen von meiner Kümmerniß und hab' damit gewartet auf Dich mit Schmerzen. Jetzt hast aber selber schon so viel auf dem Buckel, daß Du Dir nichts mehr verlangen wirst. — Wenn Du ein Töpfel Milch magst, sie ist ganz frisch."

Als das Dirndl jetzt sah, wie gierig er die Milch trank, hub er an, ihr bis ins Herz hinein zu erbarmen. Sie legte ihm auch Brot und Butter vor, und während er aß, plauderte sie mit ihm über gleichgiltige Dinge. Sie wollte seinen Appetit nicht stören. Dann aber war doch die Zeit zu nützen, so lange kein fremdes Wesen zugegen als die meckernden Ziegen und die tauben Forellen im Bache.

„Edi," sagte sie. „Noch eine Neuigkeit habe ich Dir zu erzählen. Im Frühjahr hat mir was geschadet."

Er sprang auf und murmelte: „Das auch noch!"

Sie sprach von der Schande und dem Elende, das ihr bevorstehe, und weinte. Er stand lange Zeit unbeweglich da wie ein Holzklotz. Endlich, als sie ihn fragte, was er zu thun gedenke, antwortete er sehr gedämpft: „Ein Mittel wüßte ich schon."

„Gott Lob und Dank!" athmete sie auf.

„Eins wüßte ich, daß uns Beiden geholfen wäre," fuhr der Bursche fort und setzte bei: „Für mich selber habe ich schon öfters daran gedacht. Es kommt nur darauf an, ob Du mithalten willst."

„Mir ist Alles recht, nur so nicht, wie es jetzt ist," war ihre Antwort.

„Auf dieser Welt hat auch Keines von uns mehr etwas zu erwarten," sagte er. „Wenn's Armuth allein wäre! Aber Unehr' und Schmach. Dir wie mir — Agnes," setzte er bei, hob mit seiner Hand ihre Rechte auf und preßte sie an seine Brust: „Wenn man's beim richtigen Zipfel anfaßt, ist's bald überstanden. Thun's auch Andere, denen es besser geht als uns. Bevor wir noch tiefer ins Elend hineingerathen, Anderen zu Last und Aergerniß werden — machen wir Schlußpunkt."

Sie schaute ihn befremdet an.

„Machen wir Schlußpunkt!" wiederholte er.

„Du meinst," sprach nun das Dirndl ganz ruhig, „daß wir uns umbringen sollen?"

„Siehst, Nessel, daß Du mich verstanden hast!" rief er fast fröhlich. „Ich mit mir selber bin fertig. Und ich denk', Du laßt mich nicht allein gehen, Du gehst mit mir."

Jetzt hub das Dirndl an zu zittern am ganzen Leib. „Wenn man so im Elend ist und oft nicht schlafen kann," sagte sie, „da kann Einen der Schutzengel verlassen und es spielen solche Gedanken. Ich weiß es wohl."

„So komm mit mir in den Wald. Komm!"

Sie wehrte mit der Hand ab.

„So muß ich wohl allein wieder fort."

Schon früher hatte sie im Futter seines Rockes einen eckigen Gegenstand bemerkt, der den Sack schwer hinabzerrte. Nun sah sie etwas hervorstehen wie einen Revolverlauf.

„Edi, gieb her das!" sagte das Dirndl und langte drauf hin.

Er schob ihre Hand zurück: „Nessel, das geht Dich derweil nichts an. — Wenn Du mit mir gehst, im Wald wollen wir ihn probiren."

Sie senkte das Köpfchen und schüttelte es.

„Weiter zureden will ich Dir nicht," sagte er, „es muß Dein freier Wille sein. Bedenk's. Wenn Du mich noch einmal sehen willst, heute Abend um Sonnenuntergang oben bei den Birken. — Lebewohl!"

Mit eiligen Schritten trat er zur Thür hinaus. Sie — todtenblaß im Gesicht — starrte ihm nach.

Agnesel stand lange am Thürpfosten und lauerte, ob er nicht noch einmal zurückkäme. Er kam nicht. Da wollte sie fort und ihm nach. In demselben Augenblicke war draußen am Wege ein Geschrei. Der Zudel kam und sprach unterwegs mit einem Zweiten, der neben ihm herwackelte und dem schreienden Sprecher mit freundlich grinsendem Gesichte zuzuhören schien.

„Der Vaterl ist schon da!" sagte das Dirndl, als er zur Thür hereinstolperte.

„Was hab ich gesagt? Staunen wird sie!" schrie der Zudel seinem Begleiter zu. — „Ich glaub's wohl, daß Du staunst, Nessel! Ja meiner Seel! wenn man warten wollt', bis sie Einen freiwillig auslassen! Ausgebrochen sind wir, gestern bei der Nacht! Gelt, Kamerad!"

Der „Kamerad,“ ein kleiner, dicker Herr, zeigte dem Dirndl ein sehr süßes Gesicht und schüttelte verneinend den Kopf: „Ausgebrochen, das nicht. Sie haben uns freiwillig laufen lassen, weil die Zeit abgesessen war.“

Jetzt schaute sie sich diesen Menschen erst genauer an. Er trug einen braunen, sehr sorgfältig gehaltenen Anzug, wie ihn Bürgersleute haben. An der äußeren Brusttasche stand ein feuerrother Tuchzipf hervor. Der Westenkragen ging aber so hoch an den dicken Hals empor, daß von der Wäsche, nach welcher jedes Weib ausschaut, nichts zu sehen war. Das runde wohlrasirte Gesicht hochgeröthet, die kleinen Augen entzündet und wässerig, und weil der Mund immer lächelnd sich in die Breite zog, so sah man am Unterkiefer zwei einzelnstehende braune Zahnreste. Jetzt zog er artig den grauen steifen Hut ab und fuhr sich mit der fleischigen Hand über die dünnen falben Haare, die in Schweiß an dem Schädel klebten.

„Nau also, da ist sie, meine Nesserl!“ rief der Zudel hell aus, um seine Tochter dem Kameraden vorzustellen. Dieser machte einen Knix, wobei er das Gesicht unterthänigerweise in sehr ernsthafte Falten zog.

Sie that nicht viel desgleichen, also schrie ihr der Vater zu: „Nesserl! Der Herr da, der will Dich heiraten! Du, der hat Geld!“

Der Dicke verneigte sich noch einmal, das Ding schien ihm schier rascher zu gehen, als er selber gedacht.

„Das ist der wohlgeborene Herr Roßhändler Siegmund!“ schrie der Zudel, mit beiden Armen auf den Dicken weisend. „Im Arrest hab' ich mit ihm Freundschaft geschlossen.“

„Bin ja nur ein paar Tag' gesessen,“ berichtigte der Dicke artig gegen das Dirndl gewendet.

„Sag einmal, wie viele Rösser hast Du gestohlen, Siegmund?“ fragte ihn der Zudel.

„Gestohlen!“ röchelte Jener unwillig, „Rösser stehlen! Das hat der Siegmund nicht noth. Gott sei Dank! Unglück hab' ich gehabt!“ sprach er gegen das Dirndl gewendet. „Bin für einen Schimmel, den ich dem Halseiner Doctor verkauft hab', gutgestanden, und nachher ist das Schindvieh stetig gewest. Geschwind haben sie mich gehabt.“

„Für diesmal ist's geschehen!“ schrie der Zudel, „merk' Dir's aber für ein anderesmal und stiehl keine Rösser!“ Dann zog er aus seinem Mantel eine volle Weinflasche, stellte sie auf den Tisch und schrie: „Wo ist denn die Mutter?“

„Sie ist in die Kirche gegangen,“ antwortete das Dirndl.

„Ja, Deiger, heut' ist Sonntag!“ rief der Zudel, und begann jetzt im Hause umzuschießen, den Tisch mit einem blauen Tuch zu decken, ein paar Teller und Gläser darauf zu stellen und dann die Nessel aufzufordern, gute Sachen zu bringen.

Butter und Käse seien im Kasten! berichtete das Dirndl, aber sie habe von der Mutter nicht die Erlaubniß aufzusperren.

„Die Erlaubniß!“ schrie der Zudel, „was brauchst denn die Erlaubniß, wenn Du nur den Schlüssel hast.“

Den Schlüssel hatte sie nun zwar im Sacke, aber sie verleugnete ihn.

„Das ist sauber!“ lärmte der Alte und starrte den Dicken rathlos an. „Jetzt wollen wir das Verlobungsmahl halten und haben nichts zu essen.“

Der wohlgeborene Herr Siegmund gab ihm aber sehr fein zu verstehen, daß es vor Allem nothwendig sein dürfte,

mit dem Mädchen zu sprechen und in aller Form um ihre Hand zu bitten. Denn er halte stets auf guten Anstand.

„Hau, was brauchen wir die Geschichten!" schrie der Zudel. „Meiner Seel', die Geschichten brauchen wir nicht. Gelt, Mädel! — Geh nur frisch her und gieb ihm die Hand. Einen Reichen kriegst. So. Meinen Segen habt Ihr!"

„Aber, Kamerad!" sagte Herr Siegmund, denn das Dirndl war zur Thür hinausgelaufen.

„Lauter Gschammigkeit!" schrie der Alte. „Die Weiberleut sind schon so. Plangen nach Mannsbildern Tag und Nacht. Und kommt Einer, binden sie den Heiligenschein um und schlagen die Augen nieder. Mein Weib hat schon ein paar kleine Buben in die Schul' geschickt und ist unter dem grünen Kranzel noch roth worden, wie uns der Pfarrer hat bunden!"

„Das ist nicht wahr!" rief nun die Nessel draußen im Vorgemach. „Meine Mutter ist allerweil ehrbar gewesen, und der Vater soll still sein!"

„Schneidig ist sie!" schmunzelte der Alte, es war das einzige Wort, welches er leise sprach. „Kriegst ein braves Weib an ihr. Ei ja, bei der Erziehung hab' ich's an nichts fehlen lassen und wird's meinem Herrn Schwiegersohn gut anstehen, wenn er mir etwas vergütet."

Da dem Pferdehändler Siegmund die zwei Zähne, so er noch hatte, wirklich nach dem Dirndl wässerten, hielt er dem Alten nun die Hand hin und sagte: „Werde Dir nicht zu sparsam sein, Freund, kannst Dich darauf verlassen."

„Nesserl!" rief der Zudel, „so komm' doch zum Siegmund herein. Wir wollen Eins auf Euere Gesundheit trinken!"

Aber die Nesserl antwortete nicht und kam auch nicht herein. Und als der Alte hinausging, sie zu suchen, war sie nirgends zu finden.

„Sie muß sich da draußen im Gebüsch wo versteckt haben!" flüsterte der Alte schelmisch zum Kameraden. „Das junge Weibsbild verkraucht sich immer ins Strauchwerk, und damit sie das Mannsbild leichter finden soll, raschelt sie mit den Blättern. Oh, die ist pfiffig! Trinken wir Eins dieweil, nachher gehst sie suchen."

* * *

Die Agnes hatte sich nicht im Strauche verborgen, um durch Rascheln mit den Blättern den Bräutigam zu locken. Sie lief ihm schnurstracks nach — aber dem Anderen. Empört einerseits über das, was sie im Hause hören mußte, und von Angst gehetzt andererseits, wenn sie an Edi dachte, war sie in den Wald gegangen, hinauf gegen die Birken.

Die Birken standen in weißen Stämmen da und ein leiser Wind rieselte in ihrem luftigen Gezweige. Auch der morschende Holzstrunk stand da, hinter welchem er sich damals verborgen und dann so zierlich angeklopft hatte. Aber jetzt stand er nicht dahinter. — Drei Monate und länger ist's vorbei seit demselbigen Maitag. Das war ein Maitag gewesen! War es der letzte Tag im Glücke oder war es der erste — sie weiß es nicht.

Nun irrte sie auf der Waldhöhe umher. Sie kam auf eine Blöße, wo der Blick frei war hinaus in drei Thäler. Eines blühender als das andere. Stattliche Dörfer und Höfe, weiße Straßen mit allerhand Wägen. Ueppige Felder und Obstgärten, lachende Weinberge. Wohlstand überall! — „So leben die Leute. Lieb' allein ist freilich nicht genug, es gehört

richtig auch Gut und Geld dazu. Wenn ich mir's wünschen könnt': Von Edi die Lieb' und vom Roßhändler das Geld. Der Roßhändler, wenn ich ihn nähm', thät mich in ein schönes Haus führen und mir ein seidenes Gewand kaufen. Der Edi — der hätt' mit mir einen anderen Weg vor . . . Sie beten nicht, sie läuten nicht, sie weihen das tiefe Loch nicht . . . Und doch lieber mit dem Edi, wie mit dem Anderen." — Also sann das arme Dirndl, dann ging ihr ein kalter Schauer über den Rücken . . . „Der Tod steigt über mein Grab! O schöne, lichte Welt! O mein junges Leben, ich kann dich nicht lassen! — Edi!" sie rief seinen Namen laut. — Und dann ging sie hin dort, wo der Wald dichter ward, und ging hin dort, wo er wild und finster war, und ging hin dort, wo er sich in einem Anger auslichtete. Auf dem Anger standen einzelne Ahorne, buschig und hoch, und legten ihre Schatten über den Anger, und in einem solchen Schatten lag der Edi.

Er lag ausgestreckt auf dem Rücken, hatte die Arme sich unter den Kopf gelegt und den grünen Hut mit der Feder über das Gesicht gestülpt. Das Gesicht sah sie nicht, wußte nicht, ob die Wangen, der Mund noch roth waren oder blaß wie Lehm, wußte nicht, ob zwischen den Lippen noch Athemzüge aus und ein gingen, ob das Auge geschlossen war oder starr offen stand, zerronnen und verloschen. Sie stand da und ihr Herz pochte so heftig, daß jeder Schlag den Körper erschütterte.

Endlich beugte sie sich nieder und horchte an seiner Brust. Sie hörte nichts, sah aber nun das Zucken der Ader an seinem Halse. Sie athmete auf. Dann vollzog sie etwas. Sie schlug sachte seinen Rock auseinander, und da sie in dem Sacke wieder jenen grauenhaften Gegenstand wahrnahm, griff

sie wohl zaghaft hinein und zog den Revolver heraus. — Der Bursche that einen tiefen Athemzug und schlief weiter.

Sie ging einige Schritte hinweg bis zum nächsten Ahorn. Die Waffe war geladen, so viel sah sie; der Ahorn hatte eine kleine Höhlung im Stamm, die ausgemorscht und wieder halb verwachsen war, in dieselbe barg das Dirndl den Revolver. Dann setzte sie sich im Schatten nieder, blieb sitzen eine Stunde lang und schaute auf den schlummernden Burschen hin. — Wie süß er schlief! Wie muß er ruhelos gewesen sein die letzte Zeit, und abgehetzt und in Kummer! — Es wird ihm doch nicht ernst sein. Wer sich am nächsten Abende todtschießen will, der kann nicht so ruhsam schlafen . . .

Plötzlich regte er sich. Einen Arm zog er unter dem Kopfe hervor, tastete nach der Brusttasche und setzte sich rasch auf. Er vermißte die Waffe, er richtete sich aufs Knie empor und schaute nach allen Richtungen um sich. Sein Haar war zerzaust, sein Auge war scharf und wirr, er war unheimlich anzusehen. Als er das Dirndl bemerkte, entfuhr ihm ein Ausruf; die Nessel ging eilig hin zu ihm.

„Gieb den Revolver her!" sagte er gedämpft.

„Edi!" schmeichelte sie und lehnte sich an seine Schulter, „Du bist aufgeregt. Hast eben so gut geschlafen."

„Agnes! gieb den Revolver her!"

„Hast Du mich nicht mehr lieb?" fragte sie, und ihr Auge war feucht. „Willst nimmer bei mir sein auf dieser Welt?"

„Du sollst mit mir gehen," war kurz und dumpf sein Wort.

Jetzt richtete sie sich auf und sagte: „Das ist ja wie ein Befehl! Schau, wie Du Dir die Sache leicht machen willst.

Zuerst verführen, so ein junges Wesen, es unglücklich machen, nachher, wenn man nicht weiß, wo hinaus, es todtschießen. Das wäre sehr bequem." — Als er auf solche Worte stumm war und sein Auge in den Boden bohrte, legte sie ihren Arm um seinen Nacken wie einst und sagte voller Innigkeit: „Nein, mein Edi, diesen Gedanken schlag' Dir aus dem Kopf. Uns selber umbringen, das thun wir nicht. Schau, ich bin noch schlechter d'ran wie Du und bin nicht so verzagt."

„Mit mir ist's aus," sagte er. „Ich bin einmal etwas gewesen und hab' jetzt nichts mehr zu erwarten. Aber auch Deinetwegen . . ." Es wollte ihm die Stimme versagen. „Ich bin schuldig an Dir, mich soll das Blei strafen, Dich soll es erlösen."

„Und an den Herrgott im Himmel denkst Du gar nicht?" fragte sie ihn jetzt. „Strafen und erlösen das steht ihm zu, nicht dem Menschen. Hast denn auch Du den Glauben verloren, Edi?"

„An Gott glaube ich," antwortete er ernst, wie bei einem Schwur.

„An Gott glaubst, und willst jetzt etwas thun, was uns in aller Ewigkeit voneinander trennt! — Edi, bleiben wir beisammen auf Erden, so lange es Gottes Wille ist. Wir haben Beide gefehlt, wäre ich nicht leichtsinnig gewesen, so wäre es auch anders. Tragen wir, was wir zu tragen haben. Wird's zu hart, so sterben wir ohnehin dran. Vielleicht geht's besser aus, als wir jetzt meinen. Vielleicht gefällt uns das Leben noch einmal recht gut. Edi, wir wollen uns auch noch ein Trumm anbiegen von dieser Welt, in der es gute Sachen genug giebt, ich will Dir tapfer dabei helfen. Gelt, mein Bübel, so ist's recht, schau, mußt nicht verzagt sein!"

Sie streichelte mit der Hand sein Haar, sie schaute ihm treu und herzinnig ins trübe Aug'.

„Gut, Nessel," sagte er, „Du willst leben." Er nahm sie am Arm und führte sie mehrmals langsam über den Anger, von einem Ahorn zum anderen. Dabei streichelte er ihre Hand, aber sein Blick war unruhig und zuckte wie ein Flämmlein, in das der Wetterwind bläst. Plötzlich bemerkte er in der Höhlung des Ahornbaumes den Revolver; ohne ein Wort zu sagen, griff er nach demselben.

„Edi!" bat sie, „laß das Ding liegen. Gieb's her!"

Er schob ihre Hand weg und sagte: „Gieb Ruh', von solchen Sachen verstehst Du nichts." Er steckte die Waffe in seine Brusttasche und hielt seine Hand an ihr verborgen.

So gingen sie hin und her und schwiegen. Es war still und von Augenblick zu Augenblick wurde es noch stiller.

Endlich, da dem Dirndl fast unheimlich wurde, sagte es: „Jetzt wollen wir nachher zu unserem Haus hinabsteigen. Du wirst ja doch was essen müssen."

Er schwieg.

„Dann sollst eine Zeit bei uns bleiben und Dich ausrasten. Werde es bei der Mutter schon machen, daß ihr's recht ist."

In diesem Augenblicke fiel es ihr auf, daß er in seiner Brusttasche die Hand krampfhaft bewegte.

„Was machst Du denn?" rief sie und suchte ihm den Arm auszubiegen. Da krachte es. Rauch dampfte aus seinen Kleidern. Sie riß ihm mit aller Kraft die rauchende Waffe aus dem Sack und schleuderte sie weit hin ins Heidekraut.

Edi hatte sich nicht dagegen gewehrt, sondern ging neben ihr her, finster und blassen Gesichtes. Sie schluchzte vor Schreck und Angst und drängte, daß er rasch mit ihr komme.

„Aber so wild sein!" sagte sie, „so wild sein! Du hast Dir doch nichts gethan?"

„Oh nein," antwortete er gedämpft. Sie merkte nicht, wie seine Knie ein wenig schwankten.

„Der Schutzengel hat Dich doch noch gehütet," sprach das Dirndl. „Jetzt wird's anders werden, Edi, wirst sehen, nach diesem Kracher wird sich's wenden."

„Ich glaube," entgegnete der Bursche und seine Mundwinkel zuckten.

„Alles! Alles, was ich thun kann Dir zu Lieb'!" rief sie. „Um mich sollst gar keine Sorg' haben, Edi, ich will Dir keine Last und keine Verantwortung sein." Sie wußte nicht, was sie sprechen sollte, ihr Herz war voller Mitleid für ihn.

„Ein wenig rasten," hauchte er und sank auf einen Stein hin. Sein Gesicht war blaß wie Lehm. Das Dirndl stieß einen gellenden Hilferuf aus, denn jetzt bemerkte es, wie von dem unteren Rand seiner Weste Blut tropfte. Edi fiel bewußtlos hin auf den Rasen.

Sie riß seine Kleider auf, sah unterhalb der Achselhöhle die Wunde, aus welcher der rothe Quell sprudelte. Sie drückte den Ballen eines Taschentuches drauf, band ihn fest mit Stücken seines Gewandes, und dabei schrie sie unaufhörlich um Hilfe.

Aus dem Graben herauf kamen endlich hübsch angeheitert der Zubel und sein Kamerad, und so fügte es sich, daß der Pferdehändler, der gekommen war, die Agnes zu freien, ihr einen anderen Bräutigam ins Haus schleppte. Sie schleppten ihn hinab und legten ihn auf das Lager von Heu im Obergelaß.

* * *

Edi war wieder zum Bewußtsein gekommen, doch lag er theilnahmslos da für Alles. Als die Mutter nach Hause gekommen war, gab's vernünftige Anordnungen: Frisches Bettzeug, warmen Thee, sorgfältigen Verband, bis um Mitternacht auch der Arzt kam.

Der wohlgeborene Herr Siegmund hatte sich noch am Abende davongemacht, nachdem er eingesehen, daß er in dem kleinen Hause ziemlich überflüssig sei. Für den Zudel ging damit ein Heer von Hoffnungen zu Grabe, doch tröstete er sich bald mit den Kräften seiner Phantasie. Er ging in der Gegend herum und erzählte, daß der junge Hochsteininger aus der weiten Welt zurückgekommen sei, die Taschen voller Gold und Edelsteine, daß er aber im Walde von Räubern angefallen, todtgeschossen und beraubt worden wäre. Zu allem Glücke sei seine Tochter dazugekommen, die hätte ihn liegen gefunden in seinem Blute und hätte ihn so lange gelabt und gerieben, bis er wieder lebendig worden.

Mittlerweile zogen in das kleine Haus an der Felswand Tage ernster Sorge ein. Agnes wollte von seinem Bette nicht weichen; da mußte die Mutter mit den Ziegen in den Wald; der Zudel war im Tagewerk, wo er stets fleißig arbeitete. Das Dirndl hatte noch nie einen Kranken gepflegt, doch es war keine Kunst, sie that Alles, was ihr der Arzt aufgetragen, und that Alles, was sie dem Kranken von den Augen absehen konnte. Aber es gab Tage, an welchen diese Augen fast immer geschlossen waren. Da lauerte sie hin, ob er nicht etwa gestorben sei. Endlich ward es so, daß der Arzt sagte: „Er steht auf!“

Jetzt begann in ihrem Herzen ein neues Bewegen und Sorgen. Was wird er denn thun, wenn er aufsteht? Er wird sich wieder in die Brust schießen, aber besser.

Fiel sie einmal der Alten um den Hals und schluchzte: „Mutter, was soll denn werden?"

Die Mutter riß ihre Achseln empor und entgegnete: „Ich weiß es nicht."

„So gieb mir doch ein gutes Wort. Ich weiß mir nimmer aus. Sag, was sollen wir denn machen?"

Die Alte bewahrte ihren Trutz und gab folgende Antwort: „Ich sag nicht so und nicht so, damit Ihr mir nicht einmal vorhalten könnt, ich hätt' so oder so gesagt."

Daß sie so hart sein konnte! — Die Nessel ging wieder zu ihrem Kranken.

Dieser lag stets ruhig auf seinem Heu, hielt sie oft lange Zeit bei der Hand und blickte sie freundlich an. Er hatte sich schier ein wenig verändert. Er war sanft und gütig und sprach nie ein herbes Wort. Er sprach überhaupt nicht viel, und wenn das Dirndl von künftigen Tagen und Vorhaben reden wollte, schwieg er, oder begehrte ein Glas Wasser, oder sonst etwas, um sie abzulenken. Endlich konnte er aufstehen und vor dem Hause sitzen auf der Bank, wohin die Sonne schien. Sonne konnte er nicht genug haben. Jetzt erst sah die Nessel, wie blaß und eingefallen sein Gesicht war, wie matt sein Auge, wie müde seine Glieder. Aber er athmete Luft, laue, reine Waldluft, und sie brachte ihm täglich unzähligemale Milch — also ging es rasch vorwärts.

Einmal, als Beide auf der Bank nebeneinander saßen, dem Rauschen des Baches zuhörten und dabei wahrscheinlich trübe Gedanken hatten, kam die Mutter herbei, stemmte die Arme in die Seiten und schaute die beiden jungen Leute an.

„Nun?" fragte sie, „was wird's sein mit Euch Zweien?"

Er that einen schweren Athemzug, sie that auch einen solchen, gaben aber keine Antwort.

„Ihr müsset stockblind sein," sagte die Alte, „sonst müßtet Ihr es sehen, was zu machen ist. Es ist ja handgreiflich, und wo man keine Wahl hat, kann Einem keine weh thun."

Die Nessel horchte auf. „Was meint Ihr denn, Mutter?"

„Dirn, ich laß Dir das Zudel-Haus verschreiben, nachher könnt Ihr zusammenheiraten und wenn Ihr wollt, einen Hochsteiningerhof draus machen."

Jetzt hob auch der Edi den Kopf ein wenig. Wenn zwar kein Hochsteiningerhof Platz hatte im engen Graben, so machte ihr Wort doch ganz plötzlich eine neue Gasse auf, an die er nie gedacht hatte, auf welcher man aber ehrlich weiterkommen kann. — Ein neuer Hochsteiningerhof! Ist denn der Besitz seiner Vorfahren als Großhof aus der Erde gewachsen oder vom Himmel gefallen? Ist er nicht etwa aus kleinen Anfängen hervorgegangen und durch Fleiß und Tüchtigkeit allmählich groß geworden? Soll er, der Edi, eines Hauses Letzter sein? Kann er nicht vielmehr eines Hauses Erster werden? Wie schön und fruchtbar ist der Sommer! Verdorrt und erfriert er nicht im Herbste und beginnt er alljährlich im Frühjahre nicht von neuem? So geht's auch mit den Schicksalen auf und nieder. Was kann denn im Menschenleben Anderes erwartet werden als Wechsel und Wandel? — Solche Gedanken erwachten in der Seele des Burschen und wurden immer entschiedener und kräftiger. — Die Krankheit hatte das Ihre gethan und mit der Rückkehr der Leibeskraft genaß auch das Herz.

Am nächsten Tage sprachen sie wieder davon, da kam die Mutter mit bestimmten Vorschlägen. „Das Häusel ist freilich klein, aber Schulden liegen keine drauf. Der Nachbar draußen am Rain hat Aecker und Wiesen zu vergeben; man

könnte ja ein paar Flecke pachten, Vieh halten und Korn bauen. Unserer vier Arbeitsleute sind, die richten schon was aus. Sollten — wie ich die Anzeichen wohl sehe — im nächsten Jahr nur drei sein, so können in etlichen Jahren fünf werden, und auch mehr mit Gottes Willen. Leben wir schon nicht gut, so werden wir auch nicht schlecht leben, die Hauptsache ist, daß wir fest zusammenhalten. Der Vater ist kein Schlechtling, wenn er auch so thut. Die Arbeit geht ihm von statten und wir spannen ihn recht ein, daß ihm der Athem zum Schwatzen und die Zeit zum Schimpfen fehlt. — Jetzt das hab ich gesagt und mehr weiß ich nicht."

Der Edi hob nun seine rechte Hand, ganz langsam hob er sie, hielt sie der Alten vor und sagte das Wort: „Mutter."

„Edi!" schrie die Nessel und lag ihm auch schön an der Brust, lachend und weinend vor Freude.

Zur selben Zeit sprengte es der Zubel aus, seine Tochter heirate den jungen Hochsteininger! Wie überrascht war er daher, als er Abends, vom Walde heimkehrend, die Erfahrung machte, daß es wahr sei.

„Ich hab's ja gesagt!" schrie er am nächsten Tage seinen Arbeitsgenossen zu, „und was ich einmal sag, das ist!"

Nun waren die zwei jungen Leute plötzlich auf gebahntem Wege. Der Edi hub an, an dem kleinen hinfälligen Hause herumzuarbeiten, die Wand zu stützen, das Dach auszubessern. Der Zubel sagte: „Mir ist Alles recht. Der jung' Hochsteininger soll machen mit meinem Häusel und meiner Tochter, was er will. Ich kümmere mich nicht drum, ich bin im Holzschlag oder im Arrest."

„Im Arrest werdet Ihr nicht sein, Vater!" rief der Edi.

Der Alte schaute ihn starr, fast vorwurfsvoll an und sagte: „Was weißt denn Du, junger Lecker? Wenn der Mensch stiehlt, so wird er eingesperrt."

„Aber Jesses!" redete die Nessel drein, „so müsset halt nicht!"

„Müsset halt nicht!" wiederholte der Zudel schreiend. „Ist leicht gesagt. Wenn man sich das Zeug abgewöhnen kunnt, so hätt ich mir's lang schon abgewöhnt. Glaubt Ihr, Gelbschnäbel, daß ich mich in meinen alten Tagen freiwillig einsperren laß oder gar noch ändern werde? Jetzt in meinen alten Tagen werde ich mich nicht mehr ändern. Schaut Ihr auf Euch selber. Bleibet redlich und brav. Hütet Euch vor dem Reden, was nicht wahr ist, sonst sitzet Ihr alle Augenblick im Pfeffer. Und nur nicht stehlen, Kinder! Das Stehlen ist schon das allerabscheulichste Laster! Nehmt Euch ein Beispiel an Eurem Vater. Wollt Ihr meinen Segen haben?"

Den verschmähten sie trotz Allem nicht. Nachdem ihnen der Alte aber den Segen gegeben hatte, hub er eine Geschichte an, die den ganzen Handel leicht hätte stören können. Er wußte viel bei den Leuten umherzutuscheln von der Mutter des Edi, der verstorbenen Hochsteiningerin, und wie schön die gewesen sei in ihrer Jugend! Er könnte schon von ihr erzählen, wenn er wollte, und seine arme Seele getraue er sich nicht zu verwetten darauf, ob seine Nessel und der Edi nicht näher miteinander verwandt wären, als schön ist. — Von dieser Rederei hörte auch der Pfarrer; der sagte, bei solchen Vermuthungen könne er das Paar nicht trauen. Zum Glück stellte es sich heraus, daß der Zudel zur entscheidenden Zeit im Arrest gesessen war.

Auf Solches äußerte Einer in der Gemeinde: „Der Zudel ist doch ein Capitalkerl! Hätt er nur gelogen allein,

so kunnten die Zwei jetzt nicht heiraten; zum Glück hat er auch gestohlen und der Arrest ist der beste Zeitnachweis."

Die jungen Leute huben an zu wirthschaften im Gottesnamen. Der Hochzeitstag im Spätherbst war noch eine Unterbrechung der Mühsal und Plag. Bei demselben machte sich der alte Zudel äußerst wichtig, er wußte ein Geheimniß und hinter dem Rücken des Hochzeitspaares tratschte er es aus. „Mit Dem!" zischelte er — er durfte es diesmal nicht schreien — „mit Dem da, mit meinem Herrn Schwiegersohn, ist's nicht richtig! Von Rechtswegen müßte er heut auf dem hohen Galgen hängen, statt an meiner Tochter. Rauben oder gar stehlen, das nicht, aber umgebracht hat er Einen! Wegen Liebschaften, glaube ich. Einen Pächter in den Fludergräben, bei dem er als Knecht gedient, hat er mit der Faust so auf den Kopf geschlagen, daß der Pächter umgefallen ist wie ein Ochs. Nachher hat er sich zu mir geflüchtet, ich laß ihm nichts geschehen! — Sauber ist er, gelt! Und sie! Schaut sie nur an! Schaut sie nur einmal an! Meiner Seel, das ist ein Paarl, was? Jesses, der Haufen Kinder, der da herauskommen wird! Wenn sie nur Alle brav bleiben, sag ich alleweil. Na, gesegne Gott, gesegne Gott!"

So plauderte der Alte durcheinander. Man beachtete ihn nicht weiter. Sein Weib kam und stopfte ihm den Mund mit Hochzeitskuchen.

Und nun kam die Zeit beständigen Arbeitens und Sorgens. Im ersten Jahre kauften sie eine Kuh und pachteten eine Wiese am Bach entlang. Der Edi gedachte mit Heu etwas zu machen. Eine Ueberschwemmung kam und überschüttete die Wiese mit Sand. Im zweiten Jahre pachtete er ein Roggenfeld, das schlug der Hagel. Das dritte Jahr war ein gesegnetes, es kam auch der dritte Bub an. Später

gab's wieder Plagen über Plagen und der Edi hätte sie kaum überwunden, wenn er die Knechtschaft des Dienens nicht inne geworden wäre. Sein eigener Herr sein, um diesen Preis erträgt man vieles Ungemach, wenn es sein muß. Oft aber dachte er daran, um wie viel leichter es doch sei, einen großen Hof abzuwirthschaften, als einen kleinen aufzuhausen. Aber er verlor den Muth nicht, denn die Nessel war ein tapferer Kamerad, wie sie versprochen, sie arbeitete wie ein Knecht, die Mutter besorgte still und fleißig das Hauswesen, die Kinder. Der alte Zudel war im vierten Jahre ihrer Ehe gestorben.

Eine halbe Stunde vor Schluß hatte er auf dem Todtenbette noch, die Hände faltend, den Schrei gethan: „Mein lieber Herr Jesus, wenn Du keinen Spaß thätest verstehen, da kunnt's mir schlecht gehen. Gelogen hab ich wie eine Wachtel und gestohlen wie ein Rab'. Herr, erbarme Dich unser!"

Bald nach diesem Seufzer war es aus mit ihm.

Die Familie im Zudelhause führt ihre Zeitrechnung nicht gerade vom Tode des Vaters und Großvaters an, doch steht es fest, daß heute genau siebzehn Jahre nach seinem Tode verflossen sind. Das Zudelhaus steht aber nicht mehr im Enggraben unter der Felswand, sondern draußen, wo das Thal sich weitet, zwischen Wiesen, Aeckern und Obstgärten. Die drei älteren Buben thun schon wacker mit und so geht's vorwärts. Der Edi ist frisch und heiter, fürchtet sich nur vor Krankheiten und anderen Dingen, die das Leben verkürzen können.

„Siehst es jetzt!" sagte vor Kurzem seine Nessel einmal, „hab ich's nicht gesagt, damals oben bei den Ahornen: Edi, vielleicht gefällt uns das Leben noch einmal recht gut!"

In den ersten Jahren war es ihm wohl manchmal zu Sinn gekommen, ob er nicht den Revolver sollte suchen gehen, den sie dazumal weit hin ins Gras geworfen hatte. Aber er nahm sich nicht die Zeit dazu; und das war sein Fürnehmen, aus dem Zudelhäuslein müsse ein neuer Hochsteiningerhof werden. Seinen Nachkommen wolle er einschärfen, daß sie ihn besser hüten sollten, als der alte gehütet worden.

Wie der Besitz heute daliegt, ein Hochsteiningerhof ist es zwar noch nicht, aber wenn's so fortgeht, dann kann er's werden. Als der Erzähler dieser einfachen Geschichte vor Kurzem an dem Hause vorbei ging, stand der Edi an der Hausthür auf einer Leiter (welche die Nessel festhielt, daß sie nicht umfallen konnte) und schrieb mit schwarzer Farbe den Satz darüber: „Gott segne den Ein- und Ausgang!“





Die alte Lori.

Vom Dorfe gegen das Wasser hin, wo die alten Eschen sind und die Lache liegt — die in nassen Zeiten ein See und in trockenen ein Sumpf ist — dort steht ein Haus, das auf vier großen Spreizen ruht, wie ein Pfahlbau. Das ist aber nicht des Wassers, sondern der Einfachheit wegen; die vier Spreizen — welche nur an einer Seite, an der Berglehne, eine Untermauerung haben — bilden eine Hütte für Schnittholz, als Bretter und Zimmerbäume, und tragen unter dem Dache zwei Kammern. Diese Dachkammern machen das Haus. Die eine dieser Kammern hat ein kleines Fenster gegen das Wasser hin; das ganze Jahr, die Sonne mag hoch stehen oder tief, kommt von ihr kein Strahl in diese Kammer. Das weit vorspringende Dach deckt das Fenster schier zu; solches erinnert an den Tackel-Schuster, der nur ein Auge hat und selbst über das noch sein breites Mützenschild herabzieht, wenn er schmollt. In dieser Kammer wohnt der Eigenthümer des Hauses, Pankraz Lagler wohl beschrieben. Die andere der zwei Kammern des vierfüßigen Hauses hat zwei größere Fenster gegen das Dorf hin, die

Sonne schaut hinein im Sommer und im Winter und herrliche Blumen schauen heraus im Winter und im Sommer. In dieser Kammer wohnt die Mietherin Fräulein Eleonore Maiseau, gemeinhin genannt die alte Lori.

Die zwei Leute wohnen unter einem und demselben Dache — wie lange schon? Kein Mensch rechnet nach; die jüngere Generation sieht den Sumpf und die Eschen und das aufgespreizte Haus, und wenn sie überhaupt darüber nachdächte, so würde sie meinen, es müsse so sein, das gehöre so zum Dorfe und zur Welt, etwa wie die Straßenmauth und die Regenwürmer. Die zwei Leute wohnen Wand an Wand; Nachts, wenn Pankraz Lagler seine Krampfhustenanfälle hat, kann Fräulein Eleonore Maiseau nicht schlafen, und des Tags, wenn das Fräulein in der alten Blechpfanne den Kaffee röstet, brenzelt das Ding stark hinüber zum Pankraz. Trotzdem verkehren die Beiden das ganze Jahr nicht miteinander, außer wenn sie auf der engen Stiege zusammenkommen, wo sie sich gegenseitig einen „Guten Tag" gönnen, und zu den Quatemberzeiten, wenn das alte Fräulein ihm den Wohnungszins entrichtet. Man sagt, sie sollen einander nicht geneigt sein.

Bei dem Pankraz wäre das kaum zu wundern, der ist Niemandem geneigt; er hatte Jeden, wie sie da Sonntags auf dem Kirchplatz umherstehen oder unter dem Rasen liegen, schon übervortheilt, und so bildet er sich ein, sie wollten's ihm heimzahlen und traut Niemandem. Pankraz ist seines Zeichens Holzhändler, der durch jahrzehntelange Lieferungen von Bau- und Brennholz sich ein Vermögen erworben haben soll. Jetzt ist er schon ein alter Schrumpf, aber er handelt immer noch, denn, sagt er, so viel müsse er sich erwerben, was er braucht. Da er keinerlei Familie hat und für seine

Person höchst sparsam lebt, so erspart er sich noch — jetzt in seinen alten Tagen. Bescheiden muß Einer sein in den Bedürfnissen, nicht trinken, nicht rauchen, geschweige spielen, nicht dem Schneider wirthschaften helfen und nicht dem Rasierer; die Leute wissen gar nicht, mit wie Wenigem Einer leben kann. Brav muß man sein! — Und seine ganze Bravheit besteht im Sparen.

Die Natur hat aber auch an ihm schon zu sparen begonnen, längst schon, er hat keine Zähne mehr, fast keine Haare mehr und die Leute sagen, er würde von Tag zu Tag kleiner. Seine Backen sehen immer aus wie ein Stoppelfeld, auf welchem aber die Schnitter etwas ungleich gearbeitet haben. Seine kleinen Augen sind immer hochroth, und unablässig muß er mit dem Knollen seines blauen Sacktuches sich die Thränen trocknen, so daß man weiß Gott welch rührende Weichherzigkeit in ihm vermuthen müßte, wenn es keinen chronischen Augenkatarrh gäbe. Sein Kleid besteht aus braunem Loden, welcher — soweit die Dorfinsassen sich erinnern können — nie neu war und also nie alt werden kann. Etwelche schadhafte Stellen werden wieder heil und die vielen Rippen der Nähte halten das Gewand steif aufrecht, auch wenn der Inhalt immer mehr in sich zusammenschrumpft. Den alten Pankerl heißen sie ihn. Wenn der Pankerl so dahinschleicht durch die Dorfgasse, mit der linken Hand den Stock sachte voransetzt wie einen Fühler, ob der Weg wohl verläßlich ist, so kann beobachtet werden, wie er bisweilen mit der rechten Hand gegen die Brust, gegen das Herz zuckt, als gäbe es ihm dort manchmal einen Stich. Hat er ein gutes Geschäft gemacht — was bei den schlechten Zeiten, welche die Grund- und Waldbesitzer jetzt haben, für einen Holzhändler sehr leicht möglich ist — so belohnt er sich, der

alte Pankerl, er geht zum Lindenwirth, setzt sich dort an die Ofenbank, und damit er die Ofenwärme umsonst haben kann, läßt er sich ein Achtel Apfelwein kommen. Der Lindenwirth, der stets und mit Recht bei guter Laune ist, klopft dem Pankerl manchmal auf die Achsel und fragt: „Na, Pankraz, wie geht's, wie steht's?“ Er ist um mehr als dreißig Jahre jünger als der Pankraz, aber dieser nennt ihn den Herrn Vater, und wenn's zum Zahlen kommt, so zahlt er stets beim „Herrn Vater“, denn bei der Kellnerin ist neuzeit eine Unsitte eingerissen — das Trinkgeld. Und wieder fährt er mit der Hand gegen das Herz, während das Geldbeutelchen doch tief im Hosensacke hockt, aus dem es hernach langsam und mit vieler Umständlichkeit herausgeholt wird. Weil ihm Niemand im ganzen Dorf und Umgebung auf die Achsel klopft als der Lindenwirth, so hat er diesen zu seinem Vertrauten erkoren. Und manchmal huscht der Pankerl dem Wirth nach in die dunkle Kellerstiege, erhascht ihn am Arm und zischelt: „So viel gern was fragen thät ich, Herr Vater, so viel gern was fragen!“

„Nu, hat der Pankerl schon wieder ein Anliegen?“

„Freilich wohl, freilich. Wegen der Sparcasse halt, wegen der Sparcasse. Ob's halt wohl sicher ist, was man einlegt? Ob's wohl sicher ist?“

„Ei versteht sich. Wenn ich nur recht viel drinnen hätt' in der Sparcasse, mir wäre es sicher genug,“ sagt der Wirth.

Das tröstet den Pankerl unsäglich. Denn er hat Geld in der Sparcasse, obgleich vorsichtshalber nur einen Theil seines Vermögens. Den anderen Theil —? Nächst seinem Hause steht eine hohle Esche. In hohlen Eschen haben vor Zeiten Gespenster gewohnt. Wenn der Blitz einschlägt! . . . Der Pankerl zuckt mit der Hand ans Herz.

Das nächstemal setzt ihm Jemand eine Mücke in den Kopf, und diese summt ganz schauderlich da drinnen im dunklen Raum und läßt dem Alten Tag und Nacht keine Ruhe. Seine Zuflucht ist endlich wieder der Lindenwirth. „Herr Vater! Herr Vater! Ein Wörtel. Die Leut' thun so viel reden. So viel reden thun sie. Die Funfzigernoten thäten abkommen, die Funfziger. Wenn das wär', müßt' man's hergeben, müßt man's hergeben."

„Hast ihrer?" fragt der Wirth.

„Hab' ihrer rund, hab' ihrer rund!" flüstert der Pankerl vertrauensselig, „werden doch um Gotteswillen nit hin sein, werden doch nit hin sein! Was meint denn der Herr Vater?"

Der Lindenwirth tröstet ihn und meint, wenn der Pankerl ihm die Fünfziger anvertrauen wollte?

„Ah, das nit, Herr Vater, das nit," grinst der Alte und trocknet sich die Augen, „aus der Hand geben thu' ich sie nit, hergeben thu' ich sie nit. Auswechseln, wenn sie sollten abkommen, auswechseln. Mein Gott, die Sorgen, die der Mensch alleweil hat, die Sorgen!" Nebst den Thränen trocknet er sich auch den Schweiß von der platten Stirn. —

Das wäre der Pankraz. Nun zu seiner Nachbarin, dem Fräulein Eleonore. Verzeih' mir, du gute Seele, daß ich dich schildern muß, du kannst ja nichts dafür, daß dich Gott so erschaffen hat. Einmal sollst du ja auch jung und schön gewesen sein, sagen die ältesten Leute. — Die Lori war eine schlanke Gestalt, die nach oben sich stark verdünnte, nach unten aber luftig ins Breite ging, weil sie einen Reifrock trug. Seit der französischen Revolution sind alle Moden an ihrem Leibe gehangen, der Reifrock aber hat ihr am besten gefallen und der ist an ihr verblieben. Einmal hat es die

Lori einer Freundin vertraut, daß sie eigentlich alle ihre Tage Trauer tragen sollte; in der That war aber davon nicht das Mindeste zu sehen, sie trug stets ein hellbuntes, flatterndes Gewand, über und über voll Bänder und Spitzen, Knöpfchen und Täschchen. Auf dem dünnen langen Hals, der zwischen den zwei spitzigen Achseln hoch emporstand, saß ein kleiner Kopf und auf demselben — auch im Winter — ein großer Strohhut in Muschelgestalt, mit rothen und gelben Maschen und Bändern und grellen Kunstrosen schreckbar prächtig aufgeputzt. Mitten im kleinen gelblichen Runzelgesicht saß eine Adlernase kühnster Gattung, über derselben zwei stechende Augen, deren beide Sterne so entschieden in den Nasenwinkeln steckten, daß nicht von einem „falschen Blick", sondern nur von einem höchst ehrlichen Schielen die Rede sein konnte. Die Stimme des Fräuleins war so scharf und schneidend, daß sie — Gott verzeihe mir's — stets an das Krähen eines Hahnes erinnerte. Und wenn irgendwo ein schriller unarticulirter Laut vernommen wurde, so hieß es: „Uh, die Lori, die Lori!" Sie hatte, wenn sie so mit ihrer großen, blumigen Armtasche durch das Dorf ging, einen hopsenden, tänzelnden Schritt, sang auch gern ein Liedel, wozu sie mit den dürren Fingern schnalzte. Sie war voller Schalkheiten und lustiger Sprüchlein, wovon aber die wenigsten verstanden werden konnten. Ihr zahnloser Mund mit der lallenden Zunge sprach ein schwer zermartertes Deutsch mit französischen Ausdrücken und Nasenlauten über Gebühr vermischt. In einer der zahllosen Kleidertaschen hatte sie eine große braune Schnupftabaksdose, die an einem grünen Schnürchen hing, das Schnürchen aber hatte die Lori um den Hals gelegt wie ein Uhrband. Diese Dose zog sie manchmal hervor, um dieselbe, aber ohne daraus zu schnupfen, wieder in die Tiefe gleiten zu lassen.

Die alte Lori war eine noch mehr possierliche als häßliche Gestalt, und Niemand wollte ihr übel. Gern warteten ihr die Leute gelegentlich mit einem Gläschen Wein auf, das schwang sie und brachte dem Spender ein kräftiges Sprüchlein zur Gesundheit. Wenn man etwas Lustiges und Tolles haben wollte, so rief man die alte Lori, die trällerte, tanzte den Leuten was vor, schwang feuerrothe Bänder in großen Reifen durch die Luft, streute Blumen auf die Leute und klatschte dann voll Freude in die Hände. Jetzt war sie schon über achtzig Jahre alt und trieb es immer noch so. Ich habe nicht erfahren können, ob sie ihren heiteren Irrsinn von der Jugend her mitgebracht, oder ob er die Nachblüthe eines großen Leides war. Je vertrauter sie ward, desto mehr Verworrenheit kam in ihr Wesen. Manchmal schien es, daß Vieles an ihr nicht so närrisch sei, wie es sich gab.

Eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, am Fuße des Berges in einem Wildpark schön gelegen, steht ein stattliches Schloß. Einst zur Franzosenzeit — so wußten die Leute zu sagen — wäre eine fremde Herrschaft in die Gegend gekommen, habe das Schloß gekauft und darin gewohnt. In kurzer Zeit seien diese Menschen aber dahingestorben, nur ein Fräulein sei übrig geblieben, habe auch noch eine Weile im Schlosse gewohnt und geherrscht; dann sei die Behörde gekommen und habe diese Herrin aus dem verschuldeten Gut getrieben. Eleonore de Maiseau, wie sie sich hieß und durch Buchstaben auf alle ihre flitterhaften Sachen zeichnete, war in das Dorf gezogen, wo eine nachbarliche Herrschaft aus Erbarmen für sie den geringen Wohnzins entrichtete, den die Dachkammer im Hause auf den vier Füßen betrug. Um ihren weiteren Unterhalt zu erwerben, verfertigte sie aus Papier Blumen und Kränze für Hochzeiten, Kirchenopfer und Begräbnisse.

Auch wußte sie aus alten bunten Lappen, welche sie in den Häusern sich erbat, hübsche Kinderpuppen und komische Popanze zu machen, die sie dann verkaufte. Zur Weihnachtszeit baute sie kleine Krippen, zu Ostern färbte sie Eier und beklebte solche mit Goldschaum, zu Pfingsten machte sie papierene „Tauben", die den heiligen Geist darstellen sollten, in Wahrheit aber weder einer Taube, noch etwas Anderem ähnlich sahen. Derlei brachte sie in die Häuser, um damit Kinder, Weiber und selbst Männer zu beschenken. Natürlich gab man Gegengeschenke, die sie stets mit einem Freudenschrei annahm. So wie die Jahreszeiten, wußte sie sich auch die Ereignisse im menschlichen Leben zunutze zu machen. War eine Taufe, so kam sie herbeigehopst, um das Kind mit einem rauschgoldgeschmückten Amuletlein zu beschenken. Gab es Hochzeit, so versperrte sie dem Zug die Gasse zur Kirche hin, indem sie querwegs ein rothes Band zog und dasselbe hüpfend und jauchzend so lange angezogen hielt, bis man ihr die Mauth entrichtete. Nur bei Leichenbestattungen blieb sie abseits, derlei schien ihr zu traurig zu sein.

Und doch wollte die Schwermuth manchmal nach ihr Jagd machen, daß sie ihre Beute werde. Wenn sie allein saß, da brütete sie vor sich hin und die hellen Bänder hingen schlaff und traurig an ihr nieder. Da zog sie wohl auch einmal die runde braune Schnupftabaksdose hervor, hielt sie in der zitternden Hand, schnupfte aber nicht, sondern schob sie wieder sachte in das Täschchen. Bei der Arbeit war sie emsig und hatte sich im Papierkleben und Lappenheften eine solche Fertigkeit erworben, daß der Buchbinder eines Nachbardorfes schier einmal Lust gehabt hätte, sie wegen „unbefugt ausübenden Gewerbes" zu verklagen. Der alten Lori guter Freund war ein Beamter des Hofburgtheaters, welcher

alljährlich zur Sommerszeit auf etliche Wochen ins Dorf kam. Mit dem sprach sie französisch, und zwar auf eine Art, daß ihm die Haare zu Berge standen. Trotzdem brachte er ihr, wenn er aus Wien kam, abgetragenen Theatertand, als falsche Seide und Spitzen, ja selbst echten Glasdiamantenschmuck, hölzerne Goldreifen und dergleichen mit. Damit schmückte sie sich selbst oder erzeugte Figuren, die von den Dorfleuten nicht mehr belächelt, sondern geradezu bewundert wurden.

Das war die alte Lori, und so ist sie heute noch im Gedächtniß der Leute, unter denen sie sechzig Jahre lang wie ein harmloses Gespenst herumgeflattert war. Fremd geblieben ist sie den Menschen, unter Flittern verborgen hatte sie ihr wahres Wesen und die Schatten der Vergangenheit; ihr wehes Erinnern und das Zittern ihrer Seele — Niemand hat darnach gefragt. Da hat sich einmal plötzlich etwas zugetragen, was den Schleier ein wenig lüftete.

Am Vorabende eines Marienfestes war's, in der Kirche wurde die Vesper gehalten. Die Leute hatten Feierabend gemacht und gingen in das dämmernde Gotteshaus, an dessen beleuchtetem Altare der Weihrauch aufstieg. Auch der Pankraz schlürfelte am Stock gestützt hinein und seine rechte Hand zuckte ein wenig gegen das Herz. Unweit von ihm hopste die alte Lori heran, auch sie ging in die Kirche, und am Thore noch die Schnupftabaksdose fassend, war's, als besinne sie sich, und schob dieselbe wieder in die Tasche.

In der Kirche sangen sie ein Marienlied, dann spendete der Priester mit dem Hochwürdigsten den Segen. Als die Glöcklein geklungen hatten und es nun still war unter den Andächtigen, hörte man plötzlich einen krächzenden Schrei: „Pankerl! Du hast mir mein Herz gestohlen!" Die alte Lori

krampfte ihre Finger in den Nacken des alten Holzhändlers, der noch auf dem Pflaster kniete, und rief wiederholt: „Mein Herz! Der hat mein Herz gestohlen!"

Die Leute fuhren zusammen und bildeten einen Knäuel um die Gruppe; Etliche waren bestrebt, die Lori, von der man glaubte, sie sei wahnsinnig geworden, von dem ächzenden Pankraz loszulösen. Sie aber rief: „Er ist neben mir gestanden! Mein Herz! Er hat's! O weh, mein Herz, mein Herz!"

Das Erste, was man in diesem Augenblick an Pankraz bemerkt hatte: er zuckte mit der Hand nach dem seinen. „Die Hexe!" röchelte er jetzt, „die alte Hexe!" Als er losgekommen war, torkelte er todtenblaß aus der Kirche. Die Alte begann heftig zu weinen, riß die Bänder von ihren Kleidern und warf sie über die Köpfe hin. Dann untersuchte sie mit unheimlicher Hast alle Taschen und Falten ihres Kleides und betheuerte immer wieder: Es sei dahin! Es sei gestohlen! und schlug mit den Armen um sich und schrie wie rasend: „Es ist dahin! Es ist gestohlen!"

In derselben Nacht schlief das arme Wesen freilich nicht in ihrer Dachkammer nächst dem Pankraz, sondern in einem Stübchen des Armenhauses, wohin man sie gebracht. Sie soll aber nicht viel geschlafen, sondern die ganze Nacht geschluchzt haben, und dann ihre Kleider und Taschen durchsucht und immer wieder geseufzt: „Es ist dahin!" Am nächsten Morgen verlangte sie nach dem Ortsrichter und nach dem Pfarrer. Diesen erzählte sie merkwürdig gefaßt und klar allmählich eine abenteuerliche Geschichte.

Da habe sie ein rundes hörnernes Gefäß gehabt und das habe sie stets bei sich getragen und mit einer Schnur an den Leib gehangen.

„Die Dose?“

Nein, schnupfen thue sie nicht. Das Gefäß habe sie noch gehabt am Abend, als sie in die Kirche eingetreten. Dann sei der Pankraz neben ihr gestanden und habe beständig an ihre Seite hergeschielt, und auf einmal sei das Gefäß dahin gewesen mitsammt der Schnur. Es sei ein verdammtes Schelmenstück.

„Und wenn Du nicht schnupfest,“ versetzte der Pfarrer, „was hast Du denn in Deinem Gefäß herumgetragen?“

„Sein Herz,“ ächzte sie auf.

„Wessen Herz?“

Auf solches Wort starrte sie den Pfarrer an, wie verblüfft und empört zugleich, daß er es nicht wisse.

„Sein Herz,“ sagte sie noch einmal, aber leise wie im Traume. Und endlich erzählte sie die Geschichte. Aus Elsaß sei sie mit ihnen hergekommen. Aber als sie das Schloß gekauft, hätte sie — die Mademoiselle — der Eine zur Frau haben wollen und der Andere hätte von ihr nicht gelassen. Dann wäre ein Zweikampf gewesen und hätte der Eine ihren Bräutigam erstochen. Weil die Kriegszeit war, sei das still abgelaufen, aber was in ihr, der Braut, vorgegangen, das sei über allen Krieg und über alles Elend gewesen. Den Mörder, als er ihr genaht, habe sie mit dem Messer von sich gescheucht. Der alte Hausarzt sei noch gewesen, der habe den Bräutigam in die Erde scharren wollen. Dem habe sie sich mit Gewalt widersetzt und von ihm begehrt, daß er dem Todten das Herz aus der Brust löse, bevor er ihn begrabe. Das Herz, das für sie geschlagen und verblutet, wolle sie mit sich tragen alle Tage und alle Tage, und es solle ihr in den Sarg gelegt werden, wenn sie sterbe. So sei sie mit dem Bräutigam gewesen die lange, lange Zeit. — „Eine

heimliche Liebschaft!“ kicherte sie, „eine lustige Liebschaft! — Und jetzt —“

„Das Herz hat er mir gestohlen!“ schrie sie wieder auf und schüttelte den Leib, daß aller Flitter daran flatterte, „er hat's! der Pankraz, kein Anderer!“

Weil die Sache nun gewissermaßen einen sachlichen Hintergrund gewonnen hatte, so wurde der alte Pankerl gerufen. Er kam ganz verstört an, ballte das Sacktuch in der Hand und trocknete mit demselben die Augen.

Er solle sich aussuchen lassen! verlangte die Lori.

„Ich — mich aussuchen lassen?“ rief der Pankerl entrüstet und streckte seinen Kahlkopf vor, „aussuchen lassen wie ein Dieb? Das thu' ich nicht. Das thu' ich nicht.“

„Warum nicht?“ fragte ihn der Richter, „das ist ja der beste Beweis, wenn Du unschuldig bist.“

„Das thu' ich nicht.“

„Ist verdächtig!“

„Aussuchen lassen, das thu' ich nicht!“ rief der Alte, „die Schand und Schmach erleben! In alten Tagen die Schand und Schmach! Bin ein ehrlicher Mann! Ein ehrlicher Mann! Das thu' ich nicht!“

So müsse man Gewalt anwenden.

Nun zuckte der Arm des Pankraz gegen seine Brust. Blaß ward er bis in den Mund hinein. „Ich bitt', Herr Pfarrer!“ stöhnte er halb flehend, halb drohend, „ich bitt', Herr Pfarrer! Eine Ungerechtigkeit! Ich bin ein ehrlicher Mann. Hab' meine Sach' ehrlich verdient. Eine Ungerechtigkeit! Eine Ungerechtigkeit!“

Aber der Knecht hatte ihm schon den Rock vom Leibe gezerrt, und als er jetzt die Weste öffnete und darinnen etwas Festes tastete, sagte er: „Was ist denn das?“

„Ich hab's ehrlich verdient!" wimmerte der Alte und sank mit gerungenen Händen auf die Knie, „nur nicht wegnehmen, nicht wegnehmen. Ich hab's ehrlich verdient."

Sie fanden wirklich etwas an ihm, aber nicht das vermißte Herz, sondern ein dickes Packet Fünfzigernoten, in Leinwand gewickelt und von Schweiß durchfeuchtet. Es war sein Erspartes, das er nicht der Sparcasse anvertrauen wollte, das er wie ein Heiligthum bei sich trug, gleichsam *sein* Herz, wie die alte Lori das ihre hatte in dem Horngefäß.

„Das Herz hast Du mir gestohlen!" rief die alte Lori wieder aus.

Jetzt wurde der Pankraz herb und sagte: „Wer wird denn Dir Dein Herz stehlen, Du alter Radstubengeist. Ist nicht einen Groschen werth. Ist nicht einen Groschen werth."

Fast zu rechter Zeit ließ der Meßner melden, er habe an diesem Morgen beim Ausfegen in einem Winkel am Kirchenthor eine braune Horndose gefunden, mit einer grünen gebrochenen Schnur, und er glaube, das Ding gehöre der Lori und es hätte sich im Gedränge zufällig losgestreift. Scharf stürzte die Lori auf den Meßner los. Dieser hielt die Dose neckend hoch über das Haupt, daß sie selbe nicht zu erreichen vermochte, dann suchte er sie zu öffnen, was ihm aber nicht gelang, weil die Alte ihm schon in die Hände fiel und mit spießeckigster Kraftanstrengung dem Frevler das Heiligthum entrang. Dann schoß sie heim in ihre Dachkammer, um dort bei verschlossener Thür das Gefäß zu öffnen und sich von der Unversehrtheit des Inhaltes zu überzeugen.

Von dieser Zeit an sah man die alte Lori nur selten mehr; sie blieb die meiste Zeit in ihrer Kammer. Und wenn sie doch hervorging, um Lebensunterhalt zu sammeln, so

tänzelte sie nicht mehr, sondern schleppte sich schwerfällig dahin. Wollte man sie zu einem ihrer früheren Schelmenstücke veranlassen, so war's, als beginne sich ihr fantastischer Flitteranzug sachte aufzusträuben wie das Gefieder eines erregten Hahnes, aber es ward nichts weiter und das alte Wesen blieb in sich gekehrt.

Einmal blieb sie zwei Tage lang ganz ungesehen und der Pankraz sagte aus, seine Nachbarschaft sei sehr still. Da ging man, um Nachschau zu halten und fand sie am Fußende ihres Bettes auf einem Schemel sitzend: der Körper in den Winkel gelehnt, das kleine Haupt mit den losen weißen Haarsträhnen nach vorne an die Brust gesunken.

Der Pankraz trocknete mit dem Sacktuchballen seine Augen und wimmerte: „Wer wird mir jetzt den Zins zahlen, wer wird mir jetzt den Zins zahlen!"

Zu ihrem Begräbniß war das ganze Dorf da, denn es war ausgesprengt worden, man würde das braune Gefäß — bevor man es ihr in den Sarg legte — öffnen, um zu sehen, wie es sich mit dessen Inhalt verhalte und ob er mit der Aussage der Alten stimme. Und wo wäre das Weib, das nicht wissen möchte, wie es aussieht, eins von diesen Männerherzen, an welche sie das ihre hängen, mit denen sie spielen und selig sind, oder verdammt! Insonderheit merkwürdig ist ein Männerherz, das wegen der Liebe zu einem Weib den Tod erleiden mußte. — Die Geschichte der Lori war ja bald bekannt geworden.

Als das kümmerliche Gestaltlein, mit etlichem Flitter geschmückt, nun im Sarge so dalag und der Schreiner schon mit dem Deckel daneben stand, nahm richtig Jemand die braune Horndose in die Hand und begann an ihr herumzudrehen.

Da langte der Pfarrer nach dem Gefäß und sagte: „Es war ein Geheimniß und es soll eins bleiben.“ Dann legte er es der Todten auf die Brust, in den Ellbogenwinkel des linken Armes, der über den rechten gekreuzt war. Und der Deckel wurde auf den Sarg genagelt.

Die Weiber, welche voller Neugierde zugegen waren, fürchten seither nicht mehr den jüngsten Tag; sie plangen darnach, hoffend, daß an jenem Tage, der Alles offenbaren soll, auch die braune Dose der alten Lori geöffnet werden wird.





Auf dem Bös-Tauring.

Endlich waren die Tage des Urlaubes da. Die lange, o wie lange und heißersehnten! Unschuldig zu sein und in der Gefangenschaft einer großen Stadt schmachten zu müssen Jahr für Jahr; nur wenige Tage der Gnaden! Wie angelegen man den Barometer fragt! Wie zagend, hoffend und wieder zagend man nach den Wolken blickt! Wenn jener Zigeuner schon gutes Wetter haben wollte zum Sterben, um wie viel mehr verlangt sich der Sonntagswanderer einen heiteren Tag zum Leben, zu seiner kurzen, doch so glückseligen Freiheit!

Die Südbahn führt den Wiener ohne Umstände ins Hochgebirge dreier Kronländer. Wir wählten das weniger bekannte. In unserem Herzen jauchzte das Gefühl wiedergefundener Jugend. Um so mehr wunderte es mich, daß mein Wandergenosse, mit dem ich das düstere Hochthal durchschritt, heute nicht so heiter war, als das sonst in seiner frischen jugendlichen Natur lag. War es doch Freund Ludwig, der diese Partie auf den Bös-Tauring veranstaltet und sich schon so lange darauf gefreut hatte. Er war eine urgesunde

Natur, ein vortrefflicher Bergsteiger, er war vermöge seines liebenswürdigen Charakters und seiner Stellung im Bureau des Cultusministeriums von Allen, die ihn kannten, geachtet, dazu war er erst seit Kurzem im Besitze einer schönen, geliebten Frau — lauter Dinge, die doch eher zur klingenden Lust Anlaß geben als zu dem stillen Ernste, in welchem Ludwig neben mir dahinwandelte.

Mehrmals begann ich ein Liedchen anzustimmen, er hielt dazu mit den Füßen den Takt ein, sang aber nicht mit. So fragte ich ihn endlich nach der Ursache seiner Schweigsamkeit.

Es war heiß geworden, wir setzten uns unter eine Tanne und schauten die ungeheuren Felshänge an, die greifbar nahe vor uns zu stehen schienen und doch in dem bläulichen Dufte dämmerten.

„Ich habe mir," sagte nun Ludwig, „diese Bergfahrt ein klein bißchen anders gedacht." — Auf meinen fragenden Blick fuhr er, mir rasch die Hand auf die Achsel legend, fort: „Du bist bei mir, das ist freilich schön. Aber ich hätte auch gerne mein Weib bei mir. Es ist Alles noch viel schöner, wenn ich's in Gemeinsamkeit mit ihr genieße."

„Und warum hast Du sie nicht mitgenommen?"

Auf diese meine Frage blickte er mir mit seinem großen runden Auge ins Gesicht und lächelte ein wenig.

„Meine Frau," sagte er dann leise und ruhig, „ist ein ganz besonderes Wesen. Ihr kennt sie Alle als eine liebenswürdige Dame. Wie gut sie aber ist, wie unbeschreiblich gut, das wißt Ihr nicht. Und wie tief, wie unbeschreiblich tief sie mich manchmal kränken kann, das wißt Ihr auch nicht."

Er schwieg und ich sagte: „Es ist die Liebe. Mit wenigen Worten hast Du mir es ganz genau gesagt, Freund: Was da in Glück und Leid zwischen Euch spielt, es ist die Liebe!"

„Meine Frau," fuhr Ludwig fort, „gehört zu jenen Wesen, denen der Himmel unrecht thut. Er machte sie würdig, glücklich zu sein, und versagt ihnen dazu das Talent. Das Leben mag ihnen Alles bieten, die sie liebenden und von ihnen geliebten Menschen mögen ihnen Alles zu Füßen legen, sie werden unbefriedigt sein. Aus der Unzufriedenheit entwickelt sich allmählich ein dämonischer Trotz, gerade das zurückzuweisen, was ihnen noch das Liebste ist, sich selbst in eine Art Askese zu vergraben, um dann in der Vorstellung, daß sie Alles entbehren müssen und Märtyrer seien, noch eine gewisse Genugthuung zu empfinden."

„Das verstehe ich nicht," war mein Einwand.

„Vom Verstehen kann auch keine Rede sein, wo es sich um Frauen handelt," sagte Ludwig traurig lächelnd. „O Freund, das sind Räthsel, die Gott uns aufgegeben hat und endlich, wenn wir ein Leben lang darüber unseren Kopf zerbrochen haben, doch nur er selbst lösen kann. — In unserer Ehe," fuhr er fort, „war bisher recht viel Sonnenschein, nur selten ein trüber Tag und kaum zwei Gewitter. Es kam nicht so schlimm, als Du es mir einmal vorausgesagt hattest. Gestern jedoch spielte der Teufel seine Karte aus. Ich hatte ihr für unsere Partie einen breitkrämpigen Strohhut nach Hause gebracht, weil ich nicht will, daß die Sonne mir ihr liebes Angesicht verbrenne. Sie legte den Hut beiseite und sprach: ein solches Strohdach aufs Haupt zu setzen, dazu gehöre mehr Geschmacklosigkeit, als sie aufzutreiben wisse. Ich redete ihr zu, daß sie nicht thöricht sein möge und kam schließlich zum Ausspruch, daß der aufgedonnerte Stadthut auf den Bergen nicht blos unbequem, sondern auch lächerlich sei. Das war schlimm. Lächerlich! rief sie, wenn Du besorgst, daß man Dich mit mir verlachen werde, so verzichte ich auf

diese Alpenpartie. Sie weinte in der Nacht, sprach aber auf mein gütiges Zureden nichts als: sie sehe wohl, ich hätte es darauf angelegt, ihr auch noch die einzige und letzte Freude, die sie auf dieser Welt habe, zu verleiden. Sie gehe nicht mit, denn das wolle sie mir nicht anthun, daß ich mich mit ihr schämen müsse. Und dabei blieb sie. Du kannst mir glauben, daß auch ich am liebsten zu Hause geblieben wäre, wenn ich die Partie nicht mit Dir schon so fest verabredet gehabt hätte. Die Freude ist mir nun einmal verdorben."

Ich war innerlich empört über diese vertrackte Weiberlaune, die dem Jungen so bösartig den kleinen Urlaub verderben konnte. Wie gering muß doch ihre Liebe zu ihm sein, wenn sie sein Herzleid nicht ahnt, und wie unendlich geringer noch, wenn sie es ahnt und doch heraufbeschwören konnte. Fast ärgerte mich die treue Innigkeit, mit welcher Ludwig an diesem Weibe hing.

Nach zweistündigem Steigen durch Wald und Matten saßen wir in der Almhütte am Fuße des Bös-Tauring. Die dralle Almerin bewirthete uns mit Milch, Butter und Kaffee und ich flüsterte meinem Kameraden die Frage zu, ob sie nicht hübsch sei?

Er schmunzelte, und bei der Gelegenheit, als sie die leeren Schalen vom Tische räumte, faßte er sie mit zwei Fingern leicht am Kinn und fragte, ob sie schon einen Herzliebsten hätte? — Ihre Meinung war, sie brauche keinen, was Ludwig sofort bestritt, so daß sich zwischen Beiden eine kleine Neckerei entwickelte. — Ich hätte etwas gegeben, wenn sein böses Weib daheim diese liebliche Scene im Geiste gesehen haben würde, ohne sie verhindern zu können. Diese Evastöchter lassen sich durch nichts anfechten, was den Mann

betrifft, zwar klagen und wimmern sie bei mancherlei, aber wahrhaft weh thut ihnen doch nur die Eifersucht.

Als wir uns wieder aufmachten und mit der Almerin verabredet hatten, auf der Rückkehr vom Bös-Tauring in ihrer Hütte Nachtherberge zu nehmen, nickte sie uns mit schalkhaftem Lächeln zu und steckte dem Ludwig ein Sträußchen von Thymian und Kohlröschen an die Brust.

Mein Genosse war munter geworden, er trällerte jetzt Vierzeilige und versuchte sich im Jodeln. Ich dachte, am Ende wird er noch recht froh sein, daß sein liebes Weibchen zu Hause geblieben ist — sagte es aber nicht.

Die grünen Almmatten hatten wir endlich hinter uns, es begann der steile Anstieg über Steinschutt, zwischen wildem Gewirr von Felsblöcken und Knieholz. Wir waren gut alpin ausgerüstet, nur die nackten Knie brannten uns, weil die zarte Haut an der Sonne geschmort wurde.

„Es ist ja gut," bemerkte Ludwig, „heute büßen wir unsere Thorheit und morgen sind wir klüger."

Wir kamen an eine Einsattelung des Gebirges, genannt die Scharten, durch welche ein kaum erkennbarer Fußsteig ging, von Hirten und Gemsjägern getreten. Dort stand ein stark verwittertes Kreuz, dessen Dachbretter vom Winde zerrissen waren. Ludwig blickte auf den wohlgeschnitzten Christus hin, als ob er sich wundere darüber, daß da heroben in der starren Einsamkeit noch das Bild des Erlösers sei. Es war kein Strauch und kein Blümchen mehr ringsum.

Plötzlich sagte Ludwig: „Ich weiß, was ich thue." Damit löste er sein Sträußlein von der Brust, „dir sei dieser Schmuck verehrt." Und steckte Thymian und Kohlröschen an das Haupt des Heilandes.

Dann rasteten wir auf den Klötzen und schauten hinaus in das schründige Gefelse, welches uns in Nah und Fern umgab. Uns gegenüber stand eine fast senkrechte Wand, wohl an Hunderte von Klaftern hoch.

„An der ist sicher noch keine Gemse gegangen seit Erschaffung der Welt,“ bemerkte Ludwig.

„Sie ist nicht so glatt, als sie von der Ferne aussieht,“ meinte ich. „Jedes Knörzchen ist dort eine mächtige Felskante, auf welcher die größten Häuser stehen könnten; jedes Rünslein ist eine tiefe Schlucht, in der ganze Sand- und Schneekare versteckt sein werden. Nicht Gemsen allein, auch Menschen wagen sich heute schon an dieses Gewände, weil manchem Bergsteiger der schlechteste Weg zum Gipfel als der beste dünkt.“

„Ich begreife es,“ sagte nun Ludwig. „Ich billige es, wenn man des Bergfexen spottet, der aus Prahlsucht sich in Gefahren begiebt; dem geschieht recht, wenn ihm schlecht geschieht. Aber ich ehre die Begierde des Mannes, seinen Muth an den Gewalten des Hochgebirges zu messen, es steht ihm besser an, als damit die Mitmenschen zu berempeln; ich kann mir die tiefe und nachhaltige Befriedigung denken, die der muthige Bergsteiger nach überwundener Gefahr empfinden muß. Die menschliche Natur will nicht verkümmern, und je mehr nach einer Seite hin ihr heute Verweichlichung und Erschlaffung droht, desto lebhafter spornt sie den Hang an, nach der anderen Seite hin die körperliche Kraft, Geschicklichkeit, Ausdauer und die Keckheit des Herzens zu üben. Zudem ist dieses Aufsuchen von Gefahren ein uneigennütziges Preisgeben seiner selbst, wodurch weder materielle Güter erworben, noch grobe sinnliche Gelüste befriedigt werden können. Es ist ein selbstloses Opfer, das der Mensch seiner Liebe zu Gottes

Natur bringt, es ist ein frisches Aufraffen aus dem Culturtande unserer Städte in das reine, wilde, göttliche Bereich der Ursprünglichkeit. Wie unvergleichlich heldenhafter als das Verenden im Zweikampfe ist der Untergang im Hochgebirge, bei dem der letzte Gedanke nicht Rache ist, sondern glühender Drang, die Herrlichkeit der Schöpfung zu schauen."

So sprach Ludwig. Ich staunte ihn wortlos an. Ich kannte ihn von jeher als eine sinnige und sinnende Natur, aber so pathetisch wie zu dieser Stunde hatte er sich noch kaum jemals gezeigt.

Endlich mußte ich zum Aufbruch erinnern, denn es war drei Uhr Nachmittags geworden. In der Luft war es ganz still und regungslos. Die Sonne brannte so heftig, daß man die bloße Hand nicht an das heiße Gestein legen konnte. Wie auf Erden das krause Gebirge von Felsen lag, so stand im Himmel ein krauses, blendend weißes Gebirge von Wolken, in tiefer Region als dunklere Massen, in fernster Höhe wie Gletscherzinnen leuchtend. Die Sonne riß durch ihre Strahlenspeere sich freie Bahn zu uns nieder und sog uns aus allen Poren den Schweiß, daß wir bereits anhuben, vor Durst zu lechzen.

Wir stiegen voran und kamen bald an die Moränen, die überklettert werden mußten, diesseits mühsam hinauf, jenseits mühsam hinab, so daß wir eigentlich viel mehr bergan steigen mußten, als der Berg hoch ist. Im wirren Steingeblöcke, jetzt in flacher, jetzt in steiler, jetzt in überhängender Richtung — spaltig, klüftig, zackig, kantig in unendlichen Formen, jede Form dem Menschen feindselig — gab es kein Gehen mehr nach menschlicher Art, sondern nur ein Klettern auf sechs Füßen, wenn man Hände und Knie dazu rechnet, welche hier zum Weiterkommen oft weit besser zu gebrauchen

sind, als die Füße selbst. Jetzt lag ein Eisfeld vor uns. Es war mäßig geneigt und hatte zahllose Striemen, aber es war wie durch einen tiefen Festungsgraben von uns getrennt. Wir stiegen in die Kluft hinab, da war es kühl, wir schnallten unsere Fußeisen an und banden uns durch ein Seil zusammen, das zwischen uns etwa zehn Fuß lang war. Hernach kletterten wir den Gletscher an. Die Striemen, welche wir nur für leichte Erhöhungen gehalten hatten, die uns vor dem Ausrutschen schützen konnten, erwiesen sich bald als oft mannshohe Riffe, denen wieder ebensotiefe Schründe und Spalten folgten. Da wir aber hoch über dem Eisfelde den dunklen Kegel ragen sahen, der die höchste Spitze des Bös-Tauring war, so ging es zwar schwierig, aber wohlgemuth hinan.

Nach einer Stunde hatten wir den etwa dreihundert Schritte breiten Gletscher überwunden. Am Fuße des Kegels entledigten wir uns des Seiles, rasteten und genossen etwas Fleisch und Wein. Dann kletterten wir die letzten Felsen empor. Manchmal war es fast bequem wie auf einer Treppe, dann war über schiefliegende Steinplatten hinanzurutschen, oder manch senkrechte Wand zu erklimmen, wobei Einer auf die Achsel des Anderen stieg, sich hinaufschwang und den Kameraden hernach mit dem Seile nachzog.

Endlich waren wir oben. Die Spitze war lange nicht so schroff, als sie von unten aussah, wir setzten uns auf das graue Steingetrümmer, an welchem man überall die sprengende Macht des Eises sah, und andere Spuren geheimnißvoller Naturgewalten, die auf diesen aller Vegetation baren, scheinbar ewig starren, leblosen Höhen thätig sind. Wir hatten unten am Gletscher den Imbiß eingenommen, weil wir auf der Spitze heftigen Wind vermutheten, dem wir etwa nicht

lange würden Stand halten können. Es strich aber kein Lüftchen, die Sonne war in ein stahlgraues Dunstmeer gesunken, das im Westen lag. Die Luft war lau, dünn und unbeschreiblich angenehm. Wir schauten mit freudigem Staunen hinaus über das Bergland. Das grauenhafte Gewände, die Zacken und Häupter, die, vom Thale aus gesehen, so massig und hoch in den Himmel hineinragten, sie lagen tief zu unseren Füßen, wir sahen über sie hinaus andere Berge, sie hatten die Herrlichkeit verloren von dem Augenblicke an, da ihre Contouren nicht mehr den Himmel schnitten. Um so erhabener, Alles weit überragend und beherrschend, erschien uns das Haupt des Bös-Tauring, auf dem wir standen. Dieser Berg zeigte uns nun nicht allein ein fast unbegrenztes Gebirgsland, das freilich gegen Westen hin im Dunstmeer des Himmels verschwamm, sondern auch die ungeheuren Glieder seines eigenen Leibes. Da waren stundenlange Felsriffe und Ausläufer, die wieder ihre eigenen Hochspitzen hatten, und schattenfinstere Engschluchten dazwischen, in denen nichts als Schutt und Schnee lag. Das einzig Glatte und scheinbar Sanfte in dieser versteinerten Welt war ein Gletscher, der sich tief unten sachte und weich wie ein weißes, leicht gestreiftes Tuch über eine Mulde legte und an welchem das Eisfeld, über das wir gekommen, nur einen kleinen Seitenarm bildete. Wir wußten nun freilich aus Erfahrung, daß es mit der Glätte und Weichheit dieses Gletschers sein besonderes Abkommen habe. Den Berg von allen Seiten betrachtend, sahen wir, daß auf dem Rückwege genau die Richtung des Aufstieges einzuhalten war. Unten, in schwindelerregender Tiefe, fast wie in der Thalsohle, lagen die grünen Matten mit der Almhütte.

Ludwig hatte träumend hinausgeblickt. „Wie doch die Welt schön ist!“ sagte er nun für sich. „Und der Mensch,

der sie beherrscht, wie er doch groß ist, sobald es ihm gelingt, alle kleinlichen Gefühle, Rücksichten und Wünsche wie Kehricht von sich zu fegen. — Glaubst Du nicht, Freund," so wandte er sich an mich, „daß trotz unserer atheistischen Zeit manchen Menschen die Gottessehnsucht auf hohe Berge zieht?"

„Und daß Lebenslust ihn wieder in das Thal führt," war meine Antwort, denn mir kam die Sorge, daß wir vor eintretender Dunkelheit noch bis zum Kreuz in der Scharten zu gelangen hatten. Von dort ginge es dann durch die Zirmregion leicht auch bei Sternenlicht bis zur Hütte, wo uns ein Sennermahl und eine gute Lagerstätte für die Mühsal des Tages entschädigen sollte.

„Einstweilen möchte ich nichts als trinken," sagte mein Freund, „und das werde ich."

Unter dem nördlichen Hange des Kegels, zwischen wuchtigen Felsblöcken, lag ein schwarzer Tümpel. An einer Seite begrenzte ihn eine Eiszunge des Gletschers, die überschritten werden mußte, um zum Gebirgsauge zu gelangen. Der Gletscher war steil und ohne jene rauhen Striemen. Ludwig sprang rasch über das Gestein hinab auf den Gletscher und in langen Sätzen über denselben quer hin. Noch etwa zehn Klafter vom Tümpel entfernt, glitt er aus und, auf dem Rücken liegend, mit den Füßen voran gleitete er nicht allzurasch nieder, gegen die Moränen. Er that keinen Laut, schien bestrebt zu sein, sich mit Füßen und Ellbogen festzustemmen, aber das Gleiten wurde rascher und, am Rande des Eises angelangt, schleuderte es ihn hoch über dasselbe hinaus, kopfüber in den Schrund.

Ich muß einige Augenblicke erstarrt gewesen sein, denn ich kann mich nicht erinnern, daß ich in jenem Momente

etwas dachte oder empfand. Später kam mir zu Sinn, ob ich denn auf dem Berge ganz allein wäre? und ich horchte, ob nicht Jemand nach mir rufe. Es war aber nichts zu hören. Dann rief ich laut den Namen Ludwig. Still war's, selbst die Felsen in der Tiefe versagten ihren Wiederhall.

Jetzt begann ich rasch den Kegel hinabzukollern. Das Eisfeld, auf welchem er in die Tiefe gefahren, mußte umgangen werden; ich that es, weiß aber nicht mehr, wie ich herabkam. Auf einmal war ich im Schrunde und vor mir lag zusammengeknickt, das Haupt in den Schutt gebohrt, mein Freund. Ich riß ihn empor, sein offenes Auge starrte ins Leere, aus seinem Munde war ein Blutquell gebrochen. Ein lebloser Klumpen in Menschengestalt, in menschlichem Gewande, ein starres Bild dessen, der vor Kurzem noch mit mir geplaudert, gelacht hatte . . . Lange währte es, bis ich fassen konnte, was hier geschehen war.

Die blassen Schatten, die jetzt allmählich emporstiegen aus den Thälern und Schluchten, mahnten mich an die Nähe der Nacht. Es gab kein Säumen mehr, allein den Riff und den Gletscher mit der Last zu übersteigen, um an der entgegengesetzten Seite zur Almhütte niederzugelangen, dazu fühlte ich nicht mehr die Kraft. Ich kniete nieder, hob den Todten auf meine Achsel und suchte mit ihm in ein Kar zu klettern, das aus der Tiefe emporgähnte. Wohin das auch führte, es war mir Eins, nur fort von diesem Berge! Als es steiler und steiler wurde und ich mit Händen und Füßen zugreifen mußte, band ich den Freund mit dem Seile an meinem Rücken fest, faßte den Alpstock und fuhr ab. Das rauschte und rieselte im Geröll, und hinter wie über mir sausten die Steine.

Nachdem ich ein paar hundert Klafter lang so niedergesaust war, stand ich vor einer Wand, an welcher ich mich nur mit Anspannung aller Kraft vor einem ähnlichen Schicksale, wie das meines Freundes war, bewahrte. Ich umging sie und gerieth in ein Felsblockgewirre, dem ich nach harter Noth entkam. Es war nun das Gezirm da und ich fand zwischen demselben eine Sandrinse, die schnurgerade in die Tiefe ging. Meine Glieder zitterten vor Anstrengung und Aufregung; ich löste den Todten von mir, legte ihn auf einen Zirmast und zog ihn so zu Thale.

Endlich war ich eingeschlossen in einen überaus wilden Felsenkessel, in welchem zu allen Seiten die Wände im finsteren Blau des Abends gegen Himmel ragten. Aus einer Tiefe drang das Rauschen von stürzendem Wasser. Ich stand auf einer kleinen Wiese, die überragt war von mehreren dürren, kahlästigen Fichten. Und unter einer dieser Fichten, auf kleiner Erhöhung, war ein Hüttlein aus Baumästen geflochten und mit Baumrinden gedeckt. Das konnte ein Hirten- oder Jägerunterstand sein, zum Schutz bei rasch einfallendem Unwetter.

So war ein Obdach gefunden für die Nacht. Ich trug meinen Freund unter das Dach, mit dem Zirmast deckte ich ihn zu und setzte mich neben ihn auf einen Holzblock.

So bin ich dagesessen in der schauerlichen Felseneinöde zur nächtlichen Stunde, und da ist eine Traurigkeit über mich gekommen, so tief, so schwer, daß ich Gott mit gefalteten Händen bat, er möchte mich neben meinem stillen Kameraden sterben lassen. Endlich bin ich vor Erschöpfung hingesunken und eingeschlafen.

Dumpfe Töne, ähnlich, als ob man auf eine mit Tuch umhüllte Pauke schlüge, weckten mich auf. Es war ganz

finster, ich wußte nicht, wo ich mich befand und tastete mit den Händen umher, bis ich das kalte Haupt meines Freundes fühlte. Ein grünlich weißer Blitz zeigte mir meine Lage genauer. Lauter und lauter rollte der Donner eines nahenden Gewitters. So unheimlich hatte ich noch kein Unwetter nahen gehört als dieses. Als ob alle ehernen Gewalten des Himmels mit unabwendbarem Verderben niedersänken in die Gebirgsschlucht, als ob alle Felsen schauerten vor den lodernden Blitzen, als ob die Wände stöhnten vor diesem grausigen Rollen und Grollen des Himmels. Wie brandete das hohl und dumpf und doch durchdringend, daß der Boden bebte und daß die Holzpfähle ächzten, die mich und meinen ewig schlafenden Freund beherbergen sollten. Die Schlucht stand in zuckendem Feuer, aber kein schmetternder Blitzschlag löste den Bann des Grauens, den das unbeschreiblich schauerliche Getön in den Lüften hervorgerufen. Propheten sagen von unerhörten Schrecken des jüngsten Gerichts; ich glaube nicht, daß ein Mensch im Stande ist, je eine größere Bangniß zu empfinden, als ich sie in jener Nacht empfunden habe. — Die Hände auf den Knien gefaltet, so saß ich da. Wenn uns, so konnte ich noch denken, die stürzenden Berge nicht begraben, so wird man vielleicht die Gebeine finden und es wird in der Zeitung von zwei Verunglückten die Rede sein, und die Angehörigen werden klagen und weinen, wie sie um Jeden, der ihnen gestorben ist, geklagt und geweint haben, aber Niemand wird ahnen die gräßliche Todesangst, diese unsägliche Pein des Herzens, gegen welche alles körperliche Leiden und Sterben fast eine Labniß ist. Wie selig, o Freund, bist Du, der Dich Dein Engel jäh hinübergetragen hat! Vielleicht aber, daß auch Dir der Augenblick, als Du über das Eis glittest, wie eine Ewigkeit der Angst und der Schrecken erschienen ist

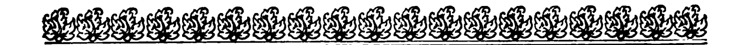
Vielleicht, daß Du in dem einen Momente ein langes, pein-
volles Leben gelitten hast in Deiner vergehenden Seele —
ganz im Vordergrunde den Schmerz Deines geliebten Weibes,
dem Du nicht mehr sagen konntest, daß in Deinem brechenden
Herzen kein Groll war, nur Treue, lautere Liebe zu ihr....
Nun brachen die Wässer der Lüfte los. War es das be-
täubende Brausen der Fluthen, oder war es, daß ich meine
Bangigkeit gleichsam in das rasche Sterben und in den
ewigen Frieden des Freundes geborgen hatte — mir wurde
leichter. Ich that den Zirmast hinweg, ich nahm den todten
Kameraden auf meinen Schoß und preßte sein Haupt an
meine Brust. So wollte ich das Verderben nun erwarten.
Ich hörte von draußen das Rinnen des Sandes, das
Klappern der heranwogenden Steine, das erdbebenartige
Rollen der Lawinen. Ich hörte auch das dröhnende Auf-
fallen eines riesigen Felsblockes, der, hoch im Gewände los-
gebrochen, in mehreren Sätzen herabkam. Jeder Riesenschritt,
den der niederspringende Block auf dem Boden that, pochte
lauter und erschütternder, bis er, eine Fichte knickend, hoch
über unserem Obdache dahinsetzte.

Allmählich legte sich der Aufruhr. Allmählich graute der
Morgen und nun sah ich, daß es um das Hüttlein anders
war als am Abende zuvor. Es war keine Wiese mehr, es
war ein ungeheures Schuttfeld, aus welchem von den dürren
Bäumen nur wenige Aeste hervorragten. Der Baum über
unserem Dache war auch gebrochen, fortgeschleudert, das
Hüttlein selbst stand noch, und wohl nur aus dem einen
Grunde, weil es so klein und so widerstandslos gewesen.
Und — was mir gar merkwürdig vorkam — die wilden
Wände standen auch noch, alle standen sie, ganz wie gestern,
und auf den höchsten Zinnen leuchtete der Morgensonnenschein.

Meinen Freund mußte ich nun verlassen. Ich legte ihn an die Wand der Hütte, umfriedete ihn mit Steinen, hüllte ihn mit dem Zirmast zu und ließ ihn allein. Zum Wasser stieg ich hinab, das trübroth war, Erdreich, Wurzelgeflechte und Gestein mit sich wälzte. Diesem Wasser wanderte ich nun entlang, so gut es ging. Stundenlange Schluchten ohne Weg und Steg waren zu überwinden, bis ich endlich in den waldigen Kessel kam, wo ein Jagdhaus stand. Laut weinend an die Brust sank ich dem alten Förster, denn die Zeit, seit ich keinen lebendigen Menschen mehr gesehen, schien mir unermeßlich lang gewesen zu sein.

Der Förster schickte Holzleute hinauf in das Felsenthal, und gegen Abend war es, als sie mir meinen unglücklichen Genossen brachten. Wir schliefen nun noch einmal, das letztemal, gemeinsam unter einem Dache. Erst am nächsten Morgen fühlte ich mich kräftig genug, um die Rückreise anzutreten und daheim die Unglücksbotschaft zu verkünden.

Zwei Tage später wurde Ludwig auf dem Kirchhofe zu Nieder-Tauring begraben. Sein Weib war dabei nicht gegenwärtig, es lag, von der Botschaft mitten ins Herz getroffen, schwer darnieder auf dem Krankenbette. Erst viele Wochen später kam die junge Witwe nach Nieder-Tauring, wo sie sich eine kleine Wohnung miethete, um dort zu leben und zu sterben. Von ihrem Fenster aus sieht sie den kleinen Kirchhof. Und dort, hinter grünen Waldbergen, ragt — manchmal von grauen Nebeln umbraut, manchmal im hellen Sonnenscheine glühend — die Spitze des Bös-Tauring empor.



Schwere Gewitter.

An einem lieblichen Sommertage war's, da gingen zwei junge Leute spazieren. Ein hübscher, schlanker Bursche und ein frisches, munteres Dirnlein. Es war wonnesam. Die Wiesen und Matten prangten in üppigem Grün und waren bunt gesprenkelt von den Blumen aller Farben. Das Korn stand in Aehren und zwischen den Halmen leuchteten die Rade und die Kornblume und die Mohnblüthe. Auf den weiten Gärten grünten die Kartoffeln und der junge Kohl, von welchem emsige Weiber noch die letzten Pflanzen setzten. Die Leute waren fröhlich allerwegen, denn schon lange war kein so hoffnungsvolles Jahr gewesen, als diesmal. Die Obstbäume prangten in reichster Blättergrüne und hatten die Köpflein der Kirschen, Aepfel und Pflaumen; die Fichten und Lärchen hatten lange schon nicht mehr so schlanke Zweige geschossen, als in diesem Sommer. Und über Allem der lodernde Sonnenhimmel mit seinen silberschimmernden Wolken in unermeßlicher Höhe.

„Gottlob!" sagte der Bursche und legte seinen Arm um den Nacken des Dirnleins. „Endlich ist die Zeit gekommen."

„Ist es Dir erlaubt, Franz, daß Du mir ein solches Joch um den Hals legst?" fragte das Dirnlein.

„Und wenn ich Dir zwei Jöcher um den Hals lege, so mußt Du es auch leiden," sagte er und schlang auch den zweiten Arm um ihren Nacken. „Mein Vater hat mir's erlaubt. Wenn wir ein glückliches Jahr haben, hat er gesagt, daß wir Brot bauen und Futter fürs Vieh, so können wir heiraten."

Der Bursche war nämlich der Sohn eines armen Kleinhäuslers, bei dem es auf den Ackerbau ankam, um seine Liebste, die ebenfalls arm war, heimzuführen, und weil der Halm noch nie so gut gestanden auf dem kleinen Gütel, als diesmal, so war er dem Dirndl auch nie noch so nahe gewesen, als diesmal.

„Bis zum großen Frauentag haben wir die Ernte unter Dach," fuhr der junge Mann fort, „und ein paar Wochen später, verhoff' ich, habe ich auch Dich unter Dach. Dir ist es ja recht, Zanderl?"

„Wesweg fragst, Franz?" entgegnete die Zanderl, „willst denn, daß ich nein sagen soll? Ein rechter Bub fragt nicht."

„Gut ist's," sagte er und drückte ihr einen heftigen Kuß auf den Mund. Es war wie Magnetstahl und Eisen, so fest hielten die Lippen jetzt zusammen und so gar nicht wollten sie einander loslassen. Dann kamen die Beiden zu einem Feldkreuze, an welchem ein hölzerner Christus hing; diesen Christus umarmte jetzt der Bursche und rief: „Du bist wohl brav, daß Du uns ein so gutes Jahr schenkst, Du bist wohl brav!"

So schritt das junge Paar berganwärts, denn der Bursche wollte auch sehen, wie sich das Korn auf dem von ihm gepachteten Hochfeld mache; sie begleitete ihn. Wo ein Baumschatten war, da blieben sie stehen und trockneten sich

den Schweiß, denn die Luft war schwül und drückend. In den Wipfeln sang kein Vogel, dafür schwirrten langfüßige Gelsen umher und stachen die Zanderl am Arm und am Nacken, daß sie weiße Scheibchen bekam mit rothen Rändern. Als die Beiden rasten wollten, wunderte sich der Bursche darüber, daß trotz der großen Hitze der Stein feucht war, auf den sie sich niedersetzen wollten. Vom Gebirge her war ein leises Donnern, und als sie hinsahen, stand dort eine finstere graublaue Wolkenschicht, die mit dem dunklen Blau der Berge zusammenschwamm. Weiter herwärts standen hoch die milchigen Wolken mit den scharfen bauchigen Rändern voll Sonnenschein, viel tiefer schwammen braune, wässerige Wolkenfetzen, die von keinem Sonnenstrahl getroffen wurden.

Das Donnern kam näher und mehrmals sprangen auf dem dunkelblauen Grunde Blitzstrahlen senkrecht zwischen Erd und Himmel auf und nieder. Zur selben Zeit stiegen auch in anderen Himmelsgegenden finstere Wetter auf. Das Donnern war dumpf und hohl. In lichten Schichten ging der Regen nieder und verdeckte zuerst die fernsten Berge, bald auch die näheren, so daß die Schluchten und Gräben durch die Farbenabstufungen plastisch waren. In allen Wolken war der Sonnenschein vergangen und die finsteren Nebelschichten sanken herab auf die Spitzen der näheren Berge und gingen lawinenartig nieder an den Mulden und Schluchten. Die Wipfel der Bäume standen starr und rührten keinen Zweig. Am Himmel von der Wetterseite her kam ein seltsames Sausen, als ob Wildbäche rauschten. Nun faßte der Bursche das Dirndl am Arm und sagte: „Lauf eilends, Zanderl, daß wir den Stadl erreichen, es kommt etwas!"

Sie liefen bergabwärts, es war so finster, daß sie an die Bäume rannten, und nur die matten Blitze warfen

manchmal einen Schimmer durch den brauenden Nebel, der jetzt zwischen den Bäumen dahinwogte, gepeitscht von den Wipfeln und Aesten, die plötzlich vom Sturme erfaßt rasend geworden waren. Dichter Wasserstaub gischtete nieder, Hagelkörner sausten, schlugen in den Boden, an die Baumstämme, sprangen in hohen Bogen auf, daß die weißen Schloßen rauschend in Kreuz und Krumm durcheinanderfuhren.

Von mehreren zackigen, eiergroßen Eisstücken getroffen, hatten die jungen Leute den Stadl endlich gefunden; in ihm war es finster, fast wie um Mitternacht, und am Bretterdache knatterte der Hagel, wie die wildeste Feuersbrunst. Als die Beiden, einander umklammernd, sich mit schreiender Stimme bei ihren Namen riefen, hörten sie sich nicht. Ein paar Schläge hörten sie vom Blitz, der in nächster Nähe in Bäume eingeschlagen hatte; zwischen den Dachfugen durch, wovon jetzt Wasserstrahlen niedergossen, flackerte der rothe Schein der brennenden Bäume. Mehrmals war ein Hagelkorn, das Dach durchschlagend, in den Stadl niedergesaust, und mit ihm Splitter der zerschlagenen Bretter. Jetzt begann unter den Zimmerbäumen der Wand das Wasser hereinzurinnen, daß der Boden des Stadls bald wie ein See war.

Als nach einer Weile das Ungethüm zu wüthen aufgehört hatte und nur noch der Regen rieselte, traten die zwei Leute aus ihrem zweifelhaften Obdach und sahen nun die Zerstörung. Der Waldboden war mit einer Schicht von Eiskörnern überzogen, so daß die Schuhe der Wandelnden an denselben immer ausrutschten. Kleine runde Körnlein, große scheibenartige Schloßen, wildgezackte Eisstücke, schneeig weiß die einen, glasig grau die anderen. Hie und da hatten die Wassergüsse den Hagel in Haufen zusammengeschwemmt,

dazwischen überall die von den Bäumen herabgeschlagenen Zweige, Aeste, Zapfen und Wipfel, auch todte Vögel und Eichkätzchen. Ein frostiger Lufthauch zog, und im Lufthauch der Harzduft des zerrissenen Waldes.

Der Bursche und das Dirndl schritten mühsam dahin und sagten kein Wort. Sie stiegen nicht mehr hinauf gegen das Hochfeld, zu sehen, wie dort oben das Korn stehe, sie gingen niederwärts in das Thal.

Das Gewitter hatte sich endlich verzogen, am Himmel hing zerfetztes Gewölke in düsterem Licht, und manche Wolke schwamm herab und verdeckte die Berge. Die Felder waren weiß, auf einzelnen Matten lagen dünne Nebelstreifen, als wollten sie Wasser und Eis aufsaugen. Auf den Wiesen stand kein Gras, keine Blume. Das Korn auf den Feldern hatte keine aufstehende Aehre mehr, jeder Halm reckte sein Knie, oder deren mehrere hervor aus der Hagelschicht. Es war ein zerzaustes Gefilze über die weiten Flächer hin. Auf den Gärten, in welchen wochenlang die Leute fleißig und mit Mühe und Schweiß gearbeitet hatten, stand kein Pflänzlein. Alles in den Boden geschlagen und einzelne Schloßen hatten sich tief eingebohrt in das zarte Erdreich. Streckenweise war die Erde weggeschwemmt, über die Wiesen hingeschüttet, und an ihrer Stelle in den Gärten lag Eis und Schutt.

Als unser Paar zu dem Häuschen des Franz kam, sahen sie noch etwas Neues. Die Niederung der Wiese war ein trüber See, vom Hang herab war eine schwere Lawine gegangen, hatte ihren Schutt an das Häuschen geworfen, die Wand stellenweise verschoben und eingedrückt.

„Meine liebe Zanderl,“ sagte nun der Franz, und schleuderte sich mit dem Finger einen Tropfen vom Auge, „mit dem Heiraten wäre es vorbei.“

Die Zanderl hielt ihre Schürze vor das Gesicht und weinte.

An der äußeren Wand des Hauses war ein Crucifix. Der Franz riß ein Holzscheit her, um damit dem Christus einen Schlag zu versetzen.

„Was thust Du?" rief die Zanderl und fiel ihm in den Arm.

Der Bursche ließ das Scheit sinken und murmelte: „Es ist wahr, der ist nur von Holz und kann nichts dafür."

„Unchrist, was sind das für Reden!" rief das Dirndl. „Die Leut' sind halt so sündig, daß sie der Herrgott strafen muß."

„Sündig!" rief er, „freilich sind sie sündig. Alle sind sie sündig, auch der Kornhändler, der Jud, dem es da nichts zusammengeschlagen hat und der jetzt ein gutes Geschäft machen wird."

„Gott wird schon wissen, warum er's gethan hat," belehrte das Dirndl.

„Er macht sich selber ungleich," sagte der Franz in seiner gottlosen Verzweiflung. „Nicht drei Wochen ist es her, seit die Gemeinde beim Pfarrer ein Amt gezahlt hat auf die gute Meinung, daß uns Gott in diesem Sommer vor Blitz und Ungewitter schützen sollt. Jetzt sieht man's! Erst am vorigen Sonntag hat unser Pfarrer über die Sünde der Trägheit gepredigt. Heute hat Gott die fleißigen Leute gestraft und die Trägen, die auf der faulen Haut sind gelegen anstatt das Korn anzubauen, lachen über das Wetter. Wenn ich nur wüßte, was der Herrgott mit seinem Hagelschlag ausrichten will? Will er die gottlosen Leute bekehren? Ha!".

„Du mußt nicht vergessen, warum Gott das Unglück in die Welt wirft," sagte die Zanderl.

„Nun warum?“ fragte der Franz.

„Damit den Leuten die Welt zuwider wird und sie dem Himmel zutrachten.“

„Willst warten mit dem Heiraten, bis Du im Himmel bist?“ fragte er. „Hast jemals gehört, daß im Himmel Leute zusammenheiraten?“

„Nein,“ antwortete das Dirndl, welches den wilden Reden nun mit Schalkhaftigkeit entgegnen wollte, damit sie doch nicht gar zu arg gegen Himmel schrieen, „das Heiraten ist ein Unglück und das Unglück gehört in die Welt. — Nein, Franz, das ist nicht schön von Dir, daß Du Dich wegen ein bissel Hagelschlag vom Heiraten abhalten lassen magst. Glaubst Du, daß ich mich nur füttern lassen will, daß ich nicht arbeiten und mir das Brot nicht selber verdienen kann?“

„Arbeiten! Verdienen! Wenn Dir's das Eis niederschlägt!“

„Franz, Du hast kein Vertrauen. Ist Dir schon Gott nichts, so denke an die Menschen. Wer brav und fleißig ist, den verlassen die Mitmenschen nicht. Die Gemeinde ist für Dich, das Land ist für Dich. Die Menschen gehören ja alle zusammen!“

Als sie noch so sprach, kam ein Mann des Weges, der den Franz ansprach, ob das das Franz-Häusel wäre?“

„Das ist es,“ gab der Bursche Bescheid, „was wollt Ihr denn?“

„Den Steuerbogen bringe ich.“

„Hörst Du es?“ fragte der Franz das Dirndl. „Den Steuerbogen bringt er. So halten die Menschen zusammen.“

„Es sind Rückstände,“ sagte der Bote, „und von heute an ist Execution, wenn die Steuer nicht geleistet wird.“

„Du hast recht, Zanderl,“ lachte nun der Franz, „der Herrgott wirft das Unglück haufenweise auf die Welt. Wenn

er nur auch eine Leiter anlehnen möchte, daß man alsogleich von der Erde in den Himmel hinaufsteigen könnte."

„Die Leiter müßte versteuert werden," rief der Bote.

„Natürlich!" sagte der Bursche, „der erste Sprossel am niedrigsten, dann jeder höher."

„Umgekehrt," lachte der Bote, „der erste Sprossel am höchsten, dann von Sprossel zu Sprossel niedriger. Ihr kennt ja doch die weise Einrichtung, je höher Einer oben ist, desto weniger Steuer hat er zu zahlen. Dem Rentier hat heute der Hagel nichts zerschlagen."

„Wir Zwei, die wir da stehen, wollten heiraten," sagte der Bursche und legte dem Dirndl wieder den Arm um den Nacken, „jetzt schickt aber der Herrgott dagegen das Eis und der Kaiser den Steuerboten. Was sollen wir thun?"

„Die beiden hohen Herren nicht mißverstehen," sprach der Bote, „der Herrgott hat Bub und Dirndl für einander erschaffen und der Kaiser hat ein Gesetz herausgegeben, daß sie zusammenheiraten dürfen, auch wenn sie arm sind. Mein Rath ist, daß Ihr jetzt selbander in Euer Häusel gehen und Euch die Leiter in den Himmel selber aufrichten sollt. Ich, der Steuerbote, gehe meines Weges und brauche davon nichts zu wissen. Gute Nacht."

Die beiden jungen Leute verstanden ihn. Draußen auf den Bergen hingen die frostigen Nebel, auf den Feldern lag noch das Eis. Die drinnen in der Hütte bauten aus liebeglühenden Sprosseln die Himmelsleiter, sie stiegen an derselben höher empor als in die Regionen der Wetterwolken, sie stiegen empor in die ewig sonnigen Bereiche, in denen Gott voller Güte und Freude ist.

Franz war ausgesöhnt und zufrieden. Mit neuem Muthe ging er der neuen Arbeit entgegen.

Bestrafte Bauernschlauheit.

Der Zeisel und sein Weib gingen des Weges. Er hatte einen rothen, bauschigen Regenschirm unter dem Arm, und es war doch heiterer Himmel über der schönen Gegend von Ulbach. Sie trug in ein blaues Tuch geschlagen einen Brotlaib auf dem Rücken, und sahen doch Beide hübsch sattgegessen aus.

„Wohin die Reis'?" fragte sie der Kerschbauer, der vor seinem Hause stand.

„Auf Heiligen-Kreuz wollen wir im Gottesnamen," sagte die Zeiselin, „'s ist die Mutter so viel schlecht geworden, und daß wir ihr eine glückliche Sterbstund' möchten erbitten, um Gotteswillen."

„Gute Verrichtung!" rief ihnen der Kerschbauer nach, und als sie davon waren, sagte er es in die stille Luft hinein: „Wenn der Sohn und die Schwiegertochter auf Heiligen-Kreuz hinüber gehen, dieweil die Alte daheim stirbt, so steig' ich jetzt hinauf zum Zeiselhof und thu' ein bissel erbschleichen."

Saß eine Stunde später auch schon bei der Kranken, faßte ihre hagere kalte Hand und sagte: „Ich mag nit essen

und nit schlafen, so hart ist mir, Muhme, daß Ihr so krank seid. Meine armen Kindeln, die Ihr aus der heiligen Taufe habt gehoben, weinen sich heiser und blind um die liebe Muhme und Godel (Pathin). Wollen schon fleißig beten, daß Ihr wieder bald aus dem Bette kommt."

„Laßt mich drinnen," entgegnete die Kranke unter schwerem Athem, „das Sterben muß auch sein."

„Aber Muhme!" rief der Kerschbauer, „redet doch nit vom Sterben. Wie kunnten wir Euch entrathen auf der Welt?"

„Ich hab' mir genug gelebt," sagte sie.

Der Bauer hielt sich sein blaues Sacktuch vor die Augen und schluchzte: „Was sollen denn meine armen Würmer anfangen, wenn die Muhme und Godel stirbt!"

„Will schon auch auf sie denken," sagte die Kranke.

Da drückte er ihr die Hand: „Muhme! Ihr seid alles zu gut für diese Welt, alles zu gut. Nein, Euer Sohn und sein Weib müssen kein Herz haben. Jetzt davongehen und die Mutter fremden Dienstboten überlassen! Mein Weib schick' ich Euch herauf, Muhme und Godel, daß sie Euch pflegt. Als ob Ihr unsere Mutter wäret, so gern haben wir Euch. Auch auf meine Kinder denken, sagt Ihr! — Wie viel kriegen sie denn?"

Es war etwas unbedacht gefragt. Aber eine Sterbende nimmt derlei nicht so genau. „Zweitausend Gulden sind ihnen vermeint," sagte sie.

„Gott Lob und Dank!" rief der Kerschbauer aufathmend. „Ich vorhoff', die Muhme wird wieder gesund, muß uns wieder gesund werden. Na mein! unser Aller Leben steht in Gottes Hand. Keiner weiß es, wann's aus ist. Und deswegen ist's gut," setzte er bei, „daß man sich für alle Fälle

— der lieben Ordnung wegen — und daß nachher nicht etwan ein Verdruß herauskommt — um Gotteswillen nur kein Verdruß unter Nachbarsleuten! Soll ich Euch nit das Kissen rücken, Muhme?"

„Vergelt's Gott," entgegnete sie, „ich lieg' ganz gut."

„Was ich sagen hab' wollen," fuhr der Kerschbauer stets einlenkend fort, „zweitausend, sagt Ihr. Gelt, Muhme, wir thun die Sach' beim Notar ein wenig richtig stellen."

Sie hatte nichts dagegen einzuwenden. Der Bauer lief nach Ulbach zum Notar. Dieser machte ihn aufmerksam, daß die zweitausend Gulden, welche die alte Zeiselhoferin seinen Kindern vermachen wolle, eine Schenkung seien und daß demnach der Bauer eine Steuer von hundert Gulden zu zahlen haben werde.

Das kam dem Kerschbauer sauer vor. Er ging zum Schmied Jost. Der war Hufschmied und Rechtsgelehrter und sagte zum Bauer: „Hundert Gulden Steuer zahlen! Das wär' nit schlecht! Da wissen wir das Geld besser zu brauchen. Nachbar, das machen wir so: Du leihest jetzt der alten Zeiselhoferin zweitausend Gulden! — Sei nur still, pro forma meine ich. Die Zeiselhoferin stellt Dir darüber Form rechtens einen Schuldschein aus. Und wenn sie gestorben ist, gehst mit dem Schuldschein zu ihren Erben und begehrst Dein Geld. So kommst Du zu den zweitausend Gulden und hast nicht einen Kreuzer Schenkungssteuer zu zahlen."

„Schmied!" sagte der Kerschbauer, „Du bist ein verflucht feiner Kampel!"

„Dafür kennt man das Gesetz," entgegnete der Schmied bescheidentlich.

Jetzt, was hatte der Kerschbauer zu thun? Er nahm bei einem guten Freund auf etliche Stunden zweitausend

Gulden zu leihen, ging damit in Begleitung des Notars zur kranken Zeiselhoferin, die in die Sache schon eingeweiht war, gab ihr unter Zeugenschaft das Geld in die Hand, worauf sie ihm den Schuldschein ausstellen ließ. Als der Notar davon war, steckte er das Geld wieder in die Tasche und trug es zum guten Freunde zurück. Den Schuldschein verwahrte er sorgfältig und wartete nun, daß die Alte sterben würde.

Sie hat denn ihre Schuldigkeit auch getreulich gethan — ist gestorben.

Als das Begräbniß vorüber war und vom Gerichte die Verlaßabhandlung angeordnet, kam denn der Kerschbauer mit seinem Schuldschein. Darob waren die rechtlichen Erben höchlich erstaunt. Wieso hat die alte Frau noch im Sterben zweitausend Gulden aufgenommen, da in ihrem Kasten ohnehin Baargeld lag? Wieso hatte es ihr der Kerschbauer geliehen, der bekanntermaßen ein armer Teufel war? — Aber der Schuldschein lag da, war in allen Punkten correct und nicht anfechtbar.

Es kam zu Gericht; da sagte der Schmied Jost dem Kerschbauer, er solle ganz ruhig sein, das Gericht entscheide nach dem Gesetz und die Zeiselleute müßten die zwei Tausender schwitzen, da helfe ihnen kein Gott und kein Heiliger.

Was aber hat das Gericht gesagt?

Das hat gesagt: Wir entscheiden freilich nach dem Gesetz, aber das Gesetz hat zwei Theile, den Buchstaben und den Geist. Wir halten uns an den letzteren und sagen: Bei diesem Schuldbrief, welchen die Sterbende dem Kerschbauer ausgestellt hat, steckt ein großer Schwindel dahinter. Es soll untersucht werden, wie sich die Geschichte zugetragen hat und nachher wollen wir weiter reden.

Die Sache ist laut geworden. Besonders der gute Freund, der das Geld auf etliche Stunden hergeliehen, hat Alles verdorben. Der Kerschbauer hat freilich geschrien: Sei es gewesen wie immer, das ginge Niemand was an, der Schuldschein sei da, sei mit Wissen und Willen der kranken Zeiselhoferin ausgestellt worden und er begehre sein Geld.

Das Gericht hat dazu gelächelt — auch das Gericht kann mitunter lächeln — und hat gesagt: „Nein, lieber Mann, auf das gehen wir nicht ein. Ist ja möglich, daß Euch oder Eueren Kindern das Legat vermeint gewesen. Ihr habet der Steuer entgehen wollen und nun durch Euren Firlefanz die ganze Erbschaft verscherzt. Uebermachet Euren Kindern anstatt der zweitausend Gulden die gute Lehre, daß es manchmal gar theuer zu stehen kommt, wenn man den Staat um die Steuer betrügen will. — Hier ist die Rechnung für das Gerichtsverfahren, sie macht hundertdreißig Gulden."





Das Bild mit dem herrlichen Rahmen.

Heute kommt Jemand, weil sich die Katz wäscht. Wer kann denn kommen mitten in der Woche in den Gebirgsgraben herein? Sie wäscht sich aber doch. Und noch ehe Mittag wird, tritt ein Herr ins Haus. Ein hübscher, freundlicher Herr, welcher der Bäuerin in fünf Minuten mehr Artigkeiten sagt, als ihr Mann im ganzen Jahr hindurch aufbringt.

Anfangs ist die Bäuerin erschrocken, weil der Fremde eine große Mappe bei sich hat, die möglicherweise Gerichtsvorladungen oder Steueraufträge enthalten kann. Das ist indeß lange nicht so schlimm. Der Mann hat in seiner Mappe eine große Menge schöner Farbenbilder, geistliche und weltliche: da ist Christus am Kreuz und da ist ein Liebespärchen, da ist die heilige Klosterfrau Ursula, und da ein Jägersmann, der eine Kellnerin in die Wange kneipt. So geht es in bunter Abwechslung fort, auch Seine Heiligkeit der Papst ist dabei und ein auf ein Brett genageltes Rebhuhn, Alles in Farbenpracht und Alles verkäuflich.

„Wir kaufen halt nichts,“ sagt die Bäuerin.

Der Fremde findet das unbegreiflich, ein so hübsches geschmackiges Stübchen haben, und kein Bild drin! „Bilder machen eine Wohnung doppelt wohnlich, auch bringen sie Leben und Erbauung ins Haus. Heutzutage, wo die schönsten Bilder so unglaublich billig geworden, könne sich Jedermann, die sparsamste Bäuerin wie die ärmste Arbeitersfrau, ihre Wohnung damit schmücken. Man hat seinen Namenspatron, den Schutzengel, oder so etwas gern im Hause."

„Was kann denn so eins kosten?" fragt jetzt die Bäuerin und deutet auf ein Marienbild.

„Die sind nur kleine Muster zum Ansehen," versetzt der Händler. „Die Bilder werden nachgeliefert, doppelt so groß, wie solche hier, und mit prachtvollen Goldrahmen!"

„Die möchten ein schönes Geld kosten!" meint sie.

„Was glaubt die Frau?" fragt er. „Zum Beispiele so ein heiliger Josef mit dem Christkind! Ein ausgezeichnetes Bild. Ist der Vorrath nicht mehr groß, es geht reißend ab. Besonders in Steiermark, wo er Landespatron ist. Was glaubt die Frau? — Blos neun Gulden!"

„Uh Gott!" ruft die Bäuerin erschrocken, „wo nähm Unsereins auf der Stell neun Gulden! Man braucht nöthigere Sachen."

„Muß ja nicht auf einmal bezahlt werden," sagt der Händler. „Monatlich ein Gulden, oder auch nur achtzig Kreuzer. Eine solche Auslage spürt man nicht im Hause und Ihr habt etwas Schönes für Kind und Kindeskind."

„Das wär freilich recht," nun die Bäuerin, „aber manchmal klemmt's so stark, daß man schier die paar Groschen nicht zusammenbringt."

„Wenn Ihr etliche Monate die Rate nicht zahlt, so hat das gar nichts zu sagen," versichert der Händler.

„Wär gut gemeint. Aber der Haufen Geld. Was möcht mein Mann dazu sagen?"

„Ein sehr gutes Zeichen, daß Ihr an den Mann denkt. Wie heißt er denn?"

„Ach freilich! Josef heißt er."

„Nun also. Saget selber, liebste Frau, ob es zu seinem Namenstage ein passenderes Geschenk giebt, als so ein Bildniß! Ich freue mich sehr und will ausnahmsweise sogar nachlassen, weil die Gattung eben auf die Neige geht. Sieben Gulden neunzig Kreuzer! Es ist ein Spottgeld!"

Das Weib betrachtet ein Weile das Probebild, es ist wohl gar unmöglich schön! Und das, welches sie kriegen soll, ist noch schöner, um das Doppelte größer und hat einen schweren Goldrahmen. Und monatlich nur achtzig Kreuzer. In neun bis zehn Monaten ist's abgezahlt und hat man sein Lebtag eine christliche Zier an der Wand. — Im Gottesnamen!"

Der Händler zieht ein Blättchen Papier hervor, das möchte sie so gut sein zu unterschreiben. „Nur der Form wegen, 's ist der Bestellzettel, damit wir die Adresse wissen und der geschätzte Name richtig geschrieben wird."

So wird die Geschichte abgemacht und der nette Herr entfernt sich unter allerlei Artigkeiten.

Die Bäuerin theilt ihrem Manne einstweilen vom Kauf nichts mit, sie will ihn überraschen.

Nach einigen Tagen kommt ein Postschein, daß für die Frau Theresia Stangler eine Kiste abzuholen sei. Aha, das Bild! Sie ist vor Begierde, es zu sehen, freudig erregt, wird aber stark gedämpft, als sie über zwei Gulden Porto zu bezahlen hat. Die Nachnahme-Post hebt sogleich auch die erste Rate ein. Ihr Eiergeld seit Wochen ist auf einmal hin.

Am Vorabende des Namenstages stellt sie ihrem Manne das Bild in der Stube auf. Es ist wirklich eine Pracht. Diese Farben! Und der Rahmen ist weitaus prächtiger, als die Bäuerin erwartet, er ist breit und dick und sehr fein ausgeschnitzelt. Aber der Mann, wie er es sieht, fragt etwas kühl: „Woher hast Du denn das? Gekauft? Bist nit gescheit, hast gewiß zwei oder gar drei Gulden dafür ausgegeben!"

Das Weib ist stumm und es wird ihr fast übel.

Hernach hängen sie das Bild an die Wand und wie der Bauer es emporhebt, bleibt ihm vom Rahmen ein Stück Zierath in der Hand. „Oho! Ein Scherben ist schon ledig! — Aber das Zeug ist ja nicht Gold! Nicht einmal Holz! Das ist so etwas wie Lehm oder Gyps. Na, suchen wir Schusterpech und kleben es wieder an."

Im nächsten Monat schickt die Bäuerin ihre Rate, natürlich muß sie es heimlich thun, da der Mann in die Dinge nicht eingeweiht ist. Als sie jedoch das drittemal die achtzig Kreuzer-Postanweisung abschickt, merkt der Bauer etwas davon und stellt sie zur Rede, was sie denn heimlich Geld fortzuschicken habe?

„Der heilige Josef ist noch nicht ganz frei gewesen," gesteht sie, sagt aber immer noch nichts weiter.

Mittlerweile beginnt am herrlichen Bilderrahmen der Goldglanz zu rosten und zu erblinden, und von der Zierath fällt ein Stück nach dem anderen ab, so daß die weißen Scharten gähnen, was für die Bäuerin, wenn sie des Morgens vor dem Bilde ihre Andacht verrichtet, einigermaßen störend ist. — 's ist halt doch ein Schmarn! Dieser Gedanke kommt ihr mitten ins Gebet hinein.

Zur vierten Rate treibt sie das Kleingeld nur mit Mühe auf und die fünfte übersieht sie. Es kommt auch keine Mah-

nung, und als sie später zufällig einmal daran denkt, meint sie: Ei Teibel! Das Bild ist bezahlt genug! und läßt das Weitere bleiben.

Als die Zeit zur sechsten Rate um ist, erhält die Bäuerin eine Zustellung vom Bezirksgericht. Sie ist geklagt, ihre Raten für das Bild nicht zahlen zu wollen und soll sich deswegen vor den Richter stellen. Jetzt wird ihr angst, und so viele Heimlichkeiten die Weiber hinter des Mannes Rücken auch haben mögen, sobald sie sich verhaspeln und nicht auswissen, kommen sie doch zu ihm, daß er schlichte. Die Bäuerin gesteht ihrem Manne Alles, daß sie für den heiligen Josef schon über fünf Gulden ausgegeben habe, daß sie darauf noch über vier Gulden schuldig sei, und daß sie vor Gericht müsse.

Nun setzt's ein scharfes Wetter. Es giebt einen tagelangen Unfrieden im Hause; sie bittet den Mann vergebens, daß er ihrer statt zu Gericht gehe, er sagt trotzig, sie solle die Suppe, die sie sich eingebrockt, nur auch selber ausessen. Sie härmt sich ab, der Gerichtstag kommt immer näher und ihr Mann ist der Ansicht, der Frau Dummheit geschehe ganz recht, wenn sie einmal vierzehn Tage lang eingesperrt werde. Ihr bitterliches Weinen geht ihm endlich aber doch zu Herzen und er stellt sich statt seines Weibes vor Gericht. Insgeheim ist er wohlgemuth, weil er die Ueberzeugung hat, daß er den Proceß gewinnen werde. Er braucht nicht einmal einen Vertreter. — Erstens, denkt er sich, ist ein Geschäft, welches das Weib ohne Wissen des Mannes abschließt, nicht giltig, und zweitens hat der Händler ja ausdrücklich versichert, daß es nichts zu sagen habe, wenn die Raten nicht pünktlich bezahlt würden.

Der Richter belehrt ihn eines Anderen und zeigt den Schein vor, welcher klar und streng auf die Ratenzahlung

besteht und mit der Unterschrift der Bäuerin versehen ist. Was mündlich gesagt worden sei, das bedeute nichts, auf Grund des Scheines aber sei der Bauer verurtheilt, die rückständigen Raten sofort zu zahlen, die noch ausständigen genau einzuhalten, sowie die Unkosten der Gerichtsverhandlung zu decken.

Jetzt beginnt der Bauer erst über die Elendigkeit der Waare zu schlagermentiren und dem Gerichte vorzuwerfen, daß es mit den Schwindlern halte, anstatt mit dem ehrlichen Bauern; worauf ihm der Amtsdiener freundschaftlich bedeutet, wenn er nicht eingesperrt werden wolle, so möge er sich nur rasch davonsputen, das Gericht sei schon richtig, aber die Dummheit der Leute könne es nicht immer gutmachen.

Tief ergrimmt geht der Mann nach Hause. Unterwegs begegnet er einem bekannten Holzknechtweibe, dem theilt er die Geschichte mit.

„Uh!" ruft das Weib, „das gefreut mich, daß nicht ich allein die Dumme bin. Mich hat auch Einer kriegt, so ein verschwefelter Bilderkramer. Kommt mir ins Häusel, zeigt mir eine Dreifaltigkeit. Nein! sag ich, wir kaufen nichts, mein Mann hat auf so ein Bilderwerk kein G'schatz! — Was das für saubere Katholiken wären, meint der Kramer, die Dreifaltigkeit so verachten! Die verachten wir nit, sag ich, aber Geld haben wir keins. Der Kramer schmeichelt und geht nit fort und geht nit fort. Er wollt mir das Bild dalassen, daß es mein Mann anschauen sollt. Wir kaufen's nit! schrei ich. Macht nichts, sagt er, ich laß das Bild nur da und werd's bei Gelegenheit schon abholen, wenn's Euerem Mann nicht gefällt. Na, denk ich, damit er weiter geht, und sag: So laßt's halt da im Gottesnam, ich hab jetzt nit Zeit und muß an die Arbeit. Nur meinen Namen möcht ich ihm noch auf-

schreiben, sagt er und zieht ein Blattel heraus, wo was Gedrucktes drauf steht. Tint' und Feder hat er auch schon in der Hand. Jessas! denk ich mir, ist das ein lästiger Mensch! und kratz geschwind meinen Namen hin. Endlich ist er draußen und ich stell das Bild in den Winkel, wo es lehnen ist blieben wochenlang. Der Kramer hat's nit geholt; auf einmal aber ist das Gericht da, und ich sollt das Bild zahlen! Ich hab's nit kauft! sag ich. Jetzt ist das Papierblattel da mit meinem Namen. Unter einen höllischen Schuldschein hab ich ihn hingeschmiert und eingesperrt hätten sie mich, wenn ich nicht mit dem Geld herausgeruckt wär. Noch auf dem Todtbett werden mich dieselbigen sechs Gulden gereuen. Das Bild im Winkel haben die Mäus' gefressen. So, jetzt weißt es."

Also hat das Holzknechtweib erzählt und der Bauer antwortet hierauf: „Du bist ja noch schöner aufgesessen, als die Meinige. Wenn sie mit den heiligen Bildern so umgehen, Leut' anschmieren, da ist's nachher kein Wunder, wenn das christliche Vertrau aufhört."

„Die Waare ist unschuldig, aber die Kramer sind spottschlecht!" sagt sie.

„Wahr ist's!" meint er. „Gute Nacht! und ein andermal sperr' die Thür zu."

„Auch so viel," sagt sie, dann geht Jedes seiner Wege.

Es ist ein Samstagabend, und als der Bauer nach Hause kommt, sind die Seinigen eben in der Stube vor dem Josefsbild mit dem Rosenkranzgebet beschäftigt. Der Mann stürmt in den Kreis und schreit: Hört mir auf! Vor diesem vertrakten Ding bet' ich kein einziges Vaterunser mehr! Ich hab mich schon zu arg darüber giften müssen! Weg damit!" Er reißt es von der Wand, daß es zu Boden poltert und

der Rahmen in viele Trümmer auseinanderspringt. Hierauf rafft er die Stücke zusammen, trägt sie in die Küche und schleudert sie ins Herdfeuer.

Die Bäuerin weiß, was das zu bedeuten hat, sie kauert sich in einen Winkel und schluchzt. Er tritt zu ihr und sagt ruhig, aber ernsthaft: „Barbara, wirst Du noch einmal einem solchen Hausierer ins Garn gehen! Das verfluchte Gerümpel kostet uns jetzt über zwanzig Gulden. Der heilige Josef in Ehren, aber er verlangt es gewiß nicht, daß sich der Christenmensch ihm zuliebe anschmiern lassen soll. Steh' jetzt auf, Barbara, und sei gescheit!"

Wie Einer Branntweinessenz kauft.

Wenn Ihr, etwa um eine neue Feder zu versuchen, oder sonstwie zur Uebung oder zum Spaße Eueren Namen auf irgend ein Stück Papier schreibt, ohne Euch ums Papier weiter zu kümmern, so thut Ihr etwas Gefährliches. Das Papier liegt im Hause herum, fliegt auf die Gasse, ein fremder Mensch hebt es auf und macht, wenn er schlecht und schlau ist, ein Werthpapier draus; aber nicht für Euch, sondern für sich selbst.

Es giebt keinen gefährlicheren Feind als den eigenen Namen, ein solcher hat schon oft den eigenen Träger zugrunde gerichtet. Die folgende Geschichte soll zeigen, wie das gemeint ist.

In einem steirischen Dorfwirthshause saßen zwei Bauersleute beisammen und redeten über dies und das. Sie redeten von der Viehzucht und vom Holzhandel und vom Eisengeschäft, denn der Eine war Besitzer einer kleinen Schmiede, und sie redeten von der Straßenbeschotterung und von einem aufgelassenen Steinbruch, der dem Schmied gehörte und von welchem der Schotter zu nehmen wäre.

Jetzt mischte sich ein fremder Herr ins Gespräch, der allein beim nächsten Tische saß und den beiden Männern bisher aufmerksam zugehört hatte. „Sie erlauben," sagte der fremde, höchst anständig gekleidete Herr, „die beiden guten Freunde sprachen hier von einem Steinbruch. Was ist das für ein Steinbruch?"

„Ah, weiter nichts," antwortete der Schmied, „ich habe in meinem Wald einen alten Steinbruch, so ein weißer Stein ist's, früher einmal hat man gebrochen. Jetzt schon lang nicht mehr. Zum Straßenschotter wäre er gut."

„Ein weißer Stein, sagen Sie," bemerkte der Fremde angelegentlich. „Das ist am Ende Quarz!"

„Mag schon sein," sagte der Schmied, „wie er heißt, weiß ich nicht."

„Wenn es Quarz ist," versetzte der Fremde, „dann gratulire ich Ihnen. Das ist ein gesuchter Stein für Glasfabrikation. Ist er entlegen, der Steinbruch?"

„Gar nicht," berichtete der Dorfschmied, „ganz neben der Straße; drum sag ich, für Schotter."

Der fremde Herr hatte sich an den Tisch zu den Bauern gesetzt. „Vielleicht machen wir ein Geschäft miteinander," sagte er zum Schmied.

„Wäre schon recht," meinte der Schmied.

„Quarz! Quarz!" wiederholte der Fremde. „Das wäre etwas! Ich werde Ihnen gelegentlich schreiben. Darf ich um Ihren geschätzten Namen bitten?"

„Sebastian Rübnitzer."

„Rübnitzer, Sebastian Rübnitzer."

„Grundbesitzer in Stachau," vervollständigte der Schmied. „Da findet mich jeder Brief."

„Wollten Sie mir Ihren Namen gütigst aufschreiben?" ersuchte der Fremde. „Warten Sie, vielleicht habe ich ein

Stück Papier." Er kramte in seiner Brusttasche um, zog verschiedene Briefschaften hervor. „Richtig, das thut's schon." Er warf ein zusammengelegtes Stückchen Papier hin. Jetzt hatte aber Keiner einen Bleistift. Am Fenster stand Tintenzeug. „Das thut's auch," sagte der Fremde, tauchte die Feder ein, gab sie dem Schmied in die Hand: „Hier, bitte. Bloß den Namen, ist genug. Nur gleich hierher. — So, danke!"

Dann steckte er die Papiere wieder in die Tasche und plauderte noch eine Weile gemüthlich mit den beiden Dorfleuten.

Nach diesem Tage verging die Zeit wie immer. Der Bauer ackerte, der Schmied hämmerte, der Steinbruch lag öde an der Straße und Niemand kümmerte sich um ihn. Der Schmied hatte auch schon wieder vergessen, daß mit den weißen Steinen möglicherweise ein Geschäft zu machen wäre; er dachte höchstens nur an Verwerthung für Straßenschotter.

Eines Tages kam ein Brief von der Eisenbahn. Für Sebastian Rüdnitzer ist eine Kiste mit fünfundzwanzig Branntweinessenzflaschen angekommen, welche gegen Nachnahme von 260 Gulden zu beheben ist.

Der Schmied beschaut sich das Ding, liest: Fünfundzwanzig Branntweinessenzflaschen! 260 Gulden! — schüttelt den Kopf. Er weiß von nichts. Er hat nichts bestellt und nichts zu bekommen, er braucht keine Branntweinessenz. Es muß ein Irrthum sein. — Legt den Schein in das Wandkastel und denkt nicht mehr weiter dran. Er hat sein Feld, seinen Wald, seine Schmiede, sonst kümmert ihn nichts.

Halt! Auf einmal kümmerte ihn auch sonst etwas. Vom Gerichte in Olmütz kam auf Grund einer Klage an Sebastian Rüdnitzer die Aufforderung, binnen acht Tagen den Betrag

von 260 Gulden einzuschicken für gelieferte Essenz. — Olmütz? Wo liegt denn das? Gott, in Mähren drin. Wie kommt der Sebastian nach Mähren? Was geht ihn Mähren an? Was geht ihn die Essenz an? Er braucht nichts, er zahlt nichts. Also schreibt er an das Gericht in Olmütz: „Löbliches Gericht! Es muß ein Irrthum sein. Ich habe keine Essenz bestellt und wenn eine gekommen ist, so liegt sie noch auf der Bahn oder wo. Ich habe sie nicht abgeholt und mich geht sie nichts an und ich zahle nichts. Sebastian Rübnitzer."

So! dachte er bei sich zufrieden, das ist klar, jetzt wissen sie es und jetzt werd' ich Ruh' haben.

Er hatte thatsächlich Ruh', aber nur auf vierzehn Tage. Da kam an das heimische Gericht der Pfändungsauftrag, wenn der Sebastian Rübnitzer nicht postwendend den Betrag von 260 Gulden für gelieferte Essenz und 65 Gulden 37 Kreuzer Gerichtskosten zahle.

Jetzt begannen dem Dorfschmied die Haare zu Berge zu steigen, ganz langsam stiegen sie, aber sicher und starr gegen Himmel. „Wegnehmen wollen sie mir das Geld!" rief er. „Wer kann mir das Geld aus dem Sack reißen für nichts? Ich brauch' keine Essenz, ich weiß von nichts. Was ist da zu machen?"

Ja, das muß man einem Advocaten in die Hand geben. Er machte ein saures Gesicht, der Dorfschmied, ein sehr saures — einen Advocaten! — Das erste Wort, so der Advocat sagte, war: „Zahlen, mein lieber Rübnitzer! sofort zahlen, ohne Aufschub zahlen, 325 Gulden 37 Kreuzer ans Gericht nach Olmütz schicken, heute besser als morgen."

„Zahlen, dazu brauch ich keinen Advocaten!" rief der empörte Schmied.

„Nur Geduld, wir bekommen Alles wieder zurück. Denn jetzt beginnen wir erst den Proceß.“ Der Advocat sagte das mit schmatzendem Mund, als ob er Butterbrot esse.

Dann besichtigte er die Kiste mit den Branntweinessenzflaschen, die im Dorfmagazin unberührt aufgehoben stand, und dann reiste er nach Olmütz.

Nicht lange, so erhielt der Schmied von seinem Advocaten ein Schreiben: „Ja, lieber Freund, wie die Sache steht, da kann ich nicht helfen. Sie haben bei dem Agenten der Essenzfabrik Samuel & Herschel die fünfundzwanzig Flaschen Branntweinessenz selbst bestellt, contractlich den Kauf abgeschlossen, mit Ihrer Namensunterschrift. Das Bestellte müssen Sie bezahlen, da hilft nichts.“

Der Schmied griff sich mit beiden Händen an den Kopf, ob er noch da sei. Da war er noch, aber ganz dumm. „Ich, oder der Doctor, oder der Essenzfabrikant, oder das Gericht sind närrisch geworden! Ich fünfundzwanzig Flaschen Branntweinessenz bestellen! Es ist doch zum Lachen.“

Tag und Nacht sann er nach, und da fiel ihm plötzlich der kleine Zwischenfall im Wirthshause ein. Jener fremde Herr, der des Steinbruches wegen sich den Namen aufschreiben ließ! Ob nicht da die Spitzbüberei steckt? — Und dem war so. Er hatte seinen Namen unter einen fertigen Vertrag geschrieben, ohne es zu wissen.

In der Klageschrift der Firma Samuel & Herschel hieß es unter Anderem: In einem Dorfwirthshause jener Gegend kam an unseren dort eingekehrten Agenten ein Mann heran, der vorgab, nebst seinem Schmiedehandwerk auch die Krämerei auszuüben und ein Schnapsgeschäft zu betreiben. Er bestellte das genannte Quantum der Essenz und unterschrieb den von unserem Agenten stipulirten Vertrag eigenhändig,

wie zu jeder Zeit bewiesen und beeidet werden kann. Wir standen nicht an, die Waare zu schicken und bestehen demnach auf unserem Rechte."

Der Nachbar wurde hervorgeholt, mit welchem der Schmied an jenem Tage im Wirthshause geplaudert hatte; er sollte Zeugenschaft ablegen, daß von keinem Essenzvertrag die Rede gewesen. Der gute Nachbar erinnerte sich nicht mehr recht an die Sache, ihm dämmerte nur, daß der Schmied auf ein Papier des fremden Herrn seinen Namen geschrieben habe. — Eine solche Zeugenschaft lehnte der Advocat ab. Nun wurde von der Gemeinde Sebastian Rüdnitzer's Leumund bestätigt, der war ein schlichter, braver Mann, hatte sich sein Lebtag nicht mit Branntweinausschank, noch viel weniger mit Branntweinerzeugung abgegeben, konnte also die Essenz unmöglich brauchen und bestellt haben. Im Rausche war er auch nicht gewesen, für einen Anderen konnte er es auch nicht gethan haben, also sei es wahrscheinlich bis zur Gewißheit, daß seine Aussage richtig und er den Namen auf Wunsch des fremden Herrn nur zum Behufe der Adresse auf das Papier geschrieben.

Alles das wurde dem Gericht unterbreitet; es half nichts; das Gericht kann nur nach vorliegender Thatsache urtheilen, welche hier die Unterschrift war, hat sich nach Form und Gesetz zu halten und Sebastian Rüdnitzer wurde verurtheilt, die Essenz und das Verfahren zu bezahlen. Der Advocat drehte nun den Spieß um und klagte die Firma Samuel & Herschel; der Agent sollte erscheinen und auf seine Aussage einen Eid ablegen.

„Einen Eid!" rief der Schmied, „ein Lump, der lügt und betrügt, legt auch einen falschen Eid ab, ohne daß er mit den Augen zuckt."

Allein der Agent legte den Eid nicht ab, denn er war nicht mehr vorhanden, die Firma gab an, ihn schon vor

einiger Zeit entlassen zu haben. Jetzt wurde von Sachverständigen und vor Amtspersonen die Branntweinessenz geprüft. Schwach war das Gebräu, allein nach Branntwein roch es doch.

Man durchschaute allerdings den Schwindel, der hier an dem armen Dorfschmied verübt worden, allein die Unterschrift lag vor, sie war echt und der Essenzvertrag unanfechtbar. — Es ist an ein höheres Gericht appellirt worden. Wir wollen sehen. Ich fürchte aber, der gute Sebastian Rübnitzer wird sein Geld nicht mehr zurückbekommen.

So verhält sich's mit dem geschriebenen Namen, der seinen Träger schädigen, ja zugrunde richten kann.

Das Buch, in welchem dieses wahre Geschichtlein steht, bringt nicht so weit, als es überall unwissende und sorglose Menschen giebt. Ich möchte mich bittweise an die Weltgeistlichen wenden, welche gelegentlich die Leute ihres Sprengels aufmerksam machen wollten auf die Gefahr leichtsinniger Namensunterschriften, die in hundert verschiedenen Fällen verderblich werden können. Und wenn es der Geistliche schon verschmäht, die Leute in weltlichen Dingen aufzuklären, so sei der Schullehrer auf das Allerdringendste ersucht, in dieser Sache zu belehren und zu warnen. Täglich gehen in unserem Landvolke Individuen um, die Aehnliches im Sinne führen, wie jener höchst anständig gekleidete Herr. Ich wüßte noch mehr solcher Sachen zu erzählen. Es steht Jedem frei, sich die Geschichten zu Gemüthe zu führen, oder aus eigener Erfahrung klug zu werden. Letzteres ist sehr bitter, wirkt aber am nachhaltigsten. Der Sebastian Rübnitzer schreibt heute seinen Namen weder auf ein leeres Papier, noch unter eine Schrift, die er nicht genau gelesen hat. Das Lehrgeld für diesen Grundsatz betrug 325 Gulden 37 Kreuzer.

Wie Ober-Abelsberg herabgekommen ist.

Ein Zeitbild.

Das Herz lachte Einem, wenn man an Ober-Abelsberg dachte. Es war ein blühender Ort. Es war eine Hauptpoststation, und was das besagt, kann ein Zeitgenosse der Eisenbahn kaum ermessen. Ein Postort war der Herr und Gebieter des Reisenden und nahm ihm erkleckliches Passirgeld ab. Vom Wirth und Sattler bis hinab zum Wagner, Hufschmied, Krämer, Schuster, Rasirer, alle Gewerbe sogen an der gemeinsamen Mutterbrust „Postkutsche", und sogen sich daran voll und fett.

Allmählich kam die neue Zeit, aber die alten Menschen änderten sich nicht. Ober-Abelsberg nahm nichts wahr, trottete und taumelte so im alten Trab dahin. Wo es aber mitthat beim Neuen, da mißverstand es den Geist und machte Alles ungeschickt oder verkehrt. Von der Freiheit des Wortes machten die guten Ober-Abelsberger den ausgiebigsten Gebrauch; sie setzten sich in Wirthshäuser zusammen, politisirten über Kaiser und Reich, schlugen mit markigen Worten tapfer auf Regierung und Behörden los, auf Staats- und Gemeindezustände, auf alles Denkbare, was sie anging und was sie nicht an-

ging. Als die Wahlen kamen, waren sie auch nicht faul, mit dem Munde zu revoltiren und zu reformiren; leider hatten sie — arbeitsam wie sie schon waren — nicht Zeit, zur Urne zu gehen und ihre Stimmen dort abzugeben. So fiel fürs erste die Gemeindevertretung auf den Großgrundbesitz der Umgebung und dieser wand den Bürgern des Ortes rasch den Herrscherstab aus der Hand, so daß die Bürger in ihrem eigenen Weiler wie Fremdlinge waren und von der Gnade der Umgebung abhingen. Großherzig, wie der Ober-Abelsberger von jeher gewesen, machte er sich nichts draus und dachte: also brauche ich mich um diese leidigen Gemeindesachen nicht zu kümmern, kann ruhig meinem Erwerbe leben und verfeinde mich mit keinem Kunden, wenn ich zu keiner Partei und zu keinem Rathe gehöre.

Er kümmerte sich nun auch thatsächlich weder um Welthändel noch um Communalangelegenheiten. Die Verrottung eines Ortes zeigt sich am klarsten in der Indifferenz, in der Gleichgiltigkeit und Verständnißlosigkeit für geistige Interessen. Der Ober-Abelsberger kümmerte sich auch nicht um sein Geschäft. Das ging doch eigentlich von selbst, denn man hat verläßliche Leute, auch einen tüchtigen Geschäftsführer, so kann man sich selber wohlsein lassen. Man lebt ja nur einmal. Des Morgens ist das Bett am besten. Vormittags auf ein Glas Bier ins Wirthshaus, eine Pfeife, ein Plausch. Zu Mittag lassen wir uns nichts abgehen, warum sollen wir uns etwas abgehen lassen, wir haben gearbeitet genug unser Lebtag! Dann das Nachmittagsschläfchen bis zum Kaffee. Nach demselben im Geschäft nachsehen, ob Alles in Ordnung geht, „denn umsichtig sind wir immer und der Erwerb, das ist die Hauptsache!"

Weil man mit der Zeit gehen muß, so haben wir unseren Gesangverein und unseren Turnverein. Täglich Uebung

im Wirthsgarten und Probe im Wirthshause. Beim Geburtstage und Namensfeste eines jeden Mitgliedes Serenade vor dem Hause desselben und später fröhliche Tafelrunde in dem Hause des Gefeierten. Immer heiter. — Also hat der Ober-Abelsberger von sich und seinen geselligen Talenten keine schlechte Meinung, und natürlich auch keinen Grund dazu. Andere Leute denken freilich wieder anders, sie sagen. dieses Ober-Abelsberg wäre ein verlottertes Peakennest. Sie beklagen sich über die Schlamperei und Unverläßlichkeit der Gewerbsleute. Die Handwerker, aus denen das Bürgerthum des Weilers doch eigentlich besteht, seien in eine große Schleuderhaftigkeit und Lässigkeit hineingerathen, es liege ihnen nichts mehr an ihrem Geschäfte, sie setzten keinen Stolz mehr daran, gute, gediegene Waare zu liefern, sondern hätten ihr Auge mehr auf momentanen Geldgewinn gerichtet. Und nicht einmal hierin wären sie praktisch. Sie übernähmen wohl Bestellungen, sicherten auch mit großer Bestimmtheit die rechtzeitige Ausführung zu, hielten aber nie Wort. Es sei noch nicht dagewesen, daß der Maurer an dem Tage erschienen, an welchem er sein Erscheinen zugesagt; es sei ganz undenkbar, daß der Schmied eine Feuerzange oder ein Thorband zu dem versprochenen Termine abliefere, und eher würde der Kirchthurm von Ober-Abelsberg sich auf die Spitze stellen, als ein Ober-Abelsberger Schneider eine Hose an dem Tage fertig habe, für den er sie mit heiligen Eiden zugesagt. Um einige Tage muß gelogen sein. Und wenn der Mann bei seiner Arbeitslosigkeit aus Langweile vergehen müßte, so dürfte er trotzdem die Arbeit nicht zur bestimmten Zeit fertig haben, es muß gelogen sein. Und kommt das Bestellte endlich zu Stande, so müßt's ein Wunder sein, wenn es den Wünschen des Bestellers entspreche. Ein echter Ober-Abelsberger Ge-

werbsmann arbeitet nicht nach den Ansprüchen der Kunden, sondern nach seinem eigenen Gutdünken. Die Ungenauigkeit, das Nichtworthalten scheint in Ober-Abelsberg die Geschäftsehre zu sein, so wie anderswo die Verläßlichkeit und Pünktlichkeit es ist. Wenn der Mann aus lauter Unthätigkeit sich auch nur schwer vor üblem Geruch zu bewahren weiß, wenn seine Familie manchmal wegen Erwerbslosigkeit am Hungertuche nagt, so muß doch der Anschein gewahrt werden, als ob das Geschäft im lebhaftesten Betriebe stünde und als ob man auf den einzelnen Kunden nicht anstehe. — Dieser widerliche Zug des kleinen Gewerbsmannes ist wohl auch anderswo zu finden, wie kann er sich da noch wundern, daß mit der Großindustrie nicht zu concurriren ist! Nicht in Allem zwar, aber in gar Vielem könnte die Werkstatt mit der Fabrik den Wettkampf erfolgreich bestehen, wenn der kleine Gewerbsmann arbeitsam, gewissenhaft, verläßlich und tüchtig wäre, wenn er solide Waare lieferte, Wort hielte und sich mit bürgerlichem Gewinn begnügte. Das aber ist auch eine Eigenschaft unseres Kleingewerbestandes zu Ober-Abelsberg, je weniger Arbeit ein Meister hat, desto protziger und theurer tritt er mit seiner Waare auf, als ob der einzelne Kunde, der ihm doch einmal zuläuft, den Ausfall der übrigen decken müßte.

Wenn die Fabrik schlecht und billig liefert, so liefert die Werkstatt zu Ober-Abelsberg schlecht und theuer; freilich lachen dazu die fremden Agenten, die im Orte Tag für Tag ihre Fabrikswaare anpreisen und gegen alle möglichen Vortheile absetzen. Sie siegen. Der einheimische Gewerbsmann kann schimpfen wie er will, mit Worten schlägt man keine Concurrenz todt, nur mit Arbeit, mit tüchtiger Arbeit. Und die ist ihm zu unbequem.

Wenn der Ober-Abelsberger dann seine Kunden richtig verloren hat, so steckt er die Hände in die Hosentasche, pfeift Eins und meint: „Mir ist alles Eins, hab eh nichts dabei gehabt, bei diesem Geschäft, ich thu' nichts mehr." Und protzt weiter, gleichwohl er flüchtig bei der hinteren Thür hinaushuschen muß, wenn ein Gläubiger bei der vorderen hereingeht. Hochnasig hat er stets auf seine Kunden herabgeschaut und hochnasig wird er auch den Weg ins Armenhaus gehen.

Der Krämer von Ober-Abelsberg hat sich seit Ewigkeit auf einen Großkaufmann hinausgespielt, der Patricier sieht nicht ein, warum er nun auf einmal mit dem lumpigen Kunden artig sein solle, warum er ihm in höflicher Gefälligkeit das ganze Pult mit Schnittwaare vollräume, solle zur Auswahl, da der Kunde dann im besten Falle doch nur einen halben Meter Segeltuch kauft. Der Mann vergißt, was seines Amtes ist, er vergißt, daß in dem Augenblicke, wo Kunden mit verschiedenartigen Bedürfnissen vor sein Pult treten, er Krämer und nichts als Krämer ist, der den Käufern dienend gegenübersteht, gefällig mit ihnen zu verkehren hat und keine Miene verziehen soll, wenn nach halbstündigem Suchen und Wühlen in der Waare der Kunde, ohne etwas erstanden zu haben, zur Thür hinausgeht. Diese Gedul und Selbstverleugnung gehört einmal zum Geschäft und lohnt sich im Ganzen immer auch mit klingender Münze.

Der Jude weiß das besser. Und der Jude, der jetzt in Ober-Abelsberg seine Bude aufgeschlagen hat, macht mit unterthänigstem Lächeln die besten Geschäfte, während der angestammte Kaufmann in seiner stolzen Bürgerswürde finster unter dem Thore seines Hauses steht und in schweren Sorgen ist wegen drohenden Concurses. Weil durch Preisgebung des Feldes jüdische Waare Eingang gefunden, so gaben die un-

zufrieden gewordenen Ober-Abelsberger alle Schuld an den schlechten Zuständen den Juden. So raffinirt wie der Jude vorzugehen, meinten sie, dazu wäre ihre Bravheit zu groß.

Emsigkeit, Findigkeit, Klugheit, das ist mit der bürgerlichen Ehre gar wohl vereinbar. Wenn dazu auch Fleiß, Arbeitsamkeit und Promptheit kommt, dann kann's auch dem kleinen Gewerbsmann noch glücken. Arbeitsamkeit, Verläßlichkeit und Sparsamkeit ist der beste Antisemitismus. Nur schade, daß es die Ober-Abelsberger nicht glauben wollen. Sie gedenken mit Schreien und Schimpfen ans Ziel zu kommen, nur wird dieses Ziel ein anderes sein als das, welches sie meinen.

So leidenschaftlich die Ober-Abelsberger seinerzeit gegen den Clerus gewettert hatten, wie sie das in schwachen Stunden auch heute noch thun, so sachte und sicher sanken sie in seine Hände. Auch ihr Kampf mit den Juden wird ein ähnliches Ende nehmen. Wer den Ort am feinen Schnürchen führt, sie ahnen es gar nicht und lassen sich ruhig führen. Aber im Wirthshause wird gewettert und geprahlt wie vor und eh. Und immer wieder das Wirthshaus.

In unserer Zeit hat sich das Land für Fremdenbesuch eingerichtet, Städte, Flecken und Dörfer rüsten sich lebhaft zur Aufnahme von Sommergästen. Auf diese „närrische Mode" schaut nun Ober-Abelsberg mit ganz besonderer Geringschätzung nieder. Man merkt diese Geringschätzung gleich, wenn man seine schlechten Steige, grundlosen Wege, schmutzigen Plätze, verwahrlosten Brunnen, ungemüthlichen Gasthäuser sieht. Auf Plätzen und freien Angern kein Baumschatten, keine Ruhebank. „Wenn die Fremden kommen, so sollen sie sich ins Wirthshaus setzen, da haben sie Schatten und Bank." In diesem weisen Satze gipfelt ihre ganze Fürsorge für die Fremden. Trotz dieser Geringachtung trachtet doch ein Gast-

haus dem anderen den Fremden wegzustibitzen, wenn sich einer am Bahnhofe zeigt, und sie raufen fast um ihn und suchen scheelsüchtig einander zu verdächtigen. Hat man aber einen Fremden im Garn, dann wird er auch tüchtig geschnürt. In nichts ist Ober-Abelsberg so modern, als in den Preisen.

Also ist es dahin gekommen, daß auf diesem Bahnhofe außer geldgierigen Agenten, die den Bürgern des Ortes das Brot von ihrem eigenen Tische wegschnappen, kein Fremder mehr aussteigt.

Von Jahr zu Jahr wird es stiller in Ober-Abelsberg. Die Gewerbe lösen sich auf, die Geschäfte sperren zu, die Häuser bröckeln ab, lassen Regen sickern durch ihre Bedachung. Viele Bürger dieses schönen Ortes irren in der Welt umher. Wenn sich draußen einmal zwei begegnen, so suchen sie sich rasch unkenntlich zu machen, denn sie schämen sich voreinander.

Lieber Leser, Du suchst den merkwürdigen Ort auf der Karte und findest ihn vielleicht nicht. Gieb Acht, daß sein rechter Name nicht in Deinem Geburtsscheine steht!

Der Haulhosenkrieg zu Abelsberg.

Herr Oehrichson hat das Wort!" rief der Präsident des Vereines für Conservirung deutscher Cultur in den norischen Alpen.

„Bravo!" schrien viele Stimmen, denn Herr Oehrichson war ein beliebter Redner; was Wunder, er entstammte ja — wie sein Name zeigt — dem großen Volke, welches das Parlament erfunden.

Herr Oehrichson, ein schlanker Mann in tadellosem Salonanzuge und mit braunen, echt englischen Cotelettes an den Backen, bestieg ruhig die Rednertribüne, schob ein wenig die Rockärmel zurück, daß man die blendend weißen Manchetten mit den Diamantknöpfen sehen konnte, und begann in schlichter Weise:

„Hochansehnliche Versammlung!

Nach so glänzenden Ausführungen, wie wir sie eben von meinem geehrten Herrn Vorredner gehört haben, noch das Wort zu ergreifen, ist — ich leugne es nicht — ein kühnes Unterfangen. Wenn ich es dennoch thue" — sein Blick ruhte einen Augenblick sinnend auf dem Pult — „so

entschuldige mich die hohe Wichtigkeit der Sache, die ich in wenigen Worten anzudeuten und zu vertreten die Ehre haben werde. — Meine Herren! Wir haben bisher einer Seite unseres Volksthums viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, einer sowohl social, als auch politisch gleich wichtigen Sache, die ich in die eine Bezeichnung: Hauthosenpolitik zusammenzufassen mir erlauben möchte. (Bravo!) Die Hauthosen, meine Herren, sind in unserer Kleidung der einzige echte Rest altgermanischer Tracht. (Unruhe rechts.) Keine Nation hat es gewagt, die Hauthosen für sich zu annectiren."

„Sansculotten!" rief eine Stimme aus der Versammlung.

„Es ist das Wort Sansculotten gefallen," fuhr der Redner ruhig fort, „ich präcisire mich dahin, daß hier nicht von Hosen aus Menschenhaut, wie sie die Wilden oder Revolutionäre tragen, die Rede sein kann, sondern von Hosen aus Hirsch-, Gems-, Bock- und Schaffellen, wie sie unsere wackeren Aelpler tragen. Diese einzig natürliche Bekleidung kräftigt den Körper und giebt ihm jene Elasticität und Schönheit, wie keine andere Hülle es je im Stande ist. Ich habe vorhin gesagt: die Hauthose sei social und politisch gleich wichtig. Social, denn sie fördert die Gewerbe, politisch, denn sie ist — ich möchte sagen — das germanische Glaubensbekenntniß. (Oho! rechts. Wacker! links.) Meine Herren! Wir müssen unserem inneren Drange auch äußerlichen Ausdruck geben. (Bravo!) Ich kann mir unter einem französischen Costüm ein Mitglied des Vereines für Conservirung deutscher Cultur in den norischen Alpen nicht wohl denken."

„Selber französisches Costüm!" rief Einer.

„Allerdings," lächelte Herr Oehrichson in seiner gewinnenden Weise, „allerdings tragen wir Alle heute die scheußlichen Pantalons und was drum und dran hängt, und eben

dieser Umstand verurtheilt lauter, als ich es vermag, das große Versäumniß, dessen sich unser Verein zu Schulden kommen ließ. Aber das muß anders werden. Ich beantrage ein Subcomité zur Einführung der urgermanischen, echt volksthümlichen und alpinen Hautkniehosen."

Angenommen. Zum Vorsitzenden des Subcomités wurde Herr Oehrichson gewählt.

Eines der begeistertsten Vereinsmitglieder, Herr Steffel, stets in allem Guten und Neuen voran, ein echter Fortschrittsmann, der niemals öffentlich sprach, hingegen aber stets gewohnt war, ohne Rücksicht auf die Spötteleien oder sonstigen Widerhaarigkeiten seiner Zeitgenossen, das für wahr erkannte Wort Anderer zur That zu machen — Herr Steffel erschien bei der nächsten Vereinssitzung in Hauthosen. Die Thatsache war um so verdienstlicher, als sie große Mühe gekostet hatte. Niemand wollte ihm die Hauthosen nach seinen Angaben machen, bis sich endlich für Geld und gute Worte ein Flickschneider dazu erbot, da ihm Herr Steffel versicherte: „Sie werden zahlreiche Kunden erhalten, Ihr Geschäft wird großen Aufschwung nehmen, denn die Hauthosen kommen jetzt in die Mode."

Aber das Gelächter war unbeschreiblich, als Herr Steffel, eine ungegerbte, pelzige und knatternde Schafhauthose am Leibe, in die Versammlung trat.

Herr Oehrichson konnte kaum zu Worte kommen: Gegerbte Hauthosen hätte er gemeint, gewöhnliche Lederhosen, Knielederhosen, wie sie die Obersteirer und Salzburger tragen. Wenn Herr Steffel schon in einer ungegerbten Schaf- oder Ochsenhaut stecken wolle, was bedürfe es da der Rederei und des Schneiders, er stecke ohnehin seit jeher darin und werde sein Lebtag darin stecken bleiben.

Dieser Zwischenfall hatte aber nichts verdorben. Das Comité war äußerst thätig, und die Knielederhosen kamen sowohl inner-, als auch außerhalb des Vereines bald in Schwung. Schöne, schwarzgefärbte Lederhosen mit weißen, auch grünen Nähten und Verzierungen trugen sie, an der Magengegend den reichgeschmückten Deckel, an den Knien die Hirschhornknopfreihen, an der linken Seite die Tasche für das Messerbesteck. Aber die Lederhosen gehören zu jenen Dingen, die nicht sehr schön sind, wenn sie sehr schön sind. Die Lederhosen müssen abgeschabt und abgewetzt aussehen und wenigstens an hervorstehenden Rundungen eine mausgraue Farbe haben. Ursprünglich wurden diese Schönheiten durch die Arbeit und die Zeit erzeugt; weil die Abelsberger jedoch für körperliche Arbeiten keine besondere Vorliebe hatten und beim Zuwarten auf das Altern der Hosen Gefahr liefen, selbst alt zu werden, so mußten angedeutete Vorzüge künstlich erzeugt werden. Kurz, sie wurden erzeugt und die Hauthosen florirten.

Um diese Zeit tagte in Abelsberg die Handschuhmacherinnung. Bei derselben ergriff unter Anderen der Vorstand das Wort und sprach zur Versammlung:

„Werthe Innungsgenossen! Noch ein ernstes Wort im Namen unseres Handwerkes. Ihr wisset, daß die Hauthosen aufgekommen sind. Wir begrüßten in ihnen eine Hebung unseres Geschäftes. Doch siehe, da kommen die Schneider und arbeiten uns das Fell weg. Die Schneider haben aber nicht das Recht dazu. Das Fell gehört den Handschuhmachern! Wir müssen uns wehren um unser Fell! Wenn wir den Schneidern einmal das Fell überlassen, dann werden sie bei den Hosen nicht bleiben, sie werden auch Handschuhe nähen. Und es werden die Schuster und die Sattler kommen — sie arbeiten ja auch in Leder — und werden Handschuhe

nähen, und wir Handschuhmacher können unser Handwerk einsalzen lassen! Ich beantrage eine Resolution gegen die Schneider!"

Einstimmig angenommen.

Am selben Tage tagte zu Abelsberg in der Stadt die Genossenschaft der Kleidermacher. Herr Oehrichson — denn er war Schneidermeister und beschäftigte ein Dutzend Gesellen — nahm das Wort und sprach:

„Meine Herren!

Ich glaube nicht unbescheiden zu sein, wenn ich an meine erfolgreichen Bestrebungen erinnere, die Lederhosen in Schwung zu bringen. Ich dachte dabei in erster Linie an die Hebung unseres Geschäftes, das durch Import von Kleidern aus Paris ohnehin auf das Empfindlichste geschädigt ist. Nun mußten wir aber die sehr bedauerliche Erfahrung machen, daß sich ein fremdes Handwerk, ich meine die Handschuhmacher, über diese Branche hergemacht hat, um den Rahm abzuschöpfen, den wir ihnen gebuttert haben. (Sehr gut!) Meine Herren! Die Hosen gehören uns! Die lassen wir uns weder von den Frauen, noch von den Handschuhmachern nehmen. (Große Heiterkeit.) Wenn sie erst die Hosen hätten, dann würden sie auch die Gilets und Paletots nehmen und unsere ehrwürdige Kleidermacherkunst, die älteste auf Erden, wäre gewesen! Meine Herren! ich beantrage, daß wir vor den Handschuhmachern den Schutz des Gerichtes in Anspruch nehmen."

Einstimmig angenommen.

Drei Wochen nach diesen Resolutionen war die gerichtliche Tagsatzung. Mittlerweile hatten Schneider wie Handschuhmacher Lederhosen fabricirt, was das Zeug hielt. Die Concurrenz begann bereits den Preis zu drücken und das beste Geschäft

machten die Gerber, denen lediglich nur die Mode des Herrn Steffel gefährlich geworden wäre.

Bei der Gerichtsverhandlung waren die hervorragendsten Vertreter der Schneider-, wie auch der Handschuhmacherzunft anwesend, und beide Parteien salonmäßig herausgeputzt; jede wollte als die bestgebildete scheinen und die andere durch Anstand, Höflichkeit und Würde übertrumpfen. Der Richter fragte nach ihren Beschwerden. Die Schneider sprachen im Sinne der Genossenschaftsrede ihres Herrn Oehrichson; die Handschuhmacher erhoben ebenfalls die uns bereits bekannte Beschwerde. Dabei wurden sie allmählich hitzig.

„Wir haben für die Hauthosen ein altes Privileg!" riefen die Handschuhmacher.

„Privilegien sind seit der Gewerbefreiheit gefallen!" sagten die Schneider. „Ihr seid Handschuhmacher und nicht Hosenmacher!"

„Wenn es auf den Namen ankommt," entgegnete ein Handschuhmacher, „so dürfet Ihr nicht einmal Hosen nähen, sondern blos zuschneiden, denn Ihr seid nicht Näher, Ihr seid Schneider!"

„Wir sind Kleidermacher!" sagte der Schneider, „wir könnten also auch Handschuhe machen, denn auch Handschuhe sind Kleider."

„Macht Ihr Hüte?" fragte der Handschuhmacher giftig, „dürft Ihr Schuhe erzeugen? Auch Hut und Stiefel sind Kleider, aber was würden die Huterer und Schuster dazu sagen? Oder die Strumpfwirker, wenn Ihr für Euere Kunden Strümpfe stricktet?"

„Ihr fanget Euch in Euerem eigenen Garn," sagte der schlagfertige Schneider; „wenn der Handschuhmacher Hosen macht, dann darf der Schneider Stiefel, der Schuster Leb-

kuchen, der Seifensieder Töpfe machen und der Töpfer rasiren! Dann hört Alles auf. Ich aber sage, die Hosen gehören dem Schneider, und nur dem Schneider allein!"

„Gut, Ihr sollt sie haben!" rief der Handschuhmacher, „aber die Haut werdet Ihr uns nicht abziehen, das Fell werdet Ihr uns nicht nehmen, das gehört einstweilen noch den Handschuhmachern, Gott sei Dank!"

„Ich bitte," versetzte der Schneider, „wer hat uns den Stoff vorgeschrieben, den wir verarbeiten dürfen? Wir können unsere Hosen aus Tuch und aus Leinwand, aus Seide und aus Leder erzeugen. Und wenn wir sie aus Fließpapier machen, wird uns kein Buchbinder dreinreden, und wenn wir sie aus Blech erzeugen, so wird's den Klampferer nichts angehen. — Vor einem Jahre haben uns die Kürschner an den Leib wollen, wir Schneider dürften keine Pelze machen. Na, denen haben wir heimgeleuchtet! Als ob ein Pelz kein Rock sein möchte! Als ob der Schneider keinen Rock machen dürfte!"

„Die Hosen sind verspielt!" flüsterten die Handschuhmacher zu einander. „Unser beschränkter Titel allein macht's. Als ob wir nicht Fellner oder Häuterer heißen könnten, um aus den Fellen zu erzeugen, was wir wollten!"

„Und wir haben das Recht dazu!" rief der Sprechwart der Handschuhmacher. „So wie der Tischler nicht allein Tische, sondern auch Kästen, Bänke, Schränke; der Schlosser nicht blos Schlösser, sondern auch Maschinen, Hämmer und Gitter; der Wagner nicht allein Wagen, sondern auch Schlitten; der Sattler nicht nur Sättel, sondern auch Kutschen und allerlei Riemenzeug verfertigt, so wird der Handschuhmacher nicht blos Handschuhe aus Fellen, sondern auch Fellhosen machen."

„Es ist so!" stimmten die übrigen Fellner bei.

„Es ist ganz und gar nicht so!" riefen die Schneider.

Jetzt erhob der Richter das Wort.

„Meine Herren!" sagte er, „so werden Sie nie einig werden. Gut, die Schneider machen Hosen und die Fellner Handschuhe. Aber ich sehe hier, daß auch die Schneider Handschuhe an den Händen haben, und auch die Handschuhmacher Hosen an den Beinen. Einer kann eben des Anderen nicht entrathen. Darum Geduld miteinander! Der Handschuhmacher soll machen, was sich aus weichgegerbten Fellen machen läßt, und der Schneider soll aus jedem Stoff Hosen nähen dürfen, der dazu taugt. Das ist meine Meinung, und wem es nicht recht ist, der soll weitergehen."

Den Schneidern war's nicht recht, daß die Handschuhmacher Fellhosen machen durften, sie gingen weiter. Den Fellnern war's nicht recht, daß die Schneider weichgegerbte Thierhautkleider verfertigen durften, sie gingen auch weiter.

Das Obergericht entschied: Der Schneider darf Kleider machen — wovon, das ist seine Sache. Der Fellner darf die Felle verarbeiten — wozu, das wird er selber wissen. Beide sollen machen, was sie machen können.

Aus war der Handel. Aber Herr Oehrichson erklärte bei einer nächsten Sitzung im Vereine für Conservirung deutscher Cultur in den norischen Alpen: Die Hauthosen erwiesen sich nicht als praktisch, sie ließen im Winter zu kalt und im Sommer zu heiß, und Ebenbildern Gottes gezieme es nicht, in Thierhäuten einherzuschreiten. Er beantrage die schlichte, ehrliche Tuchhose, wie auch der wackere Aelpler in guter Lodengewandung den Unbilden der Witterung am besten Trotz biete.

Der Antrag stand, die Hauthose fiel, und Friede war in der Stadt zu Abelsberg.

Das Unterhosenfest zu Abelsberg.

Beim Dichter erscheinen zwei Herren in Frack und Glacé-handschuhen.

„Haben die Ehre uns vorzustellen, hier Herr von Taflinger, Gasthofbesitzer. Meine Wenigkeit: Mayer, Kleideretablissement."

Dichter: Womit kann ich dienen?

Herr Mayer: Wir kommen mit einer sehr großen Bitte. Sind aber der Zuversicht, daß in Anbetracht des schönen und gemeinnützigen Zweckes —. Die Sache ist die: der verehrte Herr Doctor werden sich gewiß daran erinnern, daß in dem nächsten Herbst der fünfzigste Jahrestag seit der Einführung eines wichtigen, ja, ich sage höchstwichtigen Momentes fällt. Eines Momentes, von dem ich nicht anstehe, zu behaupten, daß mit ihm eine neue Culturepoche begonnen hat.

Dichter: Ah, Sie meinen das Eisenbahnwesen.

Herr Mayer (etwas kleinlaut): Ne, das Eisenbahnwesen meine ich nicht. Etwas weit Allgemeineres, Einschneidenderes, für das Individuum Wichtigeres ist's, etwas, das sowohl in sanitärer Beziehung, als auch aus Schönheits-

und Bequemlichkeitsinteressen, vornehmlich aber aus Wirthschafts- und Wohlanständigkeitsgründen für Jedermann von größter Wesentlichkeit ist. — Der Herr Doctor haben es doch schon errathen? Nicht? Oh, Schäker! Der Herr Doctor tragen ja selber eine am Leibe — vermuthlich.

Dichter (kurz): Ich bitte zu sagen, was die Herren wünschen.

Herr Mayer: Nun denn. Im nächsten Herbst jährt es sich das fünfzigstemal, seit in hiesiger Gegend die Unterhose eingeführt worden ist. Die Herrenunterhose. Früher hat man nur die eine, äußere, getragen; mein Vater selig konnte sich noch recht gut erinnern, daß —

Dichter: Was geht das mich an?

Herr Mayer (etwas indignirt): Oh! das geht uns Alle an! Es ist Sache der Menschheit. Kleider machen Leute. Und doppelte Kleider — natürlich vervollkommnen den Menschen in doppeltem Grade. Gedenken Sie mit der einem Poeten von Gottes Gnaden zur Verfügung stehenden Phantasie gütigst der Zeitepochen, wo der Mensch noch kein Beinkleid besaß, und die Wichtigkeit des Gesagten wird klar vor Augen treten. Erinnern sich der Herr Doctor der Sansculotten! der französischen Revolution, Gott behüte uns davor! Kurz, wir glauben nicht allein berechtigt, wir glauben es unserer Zeit, unserem Volke schuldig zu sein, dem Grundpfeiler aller Civilisation und Gesittung, der Hose ein großes Gedenkfest zu weihen. Es hat sich demnach ein Comité zusammengethan, um im nächsten Herbst auf unserer Stadtwiese —"

Herr Taflinger: An welche mein Gasthausgarten grenzt.

Herr Mayer: Ein großes Volksfest zu veranstalten. Die Vorarbeiten dazu sind natürlich jetzt schon im Zuge, und

somit kommen wir im Namen des Comités vertrauensvoll an den Herrn Doctor heran, mit der recht inständigen Bitte, derselbe möchte uns in seiner gewohnten Liebenswürdigkeit das Festgedicht verfassen.

Dichter: Zum Unterhosenfest?

Herr Taflinger: Ganz recht, nennen wir es so. Sehr gut. Das wird ziehen. Ich verspreche mir einen großartigen Erfolg. Auch haben wir den Chefredacteur des „Abelsberger Wochenblattes“ in das Festcomité gewählt, damit wir Alle in der Zeitung genannt werden.

Herr Mayer: Ihr Festgedicht soll sehr günstig recensirt werden, ich garantire Ihnen dafür.

Herr Taflinger: Auch ein großes Bankett giebt es, mit Toasten. Vielleicht wollten Herr Doctor so gefällig sein, den Toast auf das Comité zu übernehmen.

Herr Mayer: In diesem Falle würde ich mir gestatten, meinen Trinkspruch auf unseren gefeierten Dichter auszubringen.

Herr Taflinger: Es kommt Alles in die Zeitung. Selbst wenn wir uns, was Gott verhüte, blamiren sollten, in der Zeitung wird Ihnen das so glänzend herausgeputzt werden, daß den Abwesenden nur so die Zähne wässern sollen nach dem Deficit, das wir machen!

Herr Mayer: Spaß apart, es wird ein echtes Volksfest werden. Volksspiele natürlich: Stangenklettern, Kapselschießen, Ringstechen, Nationaltänze in Nationaltrachten und ein Festzug —

Herr Taflinger: Ein Festzug, werthester Doctor, daß Ihnen Hören und Sehen vergehen soll! Die Feuerwehr, die Turner, die Radfahrer in ihrem schmucken Costüm; der Gesangverein mit einer eigens für das Fest componirten

Weihehymne; der Volapükclub mit allen Weltsprachen und hinterher der Stenographenverein, der mit dem Schreiben nachkommt.

Herr Mayer: Von dem Festzuge werden auch photographische Aufnahmen gemacht!

Herr Taflinger: Und Ihr Festgedicht soll auf Velinpapier gedruckt unter dem Volke vertheilt werden.

Dichter: Meine Herren, wie stellen Sie sich so ein Festgedicht vor? Soll ich das zweifüßige Beinkleid in fünffüßigen Jamben besingen? Oder dünkt es Ihnen, besonders bei der im Waschen eingehenden Wolle der Jägerhosen, vortheilhafter, den Streckvers anzuwenden?

Herr Mayer: Doctorchen, Sie haben uns nicht verstanden. Die Hose ist Nebensache, wir wollen einfach ein Volksfest haben, damit Fremde kommen, damit Geld unter die Leute kommt, damit wir uns wieder einmal unterhalten in dieser traurigen Zeit. Der Inhalt des Festgedichtes bleibt ganz Ihre Sache. Besingen Sie die Freude, die Lust, den Tanz, das Spiel —

Herr Taflinger: Das Essen und Trinken —

Herr Mayer (schalkhaft): Die hübschen Weiber —

Herr Taflinger: Besingen Sie alle sieben Todsünden in Verslein, ha ha — damit's Hetze giebt!

Dichter: Wohlan, meine Herren, ich besinge die sieben Todsünden in hübschen Verslein.

Herr Taflinger (sich die Hände reibend): Das wird reizend! Wir sind Ihnen sehr verbunden!

Dichter: Ich werde meine Arbeit rechtzeitig fertig haben. Leben Sie wohl.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Dichter nahm sich zusammen. Er wendete seine ganze Grazie auf, suchte seine glühendsten Farben zusammen,

um das Laster in seinem vollen Reize zu besingen. Er besang im Trinken den Durst, die Gluth des Weines und so weiter. Er besang im Spiele die Geldfreude, den Gewinn und so weiter. Er besang in der Liebe die Sehnsucht, die Gier, den Kuß und so weiter. Er besang das Fest, die Fahnen, Triumphbögen, Illuminationen, den Champagner, die Comités und so weiter. Es ward ein großes, in leidenschaftlicher Herzensgluth geschmiedetes Zeitgedicht.

Dann schickte es der Dichter ans Festcomité. Schon am nächsten Tage kam das Gedicht wieder zurück, begleitet von dem folgenden Schreiben:

„Euer Hochwohlgeboren!

Vor Allem unseren verbindlichen Dank für die so prompte Lieferung des Festgedichtes. Was nun aber dessen Inhalt betrifft, so ist zwar der erste Theil ganz reizend und vollkommen zweckentsprechend. In Bezug auf die Lösung des Poëms hat das Comité die Arbeit für nicht genügend befunden. Sie haben uns insoferne mißverstanden, als Sie die Freude und Lust zwar auf das Reizendste zur Darstellung bringen, allein leider auch die weniger erfreulichen Folgen schildern, welche durchaus nicht geeignet sind, die Feststimmung zu erhöhen. Sie beschreiben z. B. nicht blos den Genuß des Weines, sondern auch den Katzenjammer, nicht blos die Süßigkeiten der Liebe, sondern auch das im Leben allerdings nicht zu leugnende, daraus folgende Ungemach. Sie beschreiben nicht blos das Vergnügen des Gewinnes beim Spiele, sondern weit lebhafter noch die Verzweiflung des Verlierens; Sie beschreiben nicht allein das glänzende Fest, sondern auch das Deficit desselben, und weisen darauf hin, daß man in so ernster Zeit, als die unsere sei, inmitten

des Elends der niedrigen Volksclassen, bei dem drohenden allgemeinen Bankerotte keine glänzenden Feste feiert. Sie nennen das einen Tanz ohne Tact. Sie sprechen von Leuten, die in der Verblendung ihrer grenzenlosen Eitelkeit keine Ahnung hätten von der Sittenlosigkeit und Schamlosigkeit, die in solchem Treiben liege. Euer Hochwohlgeboren werden selbst einsehen, daß solches nicht die Sprache eines Volksfestes sein kann und daß wir gezwungen sind, für Ihre Bemühung dankend, Ihr sonderbares Festgedicht abzulehnen. Mit dem Ausdruck u. s. w.

Das Festcomité.

Der Dichter hatte bei Durchlesung dieses Schreibens ein wenig geschmunzelt. Da nun aber das Gedicht doch einmal da war, so wollte er es auch veröffentlicht wissen. Allein das „Abelsberger Wochenblatt" bringe principiell keine Gedichte, hieß es in der Ablehnung. Es hatte dafür auch keinen Raum. Denn die Beschreibung des Festes füllte die Seiten. Da waren aufgezählt alle Fahnen, die aus den Häusern gehangen, alle Namen Derer, die sie gefärbt, genäht in Handel gebracht, ausgehißt hatten; der Weber, der sie gewebt, wurde vergessen, wogegen er schon am nächsten Tage bei der Redaction Beschwerde führte, bis auch sein Name nachgetragen war. Und es wurde Jeder und Jede in die Zeitung gedruckt, die gesungen, gepfiffen, gestrampft, gejodelt hatten, auch Jeder, der für den Freitisch eine Semmel oder für das Glücksspiel einen blechernen Taschenspiegel gespendet hatte, las sich fettgedruckt in der Zeitung, und als beim Festmahle Einer nieste und ein Anderer „Zur Genesung!" rief, verbuchte solches das „Abelsberger Wochenblatt" als eine großartige Parteidemonstration.

Damit war der Beweis hergestellt, daß das herrliche Fest in allen seinen Theilen auf das Beste gelungen ist und alle Theilnehmer desselben es zu den schönsten Erinnerungen zählen werden.

Der Dichter aber hatte sich von dieser Zeit an in Abelsberg unmöglich gemacht, doch ging er nicht davon, gleich jenem Festcomitémitgliede, welches vor Entsetzen über das Deficit nach Amerika durchgebrannt war.





Das Altweiberdiner im Grand-Elegant-Hotel.

Eine merkwürdige Begebenheit.

Auf dieser Welt giebt es nicht leicht etwas Gefährlicheres, als wenn ein ungebildeter, bislang dürftiger Mensch plötzlich zu Gelde kommt. Wenn Einer in den Graben fällt und sich den Fuß bricht, so kann er schlimmstenfalls sein Lebtag lang auf der Krücke gehen müssen, bleibt aber im Uebrigen ein normaler Mensch. Wenn Einer aus dem Kahne ins Wasser stürzt, so wird er entweder gerettet und bald wieder trocken, oder er ertrinkt, was man für das Sterben abrechnen kann, das ihm auch sonst nicht ausgeblieben wäre. Wenn aber ein gewöhnlicher Mensch plötzlich viel Geld kriegt, so kann er ein Narr werden. Denn nicht Alle werden durch Geld reich, Manche werden durch Geld auch arm. Arm und dumm und manchmal auch noch etwas Anderes. Daß sie ihre Arbeitslust verlieren, daß sie dem Hochmuthe verfallen, ist schlimm, daß sie sich dann aber zu Tode langweilen oder die tollsten Streiche machen, ist schlimmer. Und daß sie manchmal aus braven Leuten sogar zu Lumpe werden, ist am schlimmsten.

Ich kannte eine Kleinhäuslerfamilie: Vater, Mutter. Tochter. Er war Beinwaarendrechsler, doch das Geschäft

ernährte kaum seinen Mann, geschweige des Mannes Frau, und der Frau Tochter. Sie hungerten sich stumpfsinnig dahin und endlich kündigte ihnen der Eigenthümer des Wohnhäuschens die Miethe, die sie nicht mehr bezahlen konnten. In dieser bedenklichen Lage gewann der Beindrechsler durch den Antheilschein eines Loses die Summe von sechstausend Gulden. Bravo, blinde Dame Fortuna! Doch gewiß einmal an die rechte Stelle getroffen. — Wir wollen sehen.

Der Mann zahlte sofort den rückständigen Zins, daß sie im Häuschen wohnen bleiben konnten, dann huben die Freuden an! Nein, die Wünsche. Der Frau ein rothes Seidenkleid, der Tochter ein blaues. Dem Manne eine goldene Taschenuhr. Dann ein Rößlein und Wagen für die Kirchfahrt am Sonntage. Auch ein Knecht dazu und ein schöner stattlicher Hund. Der Frau ein großer Wandspiegel, ein Putztisch, eine rothe Sammthaube mit Pfauenfedern. Der Tochter ein feiner Kleiderschrank mit vergoldeten Leisten. Echte Spitzen, Schuhe aus amerikanischem Leder, ein japanesischer Fächer aus weißer Seide, indische Specereien und ein Silberkäfig mit einem Papagei. Dem Manne ein Reitsattel, ein Jagdanzug, ein englisches Schußgewehr. Der Frau ein chinesischer Fußteppich, der Tochter ein kostbares Halsgeschmeide, dem Manne ein Canapee nach Rococomuster. Und als sie mit Diesem und Aehnlichem ihr Dasein sehr schön geschmückt hatten, dachten sie daran, daß sie vergessen hätten, sich das Häuschen zu kaufen oder auch nur auf eine Weile die Miethe dafür voraus zu bezahlen. Die Frau sagte, das müsse alsogleich geschehen; die Tochter meinte, nicht diese armselige Hütte solle man kaufen, sondern ein hübsches Stadthaus, und der Mann bekannte, er kaufe nunmehr weder die Hütte noch das Stadthaus, denn er habe kein Geld mehr. — Hernach kam der

Eigenthümer des Häuschens, wies sie hinaus und nun stand die Familie mit ihrem Plunder auf der Gasse und hatte kein Obdach. Es war jetzt schlimmer als je — nicht blos arm, sondern auch lächerlich.

Ob man denn gerade ein Beindrechsler sein muß, um es so und ähnlich zu machen? Ob man nicht auch ein Kaufmann, ein Beamter, ein Gewerbsmann, ein Soldat, in Baron oder Graf oder dergleichen sein könne, um es geradeso zu treiben? Die Antwort kostet nur einen Pfennig, aber ich bleibe sie schuldig.

Ich erzähle lieber einen anderen Fall, der seltener ist und so spaßhaft und wunderlich, daß man ihn für die Dichtung eines Schelmes halten könnte. Man soll nur nicht vergessen, daß nicht blos Schälke und Schelme dichten können, sondern auch der Zufall, das Geschick, die Verhältnisse, die mit einem haltlosen Menschen manchmal in übermüthigster Weise wirthschaften.

Der Mann, von dem hier die Rede sein soll, war in seiner Jugend Holzfäller gewesen, dann war er Holzhändler geworden, zuerst kleiner, dann großer, endlich einer von solchen, die man nicht mehr Händler, sondern Lieferanten nennt. Als er in seinem vierzigsten Jahre einmal sein Vermögen prüfte, erschrak er baß. Er war Millionär. Sofort gab er alles Geschäftliche auf und fand es hoch an der Zeit, sich an den Genuß zu machen.

Jetzt, das verstand aber der gute Mann nicht. Es gehört eine feine Bildung dazu, ein Vermögen froh und artig genießen zu können. Das plumpe Dreinfahren übersättigt zu rasch. Man muß den Sect in dünnen Zügen schlürfen, nicht saufen wie der Ochse das Wasser. Manchem Emporkömmling, der reiten will, ist kein Roß hoch genug, so setzt er sich auf den Elephanten.

Um soviel war der Holzhändler klüger als der Beindrechsler, daß er sich vor Allem ein Haus kaufte. Und zwar eines in der Stadt. Das erste war, daß er an seinem Palais die Thüren und die Fensterrahmen vergolden ließ. Zwischen den vergoldeten Fensterrahmen schaute er dann im kirschrothen Schlafrock und mit langer Pfeife heraus, lachte wohlwollend oder auch spöttisch auf die Vorbeigehenden nieder, und sah er auf der Gasse eine hübsche Frau vorübergehen, so winkte er ihr in leutseligster Weise mit der Hand Grüße zu, als wäre sie eine alte Bekannte. Zu seinem Geburts- wie auch zu seinem Namenstage gab er große Gastmähler, zu welchen er den Stadthauptmann, den Dompfarrer, den Zeitungsschreiber, den Mautheinnehmer, seinen Schornsteinfeger und seine von ihm oft beschäftigten Dienstmänner einlud. Er warf und goß den Gästen die Himmelsgaben — üppig, üppig waren sie! — nur so vor, führte dabei mit schreiender Stimme das Gespräch, erzählte uralte Schwänke und machte auch selber Witze. Je mehr sie lachten, desto mehr gab's Wein, und desto feineren. Es war zu gemüthlich!

Herr Kragerl, so hieß er, war, so hieß es, ein gutherziger Mann. Er hatte in seinem Hause ein junges, dickes Weibsbild, von dem Niemand recht wußte, in welchem Verhältnisse es zu ihm stand. Ein Schwesterkind! versicherte er. Plötzlich aber wollte er dieses Schwesterkind heiraten. Der Pfarrer sagte, das ginge nicht, der zu nahen Blutsverwandtschaft wegen. „Ein Schwesterkind! Wieso!" fragte Herr Kragerl, „ein Schwesterkind ist es freilich, aber nicht von meiner Schwester, sondern von der Schwester meines Hausmeisters." Der Pfarrer fand aber noch andere Hindernisse, das Paar zu trauen, es ging nämlich das Gerücht, daß Herr Kragerl schon verheiratet sei. „Verdammt, was geht das ihn an,"

hatte Herr Kragerl darauf gesagt, „wenn ich zwei Weiber habe, so ist das ja nur mein Schade!"

Zu Trotz beschloß er nun, die Angelegenheit eigenmächtig zu schlichten. Er veranstaltete im ersten Hotel der Stadt, im Grand-Elegant-Hotel, ein festliches Mahl, bei welchem er die Hausgenossin feierlich für seine Frau Gemahlin erklären wollte. Er lud dazu alle Freunde und ihm erreichbaren Honoratioren ein, die Tafel war für vierundzwanzig Personen bestellt. Am vorletzten Tage schickte ihm aber der Vicebürgermeister und der Stadthauptmann und der Oberrichter eine Absage zu, bedauernd, verhindert zu sein, bei dem Festmahle zu erscheinen. „Auch gut! Sehr gut! Ausgezeichnet!" rief Herr Kragerl tiefbeleidigt, „ich brauche das hochnasige Volk nicht. Sollen Alle zu Hause bleiben. Alle! Alle diese hochnasigen Einfaltspinsel!" Und er schickte auch dem Stadtphysikus, und dem pensionirten Obersten Pumberger, und dem Stadtschreiber Federler und allen übrigen Herrschaften Absagebriefe: Sie könnten zu Hause bleiben, er wolle schon Ersatz finden! — Die so abgelehnten Gäste wußten nicht, wie das gemeint sei, blieben aber sehr gerne zu Hause.

Der Herr Kragerl begab sich in einem unnumerirten Zweispänner zum Besitzer des Grand-Elegant-Hotels und berichtete ihm, daß das Mahl für vierundzwanzig Personen nicht stattfinde; daß der Wirth aber sofort ein viel glänzenderes für achtundvierzig Personen veranstalten solle. Es habe vor einiger Zeit bei der Anwesenheit des Landesfürsten ein Kaiserdiner stattgefunden, geradeso solle der Wirth auch diese Tafel machen. Silberne Teller, goldene Löffel, krystallene Becher, Tischwäsche mit echten Stickereien, vier zwölfarmige Candelaber, drei riesige Blumenvasen mit seltenen exotischen Gewächsen: Menu nebst Anderem nicht zu vergessen der Trüffel-

Die Beherzteren traten vor, verneigten sich vor den Lakaien wie vor Heiligenstatuen und begannen dann lüsternen Auges die Schätze der Tafel zu prüfen.

. Da erschien die Herrlichkeit. Herr Kragerl, mit dem breiten, hochgerötheten Gesichte verschmitzt lächelnd, trat ein, an seinem Arm das Schwesterkind. Er war in elegantestem Schwarz, nur daß er im Knopfloch eine Rose stecken und am dicken Hals eine großartige zinnoberrothe Masche trug. Als er die Handschuhe auszog, sah man die Brillantringe an seinen fleischigen Fingern. „Sie" prangte im lilienhaftesten Weiß. An den nackten Armen aber trug sie so massige Reifen, daß ein harmloses Weiblein erschrak, weil es glaubte, die schöne Frau wäre einer Kerkerfessel entkommen und habe die Ringe noch an sich. Auch am Halse trug sie schwere Ketten von Gold und Perlen und an den Ohrläppchen hatte sie lange Schellen baumeln, die das hellste Feuer ausblitzten. Das Unangenehmste an dieser Person war den betagten Frauen das Gesicht, denn selbiges war jung und glatt wie das einer Puppe. Die „Braut" schien sehr munter und schnippisch, streckte das Brätzchen sofort nach einem Früchteteller aus und nahm eine Handvoll Knackmandeln, die sie theils in den Sack ihres Herrn Bräutigams steckte und theils über die versammelten Gäste hinwarf.

Herr Kragerl grüßte seine Geladenen mit hoher Grandezza. Auf ein Zeichen von ihm wurden an der Wand die bunten Figuren lebendig, jede bemächtigte sich eines Weibleins, führte es an einen Sessel und schob diesen hinten an. So saßen sie und obenan der Herr Kragerl und seine Braut — wie König und Königin. Das Mahl hub an. Als der Bediente mit dem Hummerteller zu cursiren begann, griff die Erste nach demselben und anstatt sich von dem Thier ein

Stückchen herabzuschaufeln, glaubte sie, das ganze Ungethüm gehöre ihr, bis sie von der Nachbarin eines Besseren oder vielmehr eines Schlechteren belehrt wurde. Weil im Fische ein Dolch stak, so erhob sich bei Tische sofort das Gerücht, er sei meuchlings ermordet worden.

Herr Kragerl war in bester Laune und ergötzte sich sowohl an der Gier, mit welcher die armen Leutchen zu essen begannen, als auch an der Ungeschicklichkeit, mit der sie die Dinge handhabten. Er ließ Wein einschänken. Anfangs nippten sie schämig, allmählich versuchten sie kühnere Züge und endlich tranken sie „nach Durst". Als das Wildpret und der Fasan kam, steckten Etliche einen Bissen um den anderen heimlich unter den Tisch hinab; war auf dem Schoß das Körbchen nicht, so lauerte dort das Hündlein oder das Kätzlein, begierig nach den außerordentlichen Gaben schnappend. Manchmal knurrte eines oder das andere ein wenig, worauf die Eigenthümerinnen tödtlich erschraken, bis der freundliche Gastherr sie ermunterte, aus ihren Lieblingen kein Geheimniß zu machen; er selbst legte den Arm um seine Braut.

„Verdammt!" sagte er zu dieser, „wenn ich jetzt unsere gespreizten Hochnasigen herbeiwünschen könnte, daß sie sähen, wie man auf sie pfeift und daß es bei den alten Weibern gemüthlicher zugeht, als bei ihnen."

Als der Champagner kam, wollten die Diener still aufmachen, aber der Herr Kragerl rief: „Verflucht! Nur fest knallen lassen!"

Da ging's los zu allen Seiten wie in einem Kleingewehrfeuer, daß sich die alten Frauen ihre Ohren zuhielten und kicherten vor Angst und Behagen. Herr Kragerl zog seinen Frack aus, schleuderte ihn hin und wie er so in flatternden Hemdärmeln war, hob er sein Glas auf und schrie:

„Verdammt noch einmal, meine Herrschaften! Wir müssen doch anstoßen auf meine Frau Gemahlin! Ich bin nicht abergläubisch, uns werden die alten Weiber nicht Unglück, sondern Glück bedeuten. Gott gieb's! Vivat! Hoch!"

„Hoch!" piepsten die Einen.

„Hoch! Hoch!" kreischten die Anderen.

„Hoch! Hoch! Hoch!" schrien endlich Alle aus vollem Halse.

Aber mit den Champagnergläsern konnten sie nicht umgehen, den größten Theil gossen sie sich ins Gesicht, daß er niedertroff am spitzen Kinn, wie bei Thauwetter die Wassertropfen von den Eiszapfen.

„Teufel!" rief der Herr Kragerl, „Bedientenvolk, faules, dummes! Könnt Ihr den Wein nicht in die Kübel schütten?"

Die Diener warfen aus den metallenen Eiskübeln das Eis, gossen sie voll Champagner und diese Gefäße gingen nun in der Runde herum, daß sie Alle daraus tranken wie aus dem Kruge das Wasser. Die Hunde und Katzen waren ihren Verstecken längst entsprungen und tummelten sich bereits auf dem Tische um.

„Verdammt!" rief der Herr Kragerl, „die Amurln werden auch Durst haben! Sauft! Sauft, bis Euch das Fell platzt! Euch gönne ich's! Die Hochnasigen sind mir viel zu schlecht! He Vivat!" Und er setzte den Thieren einen Kübel Champagner vor.

Die mit fetten Bissen gesättigten Wesen hatten freilich Durst. Sie schnupperten, sie pfusterten, sie leckten, sie tranken, sie soffen und dann hub ein Miauen und ein Keifen und ein Bellen an, und ein Schnattern und Zetern der Weiber, daß es unbeschreiblich ist. Es ist auch unbeschreiblich, die weiteren Vorgänge zu schildern; unter dem Gejohle des edlen

Gastgebers fanden Scenen und Ereignisse statt, die alle Bewohner des Hotels zusammenlockten und sogar die Leute von der Gasse herein, unter denen auch etliche Polizeimänner waren, die dem Spuk ein Ende machten.

Die Dinge spitzten sich hierauf so zu, daß Herr Kragerl mit dem Schwesterkinde es für gerathen hielt, sein Domicil freiwillig zu ändern. Sein Andenken aber, gipfelnd im Altweiberdiner im Grand-Elegant-Hotel, wird in jener Stadt noch lange bestehen als lehrreiches Beispiel, was rohe und zugleich phantastische Naturen im Stande sind, zu vollführen, wenn sie Geld haben.





Die Flucht vor dem Weibe.

„Bei meiner Seel! das Beste für mich, wenn ich hin wär'!“

Mit diesen schweren Worten ging Hans zur Thür hinaus.

Streit hatte es gegeben zwischen ihm und jener Person, die er sich erwählt, daß sie ihm alle Freuden und Leiden dieses Lebens tragen helfe. Harten Streit! Und weshalb? O du mein heiliger Gott im hohen Himmel oben, wenn zwei Eheleute zanken wollen, so ist das Spinnengewebe, welches möglicherweise einst im Dachfirst der Arche Noah's gehangen haben mochte, Grund genug dazu. Der Böttcher Hans hatte in seinem Leben viele Reifen angeschlagen, aber der, den er um sich und seine Johanna gewunden, der saß nicht gut; der schnürte ihm oft das Herz zusammen, das nämliche Herz, das voreinst so freudvoll gehüpft, wenn er an die Liebste gedacht.

Wie lange war es denn her seitdem? Ein paar Jahre und nicht länger. Sie waren heute noch Beide jung. Das volle häusliche Glück hatte sich zwar noch nicht traulich

angemeldet, aber es konnte kommen. Es war gar kein Grund da, zu glauben, daß es ausbleiben werde. Und doch!

Saßen sie oft stundenlang in finsterer Nacht am Tisch und ließen die Talgkerze tief in den Blechleuchter hineinbrennen — und thaten sich mit herben bitteren Worten weh. Sie hielt ihm schluchzend alles Unglück vor, das er über sie gebracht, er verfluchte die Stunde, da er sie in sein Haus geführt. Wenn sie dann arg erschöpft waren von gegenseitigem Quälen, und das Eine seufzend aufstand, um das Lager zu suchen, folgte ihm das Andere seufzend nach.

Im Christmonat war's, daß der Hans in der Brauereiwerkstätte die halben Nächte lang gearbeitet hatte, um seinem Weibe für die nahen Festtage ein Stück Geld mehr als gewöhnlich in die Hand legen zu können. Er freute sich nicht so sehr auf das Christfest, auf die Ruhetage, als auf ihren freundlichen Blick, wenn er ihr die funkelnden Silbergulden — denn solche hatte er sich für diesen Zweck eingewechselt — würde vorzählen können. Denn was er auch oft aufgebracht war, was er sich auch oft vornahm, wenn ihn tiefe Verzagtheit niederdrückte — lieb hatte er sie und davon konnte ihn kein Gott und kein Teufel befreien.

Wie wird er denn ausgesehen haben, der freundliche Blick, den er von ihr erwartet hatte?

„So!" sagte Johanna, „was soll denn das? Was fang' ich denn an mit diesem Bettel?" und schnellte die Silberstücke mit der Hand hin, daß sie gleichsam vor Empörung rasselten und rollten. „Mit Geld willst Du mich fangen, meinst Du? Wo es Dir gleichgiltig ist, ob ich in den langen Nächten, da Du mich allein in der Wohnung gelassen hast, ermordet werde oder vor Angst umkomme! Mit Geld? das sieht Dir gleich!"

Er schob das Geld wieder zusammen und erinnerte sie freundlich, daß sie ja oftmals gesagt hätte, sie wolle nichts von ihm wissen, er solle ihretwegen hinlaufen, so weit der Himmel blau sei, auch noch ins Graue und Grüne und Gelbe hinein, wenn er wolle — ihr sei es gleich. So habe er gedacht, sie würde seine zeitweilige Abwesenheit leicht ertragen.

Da kam er an.

„Ertragen!“ rief sie, „ja glaubst Du, des Ertragens wegen geht's her? da lach' ich! Alles ist zu ertragen, nur Du bist es nicht. Mir graust vor so einem lahmleidigen Mann, als wie Du bist. Grausen thut mir! Andere Weiber haben doch dann und wann eine Geselligkeit und führt sie der Mann einmal in ein Wirthshaus, in ein Singspiel oder so! Ich bin auch noch jung. Daheim bleiben und hören, wie die Katzen schreien.“

„Aber Kind, meine Arbeit! Wir sind arme Leute!“

„Eine Schand' für den Mann, wenn wir's sind! Aber dem unglücklichen Weib vorhalten, daß sie kein Heiratsgut mitgebracht hat, das ist Dir leichter, als selber Geld verdienen!“

„Niemals habe ich Dir das vorgehalten.“

„Aber anspielen d'rauf bei jeder Gelegenheit!“

„Liebes Weib!“ sagte Hans und suchte ihre Hand zu fassen; als sie ihm dieselbe entzog, fuhr er auch ohne Hand sanftmüthig fort: „Ich bin ja mit unseren Verhältnissen zufrieden. Du bist es nicht. Ich arbeite gern —“

„Aber ich faullenze, willst Du sagen, ich verschwende vielleicht! Natürlich ist allemal die Frau schuld, natürlich —“

Nein. Es wäre närrisch, wenn man ein weibliches Zetern auch noch nachmachen wollte, obwohl das gedruckte Surrogat

diesmal besser ist als das Originalproduct, auf welche Unnachahmlichkeit die Eheweiber ein Privilegium genommen haben, das bis zum jüngsten Tage dauert und später höchstwahrscheinlich erneuert werden muß, weil es die Weiber zur Vervollständigung der ewigen Seligkeit beanspruchen werden, zu aller Zeit recht nach Herzenslust zanken und zetern zu dürfen.

Wenn der Zank ohne jeglichen Anlaß schon so üppig werden kann, wie erst, wenn ein Anlaß wirklich vorhanden?

Endlich hielt Johanna inne, doch nicht aus Mangel an Worten, sondern aus Mangel an Athem. Hans aber war endlich verdrossen geworden. — Ein solches Weib! dachte er. Und mit ihr leben müssen, bis der Tod trennt! — So sagte er die Worte: „Das Beste für mich, wenn ich hin wär'!"

Und ging in den Winterabend hinaus, und ging den Strom entlang. Und kehrte nicht mehr zurück.

Was geschah? Fürs erste wurde die Böttchersfrau noch zorniger, als sie sah, daß er pflichtvergessen davon ging und ihr nicht streiten half. Sie stieß an ihre Schränke, klirrte mit ihren Töpfen, machte das Fenster auf, um es wieder zuschlagen zu können. Diese Kästen und Pfannen waren so höllisch sanftmüthig, alles war ihnen recht, sie knarrten und schrillten nur in dem Augenblick, als sie angefaßt wurden, dann waren sie wieder still und rührten sich nicht. Nur das Fenster war so gut und brach, daß die Scherben zu Boden rieselten. Ein augenblickliches Labniß für die Frau, aber bald blies der eiskalte Wind in die Stube und sie mußte ein Bettkissen nehmen, um das Loch sorgsam zu verstopfen.

Als der Zorn allmählich vertobt und verraucht war, als es Mitternacht ward und der Mann noch immer nicht kam,

hub sie an zu weinen. Es gab ja doch keinen Menschen auf der weiten Welt, den sie so lieb hatte, wie ihren Hans; aber sie hatte ein seltsames Wohlgefühl, so oft sie ihm weh thun konnte. Sie wußte genau, wo er am empfindlichsten war, und gerade dort stach sie hin mit ihren spitzen Worten. Blieb er gleichgiltig, so gerieth sie außer sich vor Wuth; traf sie, daß er sich aufbäumte, da jauchzte ihr Inneres. Gleichzeitig empfand sie auch Mitleid für ihn, da stach sie — sich selber zu Trotz — nur noch leidenschaftlicher auf ihn los, und das war eine Wollust, die sie hart vermißte, wenn er nicht bei ihr war. Wenn er jedoch bisweilen von jener fürchterlichen Gleichgiltigkeit besessen war, daß er bei den heftigsten Ueberfällen lachte oder gähnte — das Ungeheuer hatte solche Stunden — da konnte sie rasen, wie eine Wahnsinnige. — Könnten sich derlei Frauen einmal recht bewußt werden, wie thöricht das ist, wie lächerlich und traurig, wie häßlich! sie würden — doch bleiben was sie sind. — Mir aber erkläre Einer solche Geschöpfe! Und wenn das so oft versuchte, frevlerisch heraufbeschworene Unheil plötzlich da ist, wie steht auf einmal das zarte Frauenherz auf mit seiner Klage, mit seiner Liebe! Da giebt's Blumen auf dem Grab und Grünes — wie man am Aschermittwoch den Häring aufputzt auf dem Teller.

Wie blaß und trübe ging endlich der Morgen auf nach langer schlafloser Nacht! Hans war nicht gekommen. Johanna zündete nicht in den Ofen, wie sonst; heiß und kalt ging es ihr durch den Leib, sie hielt es im Hause nicht mehr länger aus, eilte davon und durch das wüste Schneegestöber die Straße entlang, über die Haiden hin gegen die Stadt. Kaum eine Stunde war die Stadt entfernt, aber das Unwetter tobte so heftig, daß Johanna all ihre Kräfte sammeln mußte,

um weiter zu kommen. Immer von neuem erhitzten Angst und Zorn ihr Blut; wenn sie ihn findet, ob sie ihn umarmen oder züchtigen wird — das wußte sie selber noch nicht.

* * *

Wir erinnern uns daran, daß des Abends zuvor der Hans am Fluß entlang gegangen war. Nicht ungern hätte er seinen Welt- und Ehestandsschmerz zur Stunde gelöscht, aber das Wasser war ihm zu kalt. Es trieb Eis darauf. Da ging er doch lieber in die Stadt, dort giebt's Anstalten, wo man den Welt- und Ehestandsschmerz mit anderen Dingen löschen kann, mit Dingen, die nicht so gottlos frostig sind, als der eisige Wasserstrom. Der Sorgenbrecher im Glase! Muntere Frauenaugen löschen auch, indem sie entzünden. Spielkarten! Wer kein Glück bei Weibern hat, der hat's im Spiele. Wenn das Sprichwort wahr ist, so besitzt der Hans morgen einen festgestopften Beutel. Hat man Geld, so kann man nach Amerika gehen. Verliert man seinen Einsatz, so rinnt auch morgen noch Wasser den Strom herab. Der Böttcher lacht auf. Es kann nicht fehlen — Eins oder 's Andere.

Die Stadt ist den ganzen Tag heiter und in der Nacht noch am heitersten. Der Hans sucht fürs erste ein Wirthshaus und braucht wahrlich nicht lange zu suchen; helle Laternen mit Lichtbuchstaben schreien ihm entgegen: Da her komm', da ist's lustig! Geigen und Pfeifen jauchzen: Zu uns geh' her, da ist's noch lustiger! — Und wo kein Lichtschein winkt und keine Musik, wo es still ist und verborgen in Hof oder Kellerstuben — dort ist's am allerlustigsten! — Hans stärkt sich mit Wein zum Tagewerke in der Nacht. Dann will er's versuchen. Es wird sich weisen, was besser thut, die hölzernen

Blätter, um die er sonst die Reifen schlägt, oder die papierenen Blätter mit den possierlichen Figuren, die umgekehrt wie in der heiligen Ehe in der Nacht miteinander streiten und tagsüber friedlich nebeneinander liegen.

Das Geld, welches sein Weib zurückgewiesen, das legt er nun auf den Spieltisch. Der Spieltisch ist dankbarer, der Hans gewinnt. Um Mitternacht steht es so, daß er das kleine Wasser aufgeben und ans große denken kann — an den Atlantischen Ocean, an die Fahrt ins Amerika. — Denn es ist ihm schier grausam Ernst damit! Einmal — das sagte er sich zur Stärkung des Muthes — einmal muß doch eine Aenderung geschehen, wenn's so nicht geht. Und es geht nicht so. Der entscheidende Schritt muß rasch sein und ohne Umkehr, denn sonst! Der Mensch ist ein Gewohnheitsthier. — Die Kartenblätter meinen ihm's gut. Um ein Uhr kann er sich am Mississippi, oder sonst wo es dort schön ist, ein beträchtliches Stück Land und einen Schock Neger kaufen. Um zwei Uhr hat er ein nettes Haus und ist im Stande, eine Familie zu ernähren. Es sollen saubere Weiber wachsen in diesem Amerika! Bei solchem Gedanken wirft er ein unrechtes Blatt aus. Gottlob, die Familie wäre wieder weg. — Etwas nach drei Uhr ist auch das beträchtliche Stück Land verspielt mitsammt den Negern; sollen hin sein, diese sackerments Schwarzen! ins Amerika kommt er doch!

Ins Amerika kommt er nicht. Denn um fünf Uhr wirbeln die Karten wie ein Sturm im Meere, der das Schiff verschlingt. Die Reise ist verscherzt, die letzte Münze verspielt.

Ob er Credit hätte auf ein paar Partien? frägt er. Die Kameraden meinen, es wäre Zeit zum Schlafengehen, es breche schon der Tag an. Sie streichen ihre Beute ein, verkriechen sich in ihre Höhlen. Der Hans geht hin durch

die frostigen, nebeligen Straßen. Es wacht der Lärm der Arbeit auf und die schweren Fuhrwerke ringen sich mühevoll durch die neugefallenen Schneemassen. Schneeschaufler mit über die Ohren gebundenen Pelzhauben und wollenen Fäustlingen an den Händen kommen herbei und Hans wird gefragt, ob er mitthun wolle?

Sich etwas verdienen? Seit er beim leichten Spiel Summen gewann und verlor, hat er keine Lust, mit harter Arbeit einen spärlichen Taglohn zu erwerben. Er war reich gewesen, wenn auch nur im Gedanken, und für solche Leute ist das Arbeiten sauer. — Er dankt, er will nichts verdienen, er braucht nichts mehr.

Nach einer Weile schweren Watens, als ein Strahl der aufgehenden Sonne über die Schneelandschaft fiel, hielt der Hans an, um aufzuathmen. Dann sagte er zu sich: Was hast du denn heute? Was willst du denn? Du bist ja ganz wahnsinnig! Dein Weib hat dich doch schon öfter geneckt, bist du's nicht schon gewohnt? Bist ein Narr, wenn du dich vom Weiberkeifen ins Amerika jagen läßt, oder noch weiter fort. Hilf schneeschaufeln, sonst kannst selber nicht weiter — nicht einmal zum Wasser kannst hin. Hilf schneeschaufeln, bist müde nach dem Nachtwachen und hungerig, weil dir nicht einmal für ein Frühstück etwas im Sacke blieb. Desto besser, schaufele dich zu Tode. Ist ehrenvoller als ersaufen, kriegst ein schönes Begräbniß. — Aber weil jeder Mensch zwei Kerle in sich hat, einen guten und einen schlechten, so rief jetzt der schlechte Kerl: Schneeschaufeln wäre auch mein Letztes! Daß dein Weib dann sagt: aus Geiz hat er sich zu todt geschaufelt! Zuerst geht der Narr her und verspielt sein Geld, alsdann will er's mit Gewalt aus dem Schnee wieder hervorgraben. Gehst aber ins Wasser, so thust ihr auf ihr Lebtag was an. Ich

habe ihn ins Wasser gehetzt, den guten armen Mann! wird sie klagen. Was das großartig ist, Freund, wenn es heißt: Das böse Weib hat ihn zugrunde gerichtet! — Hierauf begann wieder der gute Kerl zu reden: Solltest du wirklich so schlecht sein können, Böttcher-Hans? Daß du dein Weib auf ihr Lebenlang in Verzweiflung stürzen könntest und sie sich immerdar vorhalten müßte: Ich bin seine Mörderin! Ein vernünftiger Mann soll die Weiber ja im Voraus kennen. Hast du die Deinige genommen, daß du sie zur Witwe machen willst und ihr als Erbschaft hinterlassen die Hölle auf Erden? Kannst du das? Dann gehe eilends ins Wasser, aber nicht ihretwegen, sondern deinetwegen, Lump! — Jetzt mache was du willst!

Das Letzte that er, kehrte um, ging zu den Schneeschauflern und schaufelte d'rauf los. Durch die Vorstadt schaufelten sie hin, schaufelten an manchem vornehm dastehenden Hause vorbei, in welchem Menschen leben, deren Unglück der Reichthum ist; und an kauernden Hütten vorüber, deren Unglück die Armuth ist — über Alle hatte der Winter Schnee geschüttet in vergangener Nacht. Ach, mancher Mensch muß eine Ausrede haben, daß er sich unselig, wahnwitzig, freudlos fühlen kann, und nennt Armuth oder Reichthum, Knechtschaft oder Herrschaft, Einsamkeit oder Ehe — was Ihr wollt, er will Grund haben, um unglücklich zu sein.

„Nimm einen Schluck, Kamerad!" sagte ein hagerer graubärtiger Schaufler und hielt dem Hans ein Branntweinplutzerchen hin. „Nimm, nachher geht's wieder besser."

„Ich bedanke mich. Schnaps trink' ich nicht," antwortete der Hans.

„Schnaps trinke ich auch nicht," hierauf Jener.

„Nun also," sagte der Hans.

„Bruder!“ rief der Andere, „ich will Dich belehren. Es ist ein Unterschied, ob man Schnaps trinkt oder Branntwein. Schnaps trinkt man in den Spelunken, wenn man seine Sünden drein ersäufen will; Branntwein trinkt man beim Schneeschaufeln, wenn man sich zur Arbeit stärken will. Der müßiggehende Schnapssäufer wird frühzeitig caput, der fleißige Arbeiter, der sich bisweilen einen Tropfen Branntwein gunnt, wird alt. — Nun, wenn Du nicht willst —“

„Gieb her!“ sagte der Hans. Und wahrlich, es hatten ihm vor Erschöpfung schon die Glieder gezittert, ein Schluck aus der Flasche that ihm noth. Frische Wärme drang durch sein Wesen und damit neuer Muth.

„Jetzt bedanke ich mich noch einmal, aber anders,“ sagte er und gab die Flasche zurück.

„Gelt!“ machte der Alte.

Sie schaufelten und warfen den Schnee über den Rand hinaus, und da sie nun auf der Haide waren, fegte der Wind mächtig und wehte Schnee in den ausgeschaufelten Weg. Wenn die Elemente Vernunft hätten, man müßte ihnen zürnen, daß sie der Menschen Streben so gar nicht respectiren wollen.

„Das hätte ich mir gestern nicht gedacht,“ sagte der Hans schnaufend. „Gestern ging ich diesen Weg ins Amerika und heute muß ich mich so mühsam zurückschaufeln.“

„Bist Du auch so ein Amerikalustiger?“ fragte der Genosse.

„Mich freut die Alte nicht mehr.“

„Welche Alte?“

„Die alte Welt, meine ich.“

„Ins Amerika, habe ich gehört, flüchten sich nur die Räuber und Mörder und Alle, die mit Gewalt reich werden wollen.“

„Da hat wer einen Handschuh verloren!" rief einer der Schaufler und hob das gefundene Stück in die Lüfte.

Keinem fehlte der Handschuh.

„Jesus, da ist auch die Hand dazu!" schrie der Hans und grub mit Hast im Schnee, um den halb herausragenden Menschenarm bloßzulegen. Und grub — sein Weib aus. Sein halberstarrtes bewußtloses Weib. Er riß sie empor und seine Augen bohrten sich in ihr blutloses Antlitz. „Johanna!" Dieses Wort stieß er plötzlich ganz unheimlich hervor und schüttelte sie aus allen Kräften und drückte sie an seine Brust und hauchte ihr auf die blauen Lippen. Diese Lippen zuckten endlich; die Schaufler überboten einander an Rath und Beistand; die Erstarrte kam zum Leben und als sie inne ward, daß ihr Mann sie schüttelte und rieb und auf alle Weise zu erwärmen suchte, war ihr erstes Wort: „Geh', laß mich in Ruh'!"

Er ließ sie nicht in Ruhe, er incommodirte sie so lange, bis ihr Blutumlauf wieder vollends rege war. Dann hatte er sie mit Hilfe des alten Kameraden in ein nächstes Haus gebracht und als nach Stunden der Weg zur Noth frei gemacht war, konnte das Ehepaar sein eigenes Heim aufsuchen.

Und in ihrem Heim endlich, da sind die Gewalten des Herzens losgebrochen. Das war ein Weinen des wieder zum Leben erstandenen Weibes! Das war ein anderes Weinen als sonst, wenn sie aus Trotz oder Aerger oder Zorn schluchzte. Hans, der ihren Thränen so selten widerstehen konnte, jetzt erst hatte er erfahren, wie das wahre, tiefe, herzblutige Weinen eines Weibes beschaffen ist.

Als endlich der elementare Ausbruch ihres Gefühles in weichere Wehmuth überging, kniete sie nieder wie zu einem

Gebet, faltete demüthig die Hände, und das Auge noch voll von Thränen, sagte sie leise: „Mein lieber Mann, verzeihe mir!"

Er schwieg. Er vermochte nichts zu sagen. Nur den Kopf neigte er ein wenig, aber es war eher wie ein Verneinen, als ein Bejahen.

„Ich werde Dich nimmer quälen, mein Hans, sei gut mit mir! Schau, ich bin Dir nachgegangen. Ich habe Dich suchen wollen. Sei gut mit mir!"

Jetzt ballte sich seine Faust, jetzt schwollen die Adern seiner Stirne aus Zorn gegen sich selbst. Des Weiteren aber blieb er ruhig. Endlich setzte er sich an die Wandbank, zog sein Weib an sich und sagte: „Johanna, Du bist doch gut, Du bist besser als ich. Wenn Du wüßtest, was ich Dir zugedacht habe! Wenn Du es wüßtest! Mein Wille war schlimm, wenn die Gelegenheit gewesen wäre, ich hätte Dich sehr unglücklich gemacht. Man braucht nicht immer ein fremdes Weib dazu, um die eheliche Treue zu brechen. Man kann's auch auf andere Weise vollbringen. Gott sei Lob, daß er's verhindert hat! Weil wir uns im Leben nicht haben verstehen können, so hat er uns hart an der Todtenbahre zusammengeführt — und dort haben wir uns gefunden, ich hoffe, meine Johanna, für immer."

Sie konnte nichts entgegnen, sie, die sonst so wortgewandt gewesen — jetzt, da ihr das Herz voll war zum Zerspringen, jetzt war sie stumm. Und stumm legte sie ihre Arme um seinen Nacken, und stumm küßte sie ihn und ließ sich küssen . . . .

Sie waren gerettet.

Ein „Geisteskranker“.

Vor Monaten hatte ich bei einem mir befreundeten Arzt zu thun, welcher Vorsteher einer Klinik für Nervenkranke ist. Da ich auf ihn zu warten hatte, so schritt ich ein Weilchen im Garten umher und betrachtete die Kranken, die theils behaglich langsam, theils in Hast und Erregung da umhergingen. Es waren lauter Leute aus besseren Ständen, darunter sogar solche von hoher Abkunft, auch Künstler und Gelehrte darunter. Die heilige Ampel des Genius, welche in manchem Haupte still und klar leuchtet bis ins hohe Alter, entfacht in manch anderem Haupte einen qualmenden Brand, der an Mark und Nerven zehrt und eine edle Menschenseele oft vor der Zeit erstickt.

Selten hat mich ein Spaziergang unter schönen Bäumen, zwischen üppigen Rosen so betrübt gemacht, als dieser. Den Geist, der uns voranschwebt durch dieses Labyrinth des Lebens, der uns die Pfade weisen, Gesetze geben, trösten, rathen und erhöhen soll — den Geist krank zu sehen, das ist unheimlich.

Unter den Patienten sah ich einen schlanken, blassen Mann, der mir besonders auffiel. Sein schwarzer, etwas ver-

wilderter Vollbart, seine hohe Stirn, seine dämmernde Augengluth machten ihn fast schön. Dabei blickte er gutmüthig drein. Ich wußte übrigens nicht, ob er zu den Kranken gehörte, oder vielleicht ein Aufseher oder Arzt war. Er schritt gemächlich die Baumreihen auf und ab und rauchte eine Cigarre, wobei mir nur auffiel, daß er rasch und heftig den Rauch ausstieß.

Als wir uns auf einer Wegkreuzung begegneten, grüßte ich ihn. Er lüftete ebenfalls höflich den Hut und blieb stehen, als ob er mit mir sprechen wollte.

„Es ist sehr erquickend, in diesem Schatten zu wandeln," sagte ich und bereute sofort das doppelsinnige Wort, welches leicht für Ironie gehalten werden konnte. Es war auch so.

„Sehr angenehm," entgegnete der Mann, „sehr angenehm hier. Sind Sie auch krank?"

Wer in aller Welt hat die Stirne, ja oder nein zu sagen auf die Frage, ob sein Geist gesund sei oder nicht? Indeß hatte mich seine Bemerkung aufgeklärt darüber, daß ich es nicht mit einem Bediensteten der Anstalt, sondern mit einem Patienten zu thun hatte.

„Wer nicht krank ist, der wird es hier," sagte er und schlug mit mir dieselbe Richtung ein. „Sie verzeihen schon, daß ich mich Ihnen anschließe, ich vergehe hier vor Langweile. Der Arzt meint zwar, Langweile wäre Medicin, denn ich hätte mich seit Jahren geistig stark anstrengen müssen. Aber mich macht die Unthätigkeit krank und ich werde thatsächlich ein Narr, wenn sie mich hier noch lange festhalten."

So begann er vertrauensselig mit mir zu plaudern und schaltete dann ein: „Schon meine Mittheilsamkeit einem Fremden gegenüber muß Ihnen verdächtig scheinen, nicht wahr? Bedenken Sie doch nur, wie einsam man hier ist.

Jeder von Denen, die da umhergehen, hält sich unter lauter Narren für den einzigen Vernünftigen. Vielleicht mich ausgenommen, der ich selbst von meiner geistigen Indisposition überzeugt bin. Aber von allen Anderen wie ein Narr behandelt zu werden, behagt mir doch nicht."

Ich suchte ihn darüber zu beruhigen, daß Nervenleiden, welchen man heutzutage überall begegnen kann, noch lange nicht Geisteskrankheit sei und daß die Nervenheilanstalt mit der Irrenanstalt zu verwechseln ein verhängnißvoller Irrthum wäre.

„Bei mir," sagte er nun leise und blickte auf den Boden, „bei mir mag es, offen gesagt, doch etwas mehr sein, als gewöhnliche Nervosität. Ich bin in Folge einer Handlung hier, die so thöricht, so lächerlich, so unselig und dabei so außergewöhnlich war, daß ich es eigentlich Niemand verübeln kann, wenn sie mich in den Narrenthurm sperren. Ich weiß es aber, daß diese Handlung nicht die Folge der Geisteskrankheit, sondern erst die Ursache derselben gewesen ist. — Ich habe mich finanziell ruinirt."

— Ach, ein Speculant! dachte ich mir und war enttäuscht ob der Trivialität dieses Narren.

„Nicht etwa durch Börsenspiel oder andere geschäftliche Manipulationen," fuhr er fort, als ob er meine Gedanken errathen hätte, „Sie müßten sich die Geschichte nur von mir erzählen lassen."

Da immerhin noch ein Weilchen war bis zur Zeit, in welcher ich mit meinem Freunde, dem Vorsteher der Anstalt, sprechen konnte, so setzten wir uns Beide auf eine abgelegene Bank und er theilte mir die Geschichte mit. Er wurde dabei allerdings aufgeregter, als es zweckmäßig gewesen wäre, doch war die Sache auch wunderlich genug.

„Ich bin“ — so begann er — „von Beruf Architekt und war jahrelang beschäftigt in der Bauhütte des Herrn N. in Wien. Ich bezog einen guten Gehalt, den ich zum Theile meinem väterlichen Vermögen beilegen konnte. Auf Geld habe ich immer etwas gehalten, nicht etwa aus Wucher, sondern weil Geld die Ausreifung einer Individualität möglich macht. So war ich stets sparsam und trachtete dem Ziele zu, als materiell unabhängiger Mann meine Jahre verleben zu können. Plötzlich erkrankte ich an der Liebe. Die Krankheit nahm leider den schlimmsten Verlauf, ich heiratete. Sie sollen sich nicht zu beklagen haben, daß ich rückhältig wäre, Sie sitzen neben mir und ich sage Ihnen Alles. Sind Sie noch gesund, so können Sie an mir etwas lernen, aber machen Sie es klüger als der Lehrmeister. — Meine Frau war ein schönes Weib, ist es noch heute, sagen die Leute. War auch eine Bestie und ist es noch heute, das sollen Sie mir glauben. Die hat mich zugerichtet! Anfangs war ich schon außer mir, als ich sah, daß sie weder kochen, noch waschen, noch nähen konnte, noch sonst eine häusliche Arbeit verstand, wohl aber einen großen Aufwand machte. Ich gab ihr Geld, mehr in einer Woche, als ich im ganzen Monat auszugeben gedacht hatte. Je mehr ich ihr Geld gab, desto geschmackloser wurde ihr Anzug, desto zerfahrener wurde unser Hauswesen. Wollte ich der Verschwendung steuern, so hieß sie mich einen Knauser und Geizhals und quälte mich so lange mit der giftigsten Laune, bis ich wieder Geld gab, so oft und so viel sie verlangte. Für den Augenblick eine sich abgezwungene Zärtlichkeit war Alles, womit sie dankte. Wenn ich mit ihr allein sein wollte, nahm sie sich eine Gesellschafterin, mit welcher sie welsch parlirte und Romane von Zola las. Wenn ich spazieren gehen wollte, fuhr sie mit unnumerirtem Fiaker

und wurde fast rasend, als ich ihr in Ermangelung eines solchen einmal vorschlug, sich eines Einspänners zu bedienen. Allen Vergnügungen jagte sie nach und kam abgehetzt und schlecht gelaunt nach Hause, um neuerdings Soireen, Concerte, Operetten u. s. w. zu planen. In Bezug auf unsere Wünsche und Anschauungen harmonirten wir nicht in einem einzigen Punkte. Und wenn ich einmal unvorsichtigerweise eine persönliche Meinung aussprach, trat sie mir stets so roh und höhnend entgegen, so nervös aufgeregt verneinend, daß ich mich ein andersmal hütete und gar nichts mehr sprach. So wurde ich ihr natürlich langweilig und sie suchte sich andere Männergesellschaft, mit der sie öffentlich umging. Auf die Vorstellung, daß sie meine Ehre zu schonen habe, lachte sie mir ins Gesicht: Was die Männer sich erlauben könnten, darauf wolle sie auch als Frau nicht verzichten. Sie sei nicht gesonnen, ihre Jugend in dem Hause eines Philisters zu vergraben. Einen studirenden Bruder hatte sie, durch den ließ sie sich in Studentenkreise einführen, und wenn sie doch einmal zu Hause war, phantasirte sie von Commersen, Mensuren, und hatte alle technischen Kneipausdrücke und Saufsprüche im Munde. Sogar zu politisiren hub sie jetzt an, genau so klug, wie ein Burschenschafter. Die Suppe aber war versalzen und der Braten verbrannt. Die Magd stahl im Hause umher wie ein Rabe und war unbeschreiblich schmutzig und häßlich, denn die netteren und hübscheren hatte die vorsorgliche Gattin stets eine nach der anderen verjagt. Ich hatte Alles versucht, um meine Frau zu überzeugen, daß wir auf solchem Wege dem Untergange zugingen, ich war lange beharrlich und unerschöpflich gewesen an Güte und hatte manchmal sogar Tugenden an ihr gelobt, die gar nicht vorhanden waren. Es nützte nichts. Zog ich also andere

Saiten auf, ward rauh und machte aus meiner Verdrossenheit kein Hehl mehr. Das benützte sie, um mich bei fremden Leuten als Haustyrann, als einen griesgrämigen unverträglichen Menschen hinzustellen, was ihr als Ausrede und Begründung ihres Benehmens wohl zu statten kam. Indeß mochte sie aber doch manche Stimme gehört haben, daß sie die Ursache meines Mißmuthes sein dürfte, sie versuchte es also mit dem umgekehrten Verfahren, spielte sich aus als die liebende Gattin eines liebenden Gatten, schilderte unser Hauswesen überaus anmuthig, unsere Ehe als beneidenswerth glücklich und überhäufte mich in Gegenwart Anderer mit Zärtlichkeiten. Da der Mann es natürlich nicht vermochte, dieselben zu erwidern, so stand er nun als hölzern und lieblos da und die Leute meinten, er sei einer solchen Frau nicht ebenbürtig. Ich meinte das auch, nur im entgegengesetzten Sinne.

Eines Tages, als wir von einer Ballgesellschaft, in welcher sie sich gegen mich besonders liebenswürdig gezeigt hatte, nach Hause kamen und sie nun wie gewöhnlich launisch, zänkisch und gereizt war, raffte ich den letzten Rest meiner Ruhe zusammen und sagte: „Trotzdem Du mit mir heute besonders artig gewesen bist, hast Du Zeit gefunden für einen Studenten, mit dem Du auf eine Weile aus dem Gesichtskreise entschwandest."

„Aus dem Gesichtskreise," entgegnete sie, „und was weiter?"

Das sagte sie in so unbefangener Weise, daß jeder Nichtfrauenkenner sie an Unschuld mit einem Engel des Himmels verglichen haben würde.

Ich forderte sie auf, mich zu verlassen. Nicht blos für die folgende Nacht, sondern für immer mich zu verlassen. Ich sei nicht gesonnen, mein Leben an der Seite einer . . . . zu verlieren.

Ich hatte dieses höllische Wort bisher noch nie gebraucht und gedachte mit demselben eine mächtige Wirkung zu erzielen. Welch ein Irrthum! Sie that, als hätte sie es gar nicht gehört, und meine erzwungene Ruhe nachahmend, aber sich diesmal viel besser beherrschend, antwortete sie: „Nein, mein Lieber. Wenn Du es auf eine Scheidung abgesehen hast, so bedaure ich Dich. So wie zur Verheiratung Zwei sein müssen, so müssen auch zur Ehescheidung Zwei sein, die wollen. Ich will es nun aber nicht, ich will bei Dir bleiben, so lange Du lebst. Glaube aber ja nicht, daß das aus Liebe geschieht, denn Du bist mir Schnuppe, aber mein Auskommen will ich haben.“

Mein Geld, meinen Erwerb wollte sie nicht entbehren, denn sie besaß kein Vermögen. Da ich sie schon einmal geheiratet, meinte sie, so müsse ich ihr auch eine sorglose Existenz geben, das sei jeder Mann seiner Frau schuldig. Der Mann sei da, um für seine Familie Geld zu erwerben, und ein Verächtling, der das nicht wolle!“

„Wenn er das nun aber einmal nicht mehr kann und aller Rest verthan ist?“ fragte ich.

„Nun, da wird man es keiner Frau verübeln können, wenn sie ihre eigenen Wege geht und Den, der nicht Mannes genug ist, ein Haus zu halten, seinem Schicksale überläßt.“

Das war deutlich gesprochen. Mir that diese Aufrichtigkeit fast wohl. Ich wußte nun genau, was ich zu thun hatte, aber ich that genau das Gefehlte. Ich gab ihr kein Geld und ging meine besonderen Wege, um mich zu zerstreuen und zu vergnügen. Das gelang mir aber nicht; mein Unglück war zu groß und die Gewohnheit zog mich immer wieder in das Haus zurück. Meine Frau machte Schulden über Schulden auf mich und wurde nun als Märtyrin angesehen, die ihr Haustyrann verhungern lassen wolle.

In dieser Zeit sah ich eines Tages die Ursache meines Elendes. Sie lag, wie ich glaubte, in meiner Arbeitskraft und in meinem Vermögen. Wäre ich arm und erwerbsunfähig, so würde ich dieses Dämons leicht los werden. Da kam mir ein Gedanke. Ich verabredete mich mit meinem Chef, der nun freilich in meine Verhältnisse eingeweiht war, auf eine Scheinkündigung, welche mir zu Beginn eines mehrwöchentlichen Urlaubes in das Haus geschickt wurde.

Ich stellte mich darüber sehr niedergeschlagen, allein meine Frau lachte und rief, das sei Blümel Blamel. Sie gehe aber nicht und ich würde schon wieder arbeiten. Einstweilen sei ja noch ein Baarvermögen da.

Nun beschloß ich die Komödie weiterzutreiben. Eines Abends, wenige Tage vor Weihnachten, machte ich zwei gleichförmige Packetchen. Das eine bestand aus zusammengefaltetem Zeitungspapier und anderen werthlosen Briefschaften, das andere enthielt meine Werthpapiere. Das erstere steckte ich in die Brusttasche meines Rockes, das andere legte ich auf den Tisch hin und lud meine Frau ein, sich davon zu überzeugen, wie groß mein Vermögen sei und daß es nicht ausreichen werde, uns Beide zu versorgen.

Sie wolle nichts sehen, war ihre Antwort, ich könne ihr ja doch eingestehen und verhehlen nach Belieben. Endlich — die weibliche Neugierde that ja auch das ihrige — machte sie sich dran, besah und zählte die Papiere und konnte ihre Ueberraschung nicht ganz verbergen über die Größe der Summe. Es waren an fünfunddreißigtausend Gulden.

„Ach Gott!“ rief sie, „das wird noch lange ausreichen. Nur Geizhälse können bei so vielem Gelde von Nahrungssorgen sprechen“. — Da ich mein ganzes Vermögen in diesem Augenblicke in ihren Händen sah, ging es mir eiskalt über den

Rücken, ich stellte mich an den knisternden Ofen und sagte: „Du meinst also, mein liebes Kind, daß wir nun gemüthlich so in den Tag hineinleben werden? Ich hätte auch gar nichts dagegen, nur müßte unser Verhältniß ein anderes sein und ich an Dir meine Freude haben können. Ich will es Dir bald beweisen, daß ich persönliches Glück höher stelle als Geld, wie Du ja weißt, daß Du Alles von mir haben könntest, wenn Du ein braves Weib wärest.“

Damit trat ich an den Tisch, nahm ihr die Papiere aus der Hand, legte sie zusammen, band sie in das Packet und steckte solches in den Sack.

„Was nennst Du ein braves Weib?“ fragte sie, „eine dumme Person, die Deine Dienerin, Deine Sklavin sein will, die auf Alles verzichtet, um sich mit Dir in Deiner Höhle zu langweilen, die —“

„Es ist genug,“ unterbrach ich sie. „Du glaubtest bei mir ein Wohlleben führen zu können auf Kosten meines Glückes, meiner Ehre, meines Vermögens. Mein Geld allein hält Dich an mich, das hast Du mir selber zugestanden.“

„Und leugne es auch gar nicht!“ lachte sie überlaut.

„Ich will Dir aber beweisen,“ fuhr ich fort, „wie sehr ich Dich hasse.“

„Dieses Beweises bedarf es nicht,“ sagte sie, „und bist Du mir auch erträglicher in Deinem Haß als in Deiner Liebe.“

„Lieber als mit Dir noch weiter leben, will ich bettelarm sein. — Hier, ins Feuer! ins Feuer!“ Mit diesem Rufe riß ich bebender Hand das Packet aus der Brusttasche und schleuderte es in den brennenden Ofen.

Sie stürzte herbei, um die Papiere der Gluth zu entreißen, ich schleuderte sie weit über den Zimmerboden hin und stand am Ofen, bis die letzten Blätter sich ringelnd verkohlt hatten.

„So,“ sagte ich hernach ruhig, „nun ist unsere Scheidung vollzogen, mit der hoffentlich auch Du einverstanden sein wirst.“

„Er ist ein Narr! Ein Wahnsinniger!“ mit diesem Schrei begann sie laut zu wimmern und stürzte zur Thür hinaus.

Ich ging in mein Zimmer und athmete auf. Nun war ich frei. Sie — mich hablos wähnend — wird mir den Rücken kehren und ich kann, wenn auch in trauriger Einsamkeit, mein Leben wenigstens mit Ruhe genießen. Denn daß ich nicht die Werthpapiere verbrannt, sondern das Scheinpacket, werden Sie schon geahnt haben. Um so leichter werden Sie die Ueberraschung, den Schreck, die Verzweiflung ermessen, die mich packten, als ich jetzt — indem ich die Werthpapiere in Verwahrung bringen wollte — sah, daß ich das Packet mit den werthlosen Zeitungsfetzen in der Hand hielt. Es war wirklich, wirklich! mein ganzes Vermögen hatte ich ins Feuer geworfen. — Noch merkte ich das Nahen einer Ohnmacht. — Ein grelles Hohnlachen weckte mich auf. Meine Frau stand vor mir, hielt wie triumphirend das falsche Packet in die Luft und rief: „Ha! betrogener Betrüger! Dein Streich ist Dir wunderbar gelungen. Ich durchschaue Dich ganz und sehe, wie dumm Du bist! Du wolltest mich los sein und das Geld behalten, und anstatt dessen bist Du blos Deines Geldes los. Recht geschieht Dir, Geizhals, Wicht! Ja freilich will ich auch jetzt noch bei Dir bleiben, was kann ich noch verlieren! Ich will den Gauch schon lieben, wie er es verdient und will es schon bekannt machen, wie edel er an mir handeln wollte und wie erbärmlich ihm seine That mißlungen ist.“ —

Mein Freund“ — fuhr der Erzähler gegen mich gewendet fort — „wie ich jetzt dastand! Ein höllischer Mißgriff! Ich glaube, der böse Geist, von dem meine Frau besessen ist, hat

sich auf einen Augenblick bei ihr beurlaubt, um mir die Hand zu führen. Mit einemmal meine Existenz zerstört! und obendrein von diesem Weibe beschämt zu werden! Von diesem Weibe, dem ich eine heroische Handlung zeigen wollte, um es niederzuschmettern! So über alle Maßen verächtlich elend kam ich mir vor, daß ich — kaum sie wieder aus dem Zimmer war — meinen Revolver aus der Lade holte, um mich zu tödten. Er war nicht geladen, und bevor ich die Patrone hineinlegen konnte, waren schon die Nachbarn da, um mich an meinem letzten Werke zu hindern. Meine Frau stellte die Dinge grundfalsch, aber mit einer so unverschämten Ruhe dar, daß man ihr die Behauptung glaubte, ich sei leider schon lange für das Irrenhaus reif gewesen, doch sie habe sich nicht entschließen können, diesen traurigen Schritt zu veranlassen. Dabei stellte sie sich weinend und voller Sorgfalt für mich. Noch an demselben Tage bin ich gewaltsam in diese Anstalt gebracht worden. — Seither sind Monate vergangen, weiß aber immer noch nicht, ob ich ein Narr oder blos ein dummer Junge bin." —

Das war die Erzählung des Mannes, und offen gestanden, als er mir mit den letzten Worten die Entscheidung anheimstellte, entschied ich mich für den dummen Jungen.

„Mir ist es nun auch ziemlich gleichgiltig, was ich bin und was aus mir werden wird," setzte er bei. „Mein einziger Wunsch wäre nur noch, dieses Weib in dem tiefsten Elende zu sehen, das es wahrlich verdient."

„Freund," sagte ich, „Sie sind eben auch einer der vielen Männer, die Gefahr laufen, durch ihre Frauen zugrunde gerichtet zu werden."

„Ich bin zugrunde gerichtet!" rief er.

„Das noch lange nicht,“ war mein Einwand. „Sie sind noch jung, leicht wird es Ihnen gelingen, wieder Stellung zu fassen; das einzige Heldenstück, das Sie zu leisten haben, ist, dieses Weib zu vergessen. Der Haß und die Rachgier ist dazu aber nicht der rechte Weg. Diese Person wird ihrem Geschicke ja unvermeidlich anheimfallen, ob es nun heute oder morgen sei. Betrachten Sie es als geschehen. Denken Sie nie mehr an ein Wesen, das nicht einmal des Hasses werth ist. Das Leben wird noch Glück für Sie haben. Nur geradeaus und ohne Winkelzüge, selbst wenn diese harmlos wären, sie taugen nicht. Für Ihre Vergangenheit meine Theilnahme, für Ihre Zukunft meinen Segen!“

Noch sprach ich so, als der Vorsteher gemeldet wurde und ich mich also von dem glücklosen Manne verabschieden mußte. Als die Angelegenheit meines Besuches geschlichtet war, kam ich natürlich auf den Architekten zu sprechen, dessen Bekanntschaft ich gemacht. Der Vorsteher theilte mir mit, daß der Mann aus der Anstalt demnächst entlassen werden würde. Doch könne er einstweilen nicht in seinen bisherigen Wohnort zurückkehren, denn das Weib lauere dort auf seine Zurückkunft und würde das Zerstörungswerk an ihm fortsetzen. Es sei bereits in einer ferner gelegenen Stadt eine Stellung für ihn gefunden, wo er bei gleichmäßiger Beschäftigung die innere Ruhe bald wieder finden dürfte. —

Um eine Erfahrung reicher kehrte ich zurück in mein Haus, und mein liebes, sanftes Weib anblickend, konnte ich erst recht nicht begreifen, wieso es möglich sei, daß in diesem holdseligen Geschlechte sich manchmal der Teufel allerschlimmster bergen könne.

Der Thurmheld.

In der Gesellschaft von Herren war eines Tages die Rede darüber, wie im Leben fast eines jeden Menschen ein Zeitpunkt sei, in welchem ein feindlicher Dämon seinen Hebel einsetze, um den Menschen aus seiner gewohnten sicheren Bahn entgleisen zu lassen. Die Entgleisung geschehe zumeist auch wirklich, doch der Entbahnte finde sich gewöhnlich wieder zurecht, der Eine mit geringerer, der Andere mit größerer Mühe, und rolle dann um so sicherer und gefestigter auf seiner Lebensstraße weiter. Mancher stürze freilich über den Damm oder verlaufe sich in Sand und Strupp und verliere sich.

Etliche in der Gesellschaft hatten über diesen Gegenstand sehr schön und philosophisch gesprochen und Beispiele aus dem Leben bekannter und berühmter Persönlichkeiten zum Besten gegeben. Ein Einziger, es war der Thurmdecker Herr Bernhard, erzählte zur Erhärtung der Sache aus seinem eigenen Leben eine kleine schier merkwürdige Geschichte, die hier wiedergegeben sein soll.

Zur Zeit — so erzählte Herr Bernhard — als ich fünfunddreißig Jahre alt und alle Lebensregister aufgezogen waren, kam es mir vor, es müsse in meinem Leben nun etwas Besonderes geschehen, ich müsse etwas Außerordentliches vollbringen. Das Leben eines Thurmdeckers ist ziemlich einfach; die meisten Thürme sind nicht hoch genug, um den Thurmdecker interessant zu machen, und dennoch immerhin so hoch, daß er sich bei einem unbewachten Augenblicke das Genick brechen kann.

Es war aber — wie gesagt — ein Drang in mir. Wenn heutzutage schon alle Welt hoch hinaus will, so ist das bei einem Thurmdecker erst gar kein Wunder. Und da ich meine Arbeiten überall zur Zufriedenheit machte und in der großen Stadt F. für die Eindachung der Eckthürme des neuen Rathhauses viel Lob erntete, so setzte ich mir plötzlich in den Kopf, ich müsse es zum städtischen Dom-Thurm-Dach-Decker bringen. Die Stadt F. hat nämlich einen großen altdeutschen Dom, dessen gothischer Thurm an vierhundert Fuß hoch ist. Er steht, von der Ferne gesehen, als schlanker, spitzer Stift ganz ungebührlich hoch über der Stadt auf, so daß mir allemal Arm und Beine zuckten, wenn ich diesen Thurm ansah. Das Schlimme an der Sache aber war, daß er so recht eigentlich gar kein Dach hatte, sondern von der obersten Krone aus in neun Steinrippen sachte zur durchbrochenen Spitze zusammenlief. So war meinerseits das Decken dieses Daches eine Kunst, und das wohlbenannter städtischer Dom-Thurm-Dach-Decker-werden eine noch größere.

Mein Ehrgeiz jedoch kam nimmer zur Rast. Ich hatte Tag und Nacht hinein keine Ruhe, wußte genau, daß etwas geschehen müsse, nur wußte ich nicht genau, was. Da kam das Geburtsfest des Oberbürgermeisters von F. Der Ober-

bürgermeister war ein höchst beliebter, überaus populärer Mann — jetzt hatte ich's.

Am Vorabend des Festes machte ich in meiner Wohnung eine acht Meter lange Fahne mit den Stadtfarben von F. und nähte in großen Papiergoldbuchstaben die Worte daran: „Hoch der Oberbürgermeister!" Diese Fahne muß auf die Spitze des Domthurmes kommen, und zwar während der Nacht. Nun war die Besteigung des Thurmes während der Nacht freilich nicht gestattet, ja es war vom Beginn der Pyramide bis zur Spitze nicht einmal eine eigentliche Treppe. Zudem dürfte der Thürmer nichts gewahren, da er sonst Alles vereitelt hätte. Nun gut, dafür ist man Thurmdecker. Vor Mitternacht ist's nichts, da giebt es noch zu viele Leute, die über den Domplatz gehen. Um zwölf Uhr aber fährt der bestellte Wagen an. Ich bin grau gekleidet, damit man mich in den Steinen nicht so leicht sehe, denn es scheint der Mond. Die Fahne rolle ich um den Stab und schnalle sie mir an die Hüften. Einen langen Strick binde ich mir über die Achsel und einen Eisenhaken. Ein Fläschchen Rothwein stecke ich in den Sack. Sonst brauche ich nichts. So fahre ich auf den Domplatz. An der Ecke der Kirche steht ein Wachmann, ich fahre bloß noch um den Sockel des Thurmes, steige aus und lasse den Wagen davongehen. Zur Hauptsache habe ich mir den Weg schon Tags zuvor zurechtgeschaut. Der Blitzableiter ist auch eine Leiter, obzwar keine weibliche, das macht nichts. Es klettert sich, freilich zuweilen unter Beihilfe des Strickes, ganz gut am Eisen empor, wenn's feucht und rostig ist. An den Querstangen kann man Halt machen und feststehen. Man rastet nirgends so gut, als an den Querstangen der Blitzableiter auf Domthürmen. Wird das Klettern an den Eisenstangen empor zu langweilig, so kann man es mit der

Quadermauer angehen, sie hat Fugen, Spalten und scharfe Ecken, wovon man unten nichts sieht. Ich bin schon ungefähr beim Gesimse des Kirchendaches, als ich wahrnehme, daß unten auf dem Platze Fußgeher stehen bleiben und zu mir heraufschauen. Ich habe zuviel Geräusch verursacht und muß eine Pause machen. Als die Leute endlich vorüber sind, wandere ich weiter. Nun kommt aber eine etwas beschwerliche Stelle. Der Thurm springt gerade über mir in einem Erker hervor und der Blitzableiter biegt sich unter demselben nach außen, aber so nahe an den Steinen, daß ich wie eine Fliege an der Stubendecke hätte klettern müssen, wenn ich nicht lieber umgekehrt wäre und meinen Weg zwischen zwei steinernen Ungeheuern einer Mulde empor über ein wahres Staub- und Sandmeer genommen hätte. Damit hatte ich den Vortheil, daß mir der Mond auf die Route schien, während der Blitzableiter-Aufstieg größtentheils im Schatten lag. Ich war schon über dem Kirchendache und hatte bereits die mondbeschienenen Gebirge aller Hausdächer unter mir. In einer Mauerspalte schreckte ich Fledermäuse oder dergleichen auf, die eine Weile um das Gewände gausterten. Es kam nun ein glattes, hohes Aufspringen von Pfeilern; wie eine Katze klammerte ich mich in die Fugen, die Finger hielten fest, aber die Stiefelspitzen waren zu plump, um einzugreifen. Ich schwang mich auf einen Löwenkopf, der die Gieß ableitet, und zog das Schuhwerk aus, welches ich dem Unthier in den Rachen steckte. Das Wasser wird mir die Stiefel schon hinabbringen. Nun ging es wieder ein Viertelstündchen ganz bequem vorwärts, nur daß mich die Fahnenstange bisweilen ein wenig incommodirte, weil ich mit derselben links und rechts anstieß, so daß ich sie mir einmal senkrecht an den Rücken binden mußte.

Um rascher in die Höhe zu kommen, mußte ich mich endlich doch wieder an den Blitzableiter machen, der aber stellenweise so weit vom Mauerwerk abstand und so spärlich mit Querstangen befestigt war, daß gerade diese Strecke zu den ermüdendsten gehörte.

Endlich gelangte ich zu einer Fensterscharte, in welcher ich bequem ausruhen konnte. Bisher hatte ich nicht länger als eine Stunde und vier Minuten gebraucht. Das schien mir noch nicht an der Zeit, den Imbiß zu nehmen, besonders wenn ich an den großen Marsch dachte, den ich noch vor mir hatte.

Rüstig klimme ich in einem Ruck an drei bis vier Klafter weiter, als ich plötzlich hart neben mir den Ruf höre: „Wer da?!“ Ich war am Fenster des Thurmwächters; rasch schwang ich mich über demselben empor und antwortete nur: „Ich, der Thurmdecker Bernhard bin's, nichts weiter. Ich will 'mal blos bis zur Spitze hinauf und dem Oberbürgermeister zu Ehren eine Fahne ausstecken, weil ich den Mann schon gar zu lieb habe.“

Der Wächter rief, ich sollte umkehren und bedrohte mich sogar — womit, das weiß ich nicht, weil ich ihm mittlerweile schon aus der Gehörweite war. Jetzt hub im Thurm ein gottslästerliches Gerassel an und die Glocke schlug halb zwei Uhr. Ich stemmte mich an die Zeigerachse des Zifferblattes, nahm meine schwarze Haube vom Kopfe und band sie an die Spitze des Stundenzeigers, damit die Leute sehen sollten, ich wäre auch da gewesen. Das war der Uebermuth, wofür ich später eigentlich ganz mit Recht vierundzwanzig Stunden lang eingesperrt worden bin. Es steht nun zwar nicht im bürgerlichen Gesetzbuch, daß man seine Haube nicht an den Zeiger der Thurmuhren binden dürfe, aber die Racker haben

den Paragraphen wegen muthwilliger Gefährdung fremden Eigenthumes auf mich gehetzt.

Nun endlich bin ich bei der obersten Zackenkrone; ich steige über die Quaderreifen empor und sehe nun vor lauter Zinnen und Thürmchen, die um mich sind, nicht mehr in die Tiefe. Hier kann ich mich niederlassen und Wein trinken. Im Osten ziehen sich schon ein paar lichte Streifen des Morgens. Im ferneren Umkreise der Stadt sehe ich die Lichter der Straßenlaternen und den Schein der Fabriks-schlote. Dort und da erwacht der Lärm eines fahrenden Wagens.

Nun voran den letzten Ruck! An einer der Rippen der Pyramide stieg ich behaglich weiter und nach weiteren zwanzig Minuten war ich an der Rose. Das war nun aber das schlimmste Stück. Unter der Rose könnte bei Regen eine große Familie sammt Dienerschaft bequem Dach finden. Es galt nun, meinen Strick über die Rose hinauf an einen scharfen Vorsprung zu werfen, was erst nach einer Weile gelang. Ich faßte den Strick und wurde fürs erste wie ein Pendel hinaus in die Lüfte geschnellt. Bald jedoch war ich hinaufgeklettert und stand auf der Rose. Nun noch ein paar Klafter den Hals hinan zum goldenen Knauf; an demselben mußte ich das zweitemal den Strick zu Hilfe nehmen, bis ich oben stand. Die Luft war ruhig, aber mich deuchte, als schwanke der Thurm mit mir wie ein Baum. Da merkte ich wohl, ich müsse mir eine größere Rast gönnen. Ich lehnte mich mit dem Rücken an das Thurmkreuz und hielt die Hand vor das Auge. Tief unten auf dem Domplatze hörte ich Gesurre und sah nun, daß sich viele Leute angesammelt hatten, welche zu mir her-aufschauten. Von einem vierten Stock aus wurde mir durch ein Sprachrohr zugerufen, ich solle aushalten, es käme Ret-

tungsmannschaft mit dem Sprungtuche. Da stieg ich rasch das Kreuz hinan, am zweiten Querbalken klammerte ich mich ein, wickelte die Fahne los und band sie an Kreuz und Thurmspitze fest. Ein leichter Wind ließ die Flagge in die Luft hinauswirbeln und das Morgenroth beleuchtete sie. — Auf demselben Weg, den ich gekommen, trat ich den Abstieg an. Zwei Punkte ausgenommen, wo ich wieder zum Seile meine Zuflucht nehmen mußte, ging es ungleich müheloser und rascher als beim Aufstieg. Um drei Uhr sieben Minuten bin ich auf das Pflaster des Domplatzes gesprungen, mitten hinein in ein Jubelgeschrei von vielen hundert Menschen, wovon mich Einige umarmten und mir auf die Zehen traten. Mein erster Blick war hinauf zur Spitze, wo das helle Fähnlein lustig flatterte. Viele blickten mit Operngucken hinauf und riefen: „Hoch der Oberbürgermeister!" und umjubelten mich immer von neuem. Besonders feierlich aber nahmen mich zwei Wachmänner in Empfang, welche mich sofort in eine Kanzlei führten. Dort ging's ernsthaft her, ich mußte meinen Namen, mein Alter und Gewerbe und was weiß ich sonst Alles angeben und auch eingestehen, weshalb ich die Fahne, und zwar auf so ungewöhnlichem Wege, auf den Thurm getragen hätte.

„Ach Gott!" sage ich, „es ist weiter nichts. Ich habe eben unseren Herrn Oberbürgermeister viel zu gern." Darauf lachen sie und lassen mich frei. Wie ich vor das Hausthor trete, umringt mich schon wieder ein Menschenschwarm. Wie ich bin — barfuß und barhaupt — heben sie mich in einen Wagen und führen mich mit Hurrahgeschrei durch die Stadt.

„Das ist schön," sage ich, „aber ein Frühstück wäre mir lieber."

Versteht sich, das erste Hotel war zur Ehre erlesen, den „Thurmhelden", von welchem wie im Nu die ganze Stadt wußte, zu bewirthen.

Und so begann dieser Tag als der erste einer Reihe von Freuden- und Festtagen, die mir nun geworden waren. Ich kam aus dem Taumel gar nicht heraus, und heute, wenn ich daran denke, sehe ich wie durch verschwommene Augen zwei trabende Pferde vor mir, manchmal sogar vier, die mich in eleganter Kalesche führen, sehe eine Menschenmenge, die mir mit lautem Hurrah die Hüte und Taschentücher zufächelt. Sehe gedeckte Tafeln mit Silbergeschirr und Champagner; sehe Zeitungen, Flugblätter mit meinem Bildniß und der Beschreibung der „Heldenthat", wie sie's hießen; in allen Gassen und Straßenecken ist mein Bild ausgestellt, es giebt „Bernhardhauben", „Bernhardfahnen", „Bernhard-Operngucker", und „Bernhardstiefel" nennen sie es, wenn Einer in puren Strümpfen geht. Auch höre ich überall Musik, fühle heftige Händedrücke, ja sogar Küsse auf Mund und Wangen — und über Allem das Fähnlein auf dem Thurme.

Nun kommen Besitzer von Unterhaltungslocalen zu mir, bieten mir Geld, wenn ich mich von ihren Gästen anschauen lasse; ja Einer will, daß ich mit ihm von Stadt zu Stadt ziehe, er wolle mich, den „wackeren, hochgemuthen Thurmhelden", sehen lassen und bot mir Summen an, so hohe, daß ich erschrak. „Greif zu!" sagten meine Freunde, „jetzt wirst ein reicher Mann! Nutze aus Dein Glück, brauchst Dein Lebtag nicht mehr zu arbeiten!"

Ich schwamm in einem Meere von Seligkeit. Ja, dachte ich, das ist freilich noch besser als ein städtischer Dom-Thurm-Dach-Decker zu sein! Wer hätte gedacht, daß etwas, so ich hundertmal gethan habe und in Fleiß und Arbeit nichts

getragen hat, jetzt, weil ich's heimlich und unrechtmäßigerweise vollbracht, mich zum berühmten, reichen Mann macht! Damals, als ich einem vom Thurm fallenden und am Wandvorsprunge hängenbleibenden Arbeiter mit eigener Gefahr das Leben gerettet, damals hat sich kein Mensch um mich gekümmert, heute, wenn ich mich anschauen lasse, fliegt mir das Geld scheffelweise in den Schoß. Mir kann's recht sein, ich bin entschlossen, das Glück beim Schopf zu fassen.

Schon will ich die Verträge unterschreiben, welche mir ein lustiges und sorgenfreies Leben eröffnen sollen, als ein Bote vorspricht, sich versichert, daß ich der Thurmheld Bernhard bin und mir einen Brief vom Oberbürgermeister überreicht. Mit zitternden Händen erbreche ich ihn, jetzt wird wohl erst die Hauptsache kommen, denke ich, und habe mich auch nicht geirrt.

Der Oberbürgermeister schreibt:

„An Seine Wohlgeboren

den Herrn Josef Bernhard
bürgerlichen Thurmdecker

derzeit in F.

Lieber Herr Bernhard!

Indem ich für Ihre mir dargebrachte, höchst originelle und gewiß wohlgemeinte Ovation bestens danke, möchte ich mir erlauben, Ihnen einen Beweis meiner freundschaftlichen Gesinnung anzubieten, der meiner Achtung für Sie entspringt und den nicht mißverstehen zu wollen ich Sie aufrichtig bitte.

So sehr mich der Geburtstagsgruß, den Sie mir von so hoher Warte zuwinken, wie auch das schöne Zeugniß Ihres persönlichen Muthes erfreut haben, so kann ich doch

der Sorge nicht Herr werden, daß eben diese Ihre muthige That Veranlassung für Sie werden könnte, einen neuen Weg einzuschlagen, der wohl viel gefährlicher als jener auf die Thurmspitze unseres Domes zu werden droht. Ich höre, daß man Sie durch Geld und Versprechungen aus Ihrem ehrlichen Gewerbe heraus auf die Bahnen eines Abenteurers locken will; ich möchte nicht, daß meine Person dazu die Veranlassung werde und rathe Ihnen in freundschaftlicher Weise, Ihrer bürgerlichen Arbeit treu zu bleiben, welche allein die dauerhaften Vortheile und wahren Ehren bringen kann. Wollen Sie stets als Ihren Freund betrachten Ihren

Dr. M. Standert,
Oberbürgermeister zu F.

Mißmuthig schleuderte ich den Brief von mir. Natürlich, mit dem Glücke kommen auch die Neider. Ich sehe nichts Unehrenhaftes darin, wenn sich Einer als nachahmenswerthes Beispiel von Mannesmuth dem Volke zeigt und wenn das Volk den Mann aus freiem Antrieb honorirt.

Schon am nächsten Abend war ich im „Paradiese“, wie das Vergnügungslocal der Vorstadt heißt. Als ich, begleitet von meinem Impresario, durch das Hinterpförtchen schlüpfe, steht an die Mauer gekauert ein mir bekanntes Mädchen. Das wirft mir einen Blick zu, der mich fast aus der Fassung bringt. Aber ich bin Schmied meines Glückes und denke, mit allen bisherigen Verhältnissen muß jetzt gebrochen werden. Weinend wendet sie sich abseits, ich trete in das Haus. Der Saal ist überfüllt, und welcher Art das Publicum, das habe sogar ich einfältiger Dachdecker auf den ersten Blick durch eine Bretterspalte erkannt. Als erste Nummer erschien eine

Gruppe von „Volkssängern,“ welche es mit ihren gut gesalzenen Liedern dem Publicum zu Danke machte. Hierauf kam eine üppige Seiltänzerin, die das, was das Lied vorhin nur schelmisch angedeutet, zur klaren Darstellung brachte. Die Zuschauer johlten und stöhnten vor Vergnügen; ich hatte — aufrichtig gestanden — ein so freches Weibsbild bisher noch nicht gesehen. Plötzlich, als sie ihre „Künste“ gezeigt, eilte sie unter Zurücklassung des allergrößten Theiles ihrer Garderobe hinter die Coulissen, packte mich am Arm und wollte mich vor das Publicum zerren. Jetzt gehen mir die Augen auf. „Schöne Dame,“ sage ich, „noch gehören wir Beide nicht zusammen!“ nehme Hut und Stock und verlasse das Local. Da stehe ich lieber bei Nacht und Sturm auf der Thurmspitze des Domes, als auf solchem Podium da drinnen.

Von dieser Stunde an habe ich mich in der Stadt nicht mehr blicken lassen. Die Fahne war vom Thurme amtlich entfernt worden; ich ging jetzt wieder meinen Arbeiten nach, die sich freilich nun so sehr mehrten, daß ich eine Anzahl Gehilfen nehmen mußte. Der Bürgermeister selbst kümmerte sich um meine Firma und griff mehrmals, wenn ich in meiner unpraktischen Weise etwas Verkehrtes zu thun im Begriffe stand, regelnd und fördernd ein. Nun heiratete ich meinen Schatz, das war selbiges Mädchen, welches am Pförtlein des „Paradieses“ stand, an jenem Abend. Nun waren wir Beide darin, aber in einem anderen, als jenes mit den Bänkelsängern gewesen. Ein halbes Jahr nach unserer Trauung fragte mich der Oberbürgermeister, ob die Flitterwochen schon vorüber wären. In diesem Falle wäre er so frei, meine Person auf vierundzwanzig Stunden in Beschlag zu nehmen. „Es ist,“ fuhr er fort, „etwas Hohes um den

Muth eines Mannes, es ist mir durch die Huldigung an jenem Tage etwas sehr Schönes geschehen; aber Sie, mein lieber Meister Bernhard, haben sich durch die eigenmächtige und unerlaubte Erkletterung des Thurmes einer Uebertretung schuldig gemacht, die bestraft werden muß. Ich erinnere, daß Sie verurtheilt sind zu vierundzwanzig Stunden Arrest."



Ambrosius Fingerlang.

Als man schrieb das Jahr Eintausend achthundert achtundvierzig, da war viel Unruh auf Erden. Den Unfrieden jenes Jahres segnen selbst Freunde der Ordnung und des Friedens; es ist durch keine Revolution Größeres errungen worden, als in jener Zeit. Manche Erhebung legte sich zu früh, manche artete in Ungeheuerlichkeiten aus und erreichte nichts. Der Sieg des Jahres 1848 ist die Grundfeste der neuen Cultur geworden.

Wie aber jedes Ideal seine Fanatiker und Demagogen hat, so auch die Bewegung von Achtundvierzig, aber die Sache war so groß, daß sie nicht einmal von ihren eigenen Fanatikern und Demagogen, diesen Henkersknechten großer Ideen, zugrunde gerichtet werden konnte. An der rothen Rose der Revolution fanden sich auch Blattläuse, und manche dunkle Existenz hub im Glanze des Morgenrothes an, wunderlich zu leuchten.

Wie seltsam hat die Revolution in den Bergwäldern der Alpen wiederhallt! Auch in die entlegensten Dörfer war eine Unruhe und ein Aufruhr gekommen, nicht erst durch

Zeitungen oder Kanzelreden dorthin verpflanzt; wie ein Gewitter, das in der Luft liegt, zog es heran und legte sich in die Glieder und Nerven der Menschen. Man redete von einem großen, unerhört blutigen Krieg, der da käme, vom Antichrist und davon, daß die hohen Herren nun bald auf den Bäumen wachsen würden. „Zu Wien thuen sie sogar auf den Straßenlaternen sein," wußte man. Alles, was Soldat war, mußte fort, es fungirte der Amtmann nicht mehr regelmäßig, der Pfarrer auf der Kanzel vergaß seines Evangeliums und predigte von Kaiser und Papst und dem Zeitgeist, der das Reich Christi zerstören wolle. Flugschriften aller Art flatterten herum, die Priester eiferten dagegen, so lange bis jeder Schriftkundige sie las und den Anderen ausdeutete, wie er sie verstand oder mißverstand. Kein Büttel hat die aufrührerischen Schriften weggenommen. Die Bauernknechte gingen vom Felde weg ins Wirthshaus und besprachen sich über das, was nun kommen würde und wie sie sich dabei verhalten wollten. Der sonst feste Sinn des Landvolkes wurde schwankend, auf einmal war alles Alte, Bestehende verhaßt, besonders bei den Besitzlosen, sie wollten Veränderungen, und wären solche welcher Art immer, und wenn Einer gekommen wäre und gesagt hätte: Von nun an müßten die Menschen auf dem Kopfe stehen und die Beine gegen Himmel recken, so wäre es auch gebilligt und versucht worden. Nur sehr Wenige bewahrten ihre Besonnenheit, verloren sie aber, als sie vom eisernen Rosse hörten, das Feuer schnaube und die undenklichsten Lasten dahinschleppe. Und sie verloren die Besonnenheit, als vom Flachlande her über die Berge die dumpfen Kanonenschläge murrten und als sie vernahmen, daß in den Städten alles Volk, selbst die jungen Leute in den Schulen, zu den Messern griffen und gegen die Obrigkeit losgingen!

Sie entsetzten sich einerseits über solche Ungeheuerlichkeiten und andererseits kam in sie selber die Lust, mitzuthun.

„Sie wollen die Welt ändern!“ hieß es anfangs, bald darauf: „Wir wollen die Welt ändern!“ — „Rollen wir,“ rief ein alter Hausierer, der schon auf den Krücken ging, „rollen wir die Weltkugel einmal über, daß wir Unteren obenauf kommen!“

In der Waldgemeinde — in welcher ich zu jener Zeit meiner Kindheit lebte — war der Heidenbauer fast der Einzige, der sich ein selbstständiges Urtheil bewahrte. Ein kleiner Mann mit rundem freundlichen Gesichte, der immer, Winter und Sommer, Werktags und Feiertags, jahraus jahrein seine ledernen Kniehosen trug und sein kurzes Pfeifel rauchte, selbst als schon die „zeugenen Pantalons“ und die Cigarren aufgekommen waren, der fest wie ein Fels an seinen Bergen und an alter Sitte hing. Selbst dieser sprach: „Alles ändern, das wird auch nicht noth sein; aber wenn sie die Robot abbringen und bei den Bauern das Grundrecht einführen, und daß man eine redliche Meinung laut sagen darf, so wird das nicht schaden.“

Um ein Geringes kampflustiger war der schlanke, hagere, nackenkrumme Gregelstam. Das war ein Großbauer, er besaß eine Almweide, auf welche er im Sommer gegen Entgelt fremdes Vieh nahm.

Nun hatte der Pfarrer begehrt, daß er sein Vieh unentgeltlich auf des Bauers Alm treiben dürfe, was ihm der Gregelstam ausschlug: „Der Herr hat ja seinen Zehent, was will er denn noch?“ Der Pfarrer trieb also sein Vieh in die Halde des Schöger im Schlag, wo er zwar auch Entgelt leisten mußte. Trotzdem verkündete er es eines Tages von der Kanzel, die Leute möchten ihre Heerden nicht mehr auf

die magere Alm des reichen Gregelstam führen, sondern lieber in die fette Halde des armen Schöger im Schlag. Das würde den Segen Gottes rufen. — Darüber war freilich der Gregelstam tief empört, denn er wollte nicht allein reich sein, sondern auch noch den Almzins einnehmen und den Segen Gottes haben und keine feindseligen Kanzelreden gegen sich hören.

Als der Pfarrer hierauf in demselben Jahre um den Zehent schickte, wurde der Bote mit dem leeren Korb davongejagt und der Gregelstam rief ihm nach: Wenn es dem Pfarrer so nicht recht sei, so solle er selber kommen und sich seine Tracht holen!

Der Pfarrer kam aber nicht, sondern predigte an Sonn- und Feiertagen — obzwar nur wenige Zuhörer, und gerade die unschuldigsten in der Kirche waren — von der Verfolgung der Diener Gottes.

Zur selben Zeit lebte in der Gemeinde auch ein Mann Namens Ambrosius Fingerlang. Er war nicht im Gau gebürtig, aber wohl bekannt, gehörte jedoch mehr zu den Herren als zu den Bauern, denn er trug zumeist ein kohlschwarzes Tuchgewand und an Sonntagen einen Buttenhut. Der Ambrosius Fingerlang war ein sehr vielseitiger Mensch; eine Weile war er Mautheinnehmer zu Bruck gewesen, dann ist er Graf Stubenbergischer Amtsbote geworden. Später war er Kohlenmesser in einem Eisenhammer in Mürzzuschlag, und als im Frühjahr Achtundvierzig die Grazer Studenten nach Wien zogen, um sich dort der Erhebung anzuschließen, ging er mit ihnen.

Im nächstfolgenden Herbst tauchte der Ambrosius Fingerlang plötzlich in unseren Bergen wieder auf und nahm sein Standquartier beim Jägerwirth am Alpsteig. Er war

kaum zu erkennen. Er trug ein graues, grün verbrämtes Gewand von steirischem Zuschnitt, er trug einen breitkrämpigen Hut mit buntfarbigem Bande, das flott auf die Achsel niederflatterte und als Zeichen der Revolution galt, und er trug einen langen Vollbart, der ins Graue stach und ein ehrwürdiges Ansehen verlieh. Wenn beim Jägerwirth Gäste beisammen waren, so hielt er Reden, und weil die Kunde davon bald in der Gegend umging, so kamen immer wieder Leute zusammen, die den Fingerlang predigen hören wollten. Eine Predigt im Wirthshaus ist an und für sich etwas anderes, als eine in der Kirche, und schon gar, wenn sie lehrt: man solle keck zugreifen, wo es was Gutes giebt auf der Welt, anstatt, wie die in der Kirche will: sich zu bescheiden.

Eines Tages — an einem hellen Werktag — war die Wirthsstube voller Bauern. Der Ambrosius Fingerlang saß am vorderen Tisch, schaute ernst vor sich hin und trank sein Glas Wasser aus.

„O je!“ munkelte Einer dem Anderen zu, „das wird nichts, der gehört zum Mäßigkeitsverein!“

„Erst seit gestern,“ sagte der Jägerwirth leise, „seit ich ihn nicht mehr auf die Tafel schreiben mag.“

Plötzlich stand der Fingerlang auf, warf einen glühenden Blick auf die Versammlung, schlug die Faust auf den Tisch, da wurde es still. — „Er hebt an!“ flüsterten sie sich zu und spitzten ihre Ohren

Und er hub an.

„Männer und Bürger!“ so hub er an.

„Bravo!“ rief ein zerlumpter Kohlenbrenner; der hatte einige Zeit früher drüben im Mürzthal auf der Gasse eine Rede gehört, bei der die Zuhörer fortwährend Bravo ge-

schrien wie auf dem Jahrmarkt vor Seiltänzern. Und weil er meinte, es gehöre auch zur Revolution, so machte er es nach.

Geringschätzig ging der Fingerlang über das Bravo hinweg und fuhr fort:

„Die finstere Nacht ist vorüber. Ein neues Morgenroth ist angebrochen, meine Herren! Die Fesseln jahrhundertlanger Knechtschaft sind zersprengt. Unser neues Gesetz heißt Freiheit! Unser neuer Glauben heißt Freiheit! Unser Ziel und Ende ist Freiheit! Wohl giebt es noch Eulen, die im Morgenrothe flattern. Nieder mit ihnen!"

„Bravo!" rief der Kohlenbrenner, Andere riefen es nach, wußten aber nicht genau, warum.

„Wohl giebt es noch Finsterlinge," fuhr der Redner fort, „die mit ihren schwarzen Mänteln die Sonne verdecken wollen, damit sie im Dunkeln ihr Unwesen weiter treiben können. Wohl giebt es noch Römlinge, welche die gläubigen Schäflein mit dem Hinweis auf den Himmel bethören, damit die gläubigen Schäflein um so besser still halten und sich scheeren lassen sollen."

„Bravo!" rief der Gregelstam.

Der Redner fuhr mit gesteigerter Stimme fort: „Mancher brave Mann wird übervortheilt, kein Mittel ist den Pfaffen zu schlecht, die Kanzel mißbrauchen sie, um irdisches Gut zu gewinnen, sogar die grünen Weiden auf der Alm sind nicht mehr sicher vor der Habsucht dieser Herren!"

„Bravo!" sagten Mehrere, der Gregelstam schwieg, seine Aeuglein leuchteten voller Befriedigung.

Der Fingerlang griff nach seinem Glase, als er aber sah, daß nur Wasser darin war, zog er seine Hand wieder zurück, schlug das umflorte Auge auf und fuhr fort:

„Männer und Bürger! Das Blatt hat sich gewendet. Der Tag der Vergeltung ist gekommen. Auf Gott im Himmel warten, daß er uns räche? Lächerlich! wer kann's denn beweisen, daß es einen Gott giebt? Nein, wir dürfen uns solche Eingriffe in unsere heiligsten Menschenrechte nicht mehr gefallen lassen. Wir müssen sühnen, was man unseren Vorfahren angethan hat. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist unsere Fahne. Es giebt keinen Armen mehr, so lange in den Schatzkammern der Fürsten, an den Altären Gold und Silber ist! Es giebt keinen Hungrigen und Durstigen mehr, so lange Küchen und Keller voll sind. Der edle Bürger weigert sich nicht, mit dem Bruder zu theilen. Der Zwingherr weigert sich, nieder mit ihm! Der Pfaffe weigert sich, nieder mit ihm! Das Morgenroth wollen sie nicht, die Eulen, wohlan, die Welt soll mit brennenden Schlössern und Pfarrhöfen erhellt werden! In den Krieg haben sie uns oft gehetzt mit Messern und Pulver, um mit unserem Blut ihr Wohlleben zu schützen, auf, Ihr Männer! gegen sie selbst sollen diese Messer —"

„Still bist, Racker!" schrie jetzt der Gregelstam, sprang von seinem Sitz empor und reckte sein kleines borstiges Haupt voran gegen den Redner. Dieser hatte mit seiner Stimme erschrocken aufgezuckt.

„So weit, denke ich, sind wir noch nicht," sagte der Gregelstam mit seiner dünnen schneidenden Stimme, „daß wir unseren Pfarrhof anzünden, oder noch Schlimmeres. Ihr wißt es, Leute, ich — der Gregelstam — habe keine Ursache, für unseren Pfarrer ein gutes Wort einzulegen, aber das muß ich sagen: er hat seine Fehler und er hat auch seine guten Seiten. Er hat das Schnapstrinken abgebracht in der Gemeinde, er steht in der Nacht auf zu den Kranken, er hat

für den abgebrannten Stegerhof Beihilf gesammelt, daß er wieder hat können aufgebaut werden, und wie der gnädige Herr Baron uns das Schulhaus hat abreißen lassen wollen, weil ihm das Ausbessern zu viel gekostet, ist der Pfarrer auf unserer Seiten gewest. Es wird uns lieber sein, wenn wir einen anderen kriegen, aber so lang wir den haben, werden wir auch wissen, was unsere Pflicht ist. Soll ihnen die weltliche Herrlichkeit genommen werden, mir ist's recht, ist ihre geistliche nachher um so größer, aber durchs Gesetz soll's geschehen und nicht mit Gewalt. Gerecht muß man sein."

„So ist's!" stimmten Viele bei, „so ist's, Gregelstam". Und der Heidenbauer sagte: „Wenn man Recht haben will, muß man auch Recht geben," worauf freilich ein Nachbar bemerkte, zuerst müsse man's haben, dann könne man es erst geben.

Der Ambrosius Fingerlang hatte sich niedergesetzt in seinen Tischwinkel, strich mit der Hand den Bart und schüttelte das Haupt. Wo war der erhoffte Effect?

Einer der Bauern kam mit dem Mostglas zu ihm und sagte: „Soll sich der Herr jetzt einmal die Gurgel netzen, bei dem Schreien wird sie trocken, und nachher noch eine Rede halten, nicht gegen die Geistlichkeit, aber auf die Bauernschinder. Ich zahl' eine Halbe."

Nicht blöde, griff der Fingerlang nach dem Glase, dann stand er neuerdings auf und die Bauern waren begierig, was jetzt kommen würde.

„Ich bin unterbrochen worden," sagte der Redner, „und ich stehe nicht an, mit männlichem Freimuthe zu wiederholen: Nieder mit den Bauernschindern! Es fällt mir selbstverständlich nicht ein, gegen den hochgeachteten Herrn Pfarrer dieser Gemeinde aufzutreten. Unversöhnliche Fehde aber den Zwing-

herren in den Palästen, die sich mästen mit dem Schweiße des Arbeiters. Wer hat das Land gereutet? Die Herren? Nein, die Bauern! Wem gehört es? — Wer hat die Schlösser gebaut? Die Herren? Nein, die Bauern im Schweiße ihres Angesichts! Wem gehören sie also? Liebe Freunde! Begnügt Euch nicht mit Aufhebung der Robot, mit Grundablösung und was man Euch sonst vormacht — Ihr habt nichts abzulösen. Die Welt gehört Euch, gehört uns. Räumen wir auf mit den Tyrannen. Morsch sind die Paläste, die Throne, das Volk ist ein Löwe, der nun erwacht ist, und den Bauernschindern hat die letzte Stunde geschlagen. Nieder mit ihnen! — Ich habe gesprochen."

Er setzte sich und schaute auf den Mann hin, der ihm für einen Kreuzzug gegen die Bauernschinder eine „Halbe" zugesagt, mit den Augen fragend, ob er sie nicht redlich verdient hätte?

Die Halbe Most kam. Die Bauern murrten oder lachten, darunter war auch der Lehnhofer-Poldl, ein schwerfälliger, vieleckiger Bauer mit einem höchst einfältigen Gesichte. Nur an den zwinkernden Augen war es zu merken, daß man auf die Einfalt dieses Alten keine Häuser bauen dürfe. Der Lehnhofer-Poldl sagte zu seinem Nachbar: „Ich glaube, das ist ein Redenschuster, bei dem bestellt man, was man will."

„Dafür nimmt er mir's doch zu ernsthaft," versetzte der Nachbar. „Er muß einen schauderhaften Haß haben auf die hohen Herren."

„Einen schauderhaften Hunger mag er haben," sagte der Poldl, „was gilt's, ich habe Recht?"

Nach diesen Worten stand der Lehnhofer-Poldl mit vieler Eckigkeit auf, ging schwerfällig zum anderen Tisch, setzte sich mit vieler Eckigkeit zum Fingerlang und sagte: „Schön kann's

der Herr, aber unsere Bauern kennt Er nicht ganz gut. Unsere Bauern lassen nichts aufkommen gegen die Geistlichkeit und hohen Herren. Hingegen" — und das flüsterte er dem Bärtigen ins Ohr — „wollt ich meinen, daß es eine feiste Portion Schöpsbraten setzt — so einen, wie dort der Heidenbauer eben ißt — wenn uns der Herr ein Ehrenwort auf die Obrigkeit thät sagen."

„Warum denn nicht?" entgegnete der Fingerlang und strich seinen Bart. So rief der Poldl in die Stube hin: „Gebt's Ruh', Manner, der Herr Fingerlang will noch was reden!"

An den Tischen legte sich das Gespräch, die Köpfe und Ohren wendeten sich dem Genannten zu. Dieser erhob sich langsam, aber nichtsdestoweniger selbstbewußt und hoheitsvoll.

„Ich kann diese würdige Versammlung," so begann er, „nicht verlassen, ohne meinen früheren Worten noch einige beizusetzen. Ich habe gesagt, nieder mit den Pfaffen! und ich habe gesagt: Nieder mit den Herren und Bauernschindern! Das halte ich aufrecht, denn ich widerspreche mich nie. Die wahren Priester jedoch, unser vielgeliebter Herr Pfarrer voran, unser edler Gutsherr, die hohe Obrigkeit überhaupt — sie leben hoch! Die Obrigkeit, meine lieben Freunde, ist von Gott eingesetzt, die Obrigkeit muß man ehren. Wer die Obrigkeit nicht ehrt, der ist ein Heide, sagt der heilige Apostel Paulus. Das ist es ja, was mich am meisten freut, daß der gesunde Sinn des Volkes, wie er auch in Euch ist, sich durch die neuen Irrlehren nicht bethören läßt, daß er treu zu seinen Vorgesetzten hält und jederzeit bereit ist, für Gott, Kaiser und Vaterland sein Gut und Blut zu opfern. Wackere Männer. Ich leere mein Glas zu Ehr und Preis der Obrigkeit und auf Eure Gesundheit!"

Er hielt das Glas mit langem Arm über den Tisch her, aber es stieß Keiner mit ihm an, da trank er für sich allein. Und der Lehnhofer-Poldl bestellte für ihn die feiste Portion Schöpsbraten mit Erdäpfeln in Essig.

Während Herr Ambrosius Fingerlang diese Gottesgabe mit Andacht verzehrte, steckten die Bauern an den anderen Tischen ihre Köpfe zusammen und tauschten ihre Meinungen aus über die gehaltenen Reden.

„Bei Dem kenne ich mich nicht aus," sagte Einer.

„Bei Dem ist's leicht, sich auszukennen," entgegnete der Poldl, „das ist ein angenehmer Mensch, der redet gern das, was man gern hört."

Dann setzte er sich wieder zum Fingerlang, der, je länger er aß und trank, desto gemüthlicher wurde.

„O theurer Freund!" rief der Fingerlang unter hochgeröthetem Gesichte und schlug dem Poldl seine Hand auf die Achsel, „das ist der schönste Tag meines Lebens!"

„Hat Er schon lange keinen Schöpsbraten mehr gegessen?" fragte der Poldl.

„Nicht des Schöpsbratens wegen!" begehrte der Fingerlang fast entrüstet auf. „Muß zwar gestehen, ich habe schon lange keinen mehr gegessen, allein ich kenne noch Höheres. Ich war immer ein ideal und großangelegter Mensch, und so ist mir der heute errungene Sieg unschätzbar."

„Welcher Sieg?" fragte der Lehnhofer-Poldl.

„Daß ich den Bauern eine politische Ueberzeugung beigebracht habe."

„Er hat ja alle fünf Minuten eine andere gepredigt!" lachte der Poldl.

„Das ist's ja eben," eiferte Herr Fingerlang, „daß ich jeden Standpunkt zu respectiren und zu vertreten weiß. Ja,

das muß man können, mein Lieber! Nur nicht einseitig sein."

Und er trank und schmunzelte vor sich hin und trank.

„Ein Pfeifel Tabak wollt jetzt gut sein," sagte der Poldl.

„Mir sind die Cigarren ausgegangen," sprach der Herr schon ein wenig lallend und schielte auf die Pfeife des Bauers.

„Weil wir," sagte dieser, „heut' schon einmal beisammen sind, wie wir so jung und munter nicht leicht wieder zusammenkommen, so soll uns der Herr noch einen Spaß machen."

„Alles, was Ihr wollt!" rief Jener und hieb die beiden Fäuste auf den Tisch.

„Ein wohlgestopftes Pfeifel Tabak, wenn uns der Herr noch eine Rede hält über den Herrn Fingerlang, der alle fingerlang eine andere Meinung hat." So der Poldl.

Sofort sprang der Genannte begeistert empor, hieb mit den Armen in die Luft hinein und kreischte: „Ich bitt' um Ruhe, meine Herren! Ich werde eine Rede halten auf den wohlgeborenen Herrn Ambrosius Fingerlang, der alle fingerlang eine andere Meinung hat."

Ein gellendes Gelächter und Beifallsgeschrei.

„Ja, meine Herren, das will ich!" fuhr der angetrunkene Geselle gluckſend und mit stolpernder Zunge fort. „Nichts auf der Welt ist so verächtlich und so lächerlich, als die Windmühlenhaftigkeit in der Gesinnung! Es giebt Gäuche, sage ich Euch, welche um ein Mittagsmahl ihre Ueberzeugung verkaufen. Hundsgemeine Seelen, die sich auf politische Charaktere, auf Volksführer hinausspielen wollen. Volksverführer sind sie, eitle Gecken, Hungerleider und Lumpen-

kerle! Ein jeder Zigeuner glaubt sich heutzutage zum Volksredner aufwerfen zu müssen. Hinaus mit dem Wichte! hinaus!"

Jetzt torkelte er von der Tischecke hinweg. Mit den Armen um sich werfend, als wollte er Einen vor sich hertreiben, sich selber hinauswerfen, stolperte und fiel auf den Boden. Unter großem Gelächter faßten ihn ein paar Bauern — einer am Kopf, der andere an den Füßen — und trugen ihn hinaus in die Strohkammer.

Seit diesem Tage hießen sie den Ambrosius Fingerlang, wenn er sich manchmal in der Gegend zeigte, den Redenschuster, obzwar er nicht mehr Reden hielt, sondern seine tanzende Ueberzeugungstreue blos in Handel und Wandel äußerte.

Als die Zeit der Ordnung wieder gekommen war, wurde er Tagschreiber eines Winkeladvocaten, später reiste er als Agent einer Versicherungsgesellschaft. In den Sechzigerjahren will ihn Jemand als Polizeiorgan in Graz entdeckt haben und ich fand ihn im Jahre 1870 in einer Krämerbude zu Mariazell. Er hatte einen langen schneeweißen Bart und verkaufte Amulette und Rosenkränze.

Der Genius der Menschheit schreitet unbeirrt um solche Erscheinungen seine Bahn. Das Jahr der „Märztage" hat, wie jede bedeutungsvolle Zeit, seltsame Früchte gezeitigt, auch Thorheiten und Lächerlichkeiten, allein dieses Jahr bleibt trotz alledem ehrwürdig und groß. Wir gleiten zeitweilig auf abschüssiger Bahn rückwärts, aber 1848 ist ein Bollwerk, über das hinab wir nicht mehr rollen können.

Johann Häfenpfeifer.

Geboren war er zu Abelsberg, und zwar nach dem Ausweise des dortigen Kirchenbuches im Jahre 1837. Seit einiger Zeit will es mit seinem Alter nicht recht vorwärts und besinnt er sich schon seit Jahren, von der Kraft des Mannes in die Weisheit des Greises zu überspringen. Er ist ein Kraftgenie, und so eines braucht Weisheit nicht.

Von seiner Kindheit weiß er nicht viel mehr, als daß „gerauft worden ist“. Als Student hatte er das Vergnügen, mehrere seiner Professoren zufällig persönlich kennen zu lernen; im Ganzen konnte er sich ums Lernen nicht viel bekümmern, denn er wollte sich der Politik widmen. Anfangs hielt er bei Kneipen große Reden, denn er hatte eine vortreffliche Lunge. Er war Oppositionsmann selbstverständlich. Es kam sein Vater und wollte, daß er sich einem Berufe zuwende und seine Prüfungen mache. Er war Oppositionsmann. Es kamen Belcredi, Schmerling, Auersperg — er war Oppositionsmann. Es kamen die Gläubiger, die ihre Sache von ihm forderten — er war Oppositionsmann. Es kamen Andrassy,

Hohenwart, Taaffe — er war Oppositionsmann. Es kamen Weiber, die ihn an mancherlei Versprechen erinnerten, er schwieg und blieb im Stillen Oppositionsmann.

Sein Name ist Johann Häfenpfeifer. Er wird — sagen seine Freunde — genannt, so weit die deutsche Zunge reicht. Du mußt ja auch schon von ihm gehört haben, erinnere Dich, lieber Leser. Vor Kurzem hat er in Deiner Stadt einen politischen Vortrag gehalten. Er pflegt Volksversammlungen zu veranstalten, um wirthschaftliche Fragen zu besprechen, aber sein feuriger Geist bleibt bei den armseligen Bauern- und Krämerangelegenheiten nicht lange stehen, mit einem graziösen salto mortale springt er kopfüber in sein Element, in die große Politik hinein, in welcher er anfangs munter umherplätschert, allmählich aber mit Händen und Füßen so gewaltig dreinzuhauen pflegt, daß Wellen schäumen, die Gischten hoch aufspritzen und ein recht niedlicher Sturm zu Stande kommt. Die Versammlung ist begeistert, hingerissen. Trompetenschall und Pöllerschüsse wirken auf die Menge immer, so auch gewisse Worte und Sätze. Trompetenstöße in die Luft und leere Schüsse sind Phrasen, mit ihrem Verhallen verhallt auch die Wirkung.

In Oberabelsberg hat Johann Häfenpfeifer einen politischen Verein „Fanfaria" gegründet. Der Name ist viel zu bescheiden, der Verein könnte „Weltsteuerrad" oder „Generalcompaß" oder „Völkergericht" oder „Nationaler Regulator" heißen. Der Verein „Fanfaria" zu Oberabelsberg besteht zwar nur aus fünfunddreißig Mitgliedern; lauter schlichte Leute, aber lauter Patrioten, filtrirt-nationale und politische Hellseher. Eine so edle Uneigennützigkeit wird man nicht bald anderswo finden, als in der „Fanfaria"; die Mitglieder lassen ihre eigenen Geschäfte verlottern, ihre Wirthschaften zu-

grunde gehen, ihre Familien verkommen, um ganz und voll — wie der technische Ausdruck lautet — ihrem Volke zu leben. Und nicht etwa nur in Phrasen leben sie für ihr Volk, nein, sie greifen thatsächlich ein und stellen in den Bewegungen der Nation sozusagen den Regulator dar. Der Verein „Fanfaria" zu Oberabelsberg theilt nämlich nach allen Seiten des öffentlichen Lebens hin Vertrauens- oder Mißtrauens-voten aus. Eine landwirthschaftliche Gesellschaft Deutschlands faßte vor einiger Zeit eine Resolution gegen die Annahme der Steuererhöhung. Sie erhielt eine Vertrauensadresse von der „Fanfaria". Die Adresse war ein merkwürdiges politisches Memorandum, in welchem die Erhöhung der deutschen Wehrkraft und die Verringerung der Steuern befürwortet wurde. Die Abelsberger Logik ist schon so. Ein Reichsrathsabgeordneter hielt eine Rede über die Nothwendigkeit der Flußregulirungen in den Alpen. Der Verein „Fanfaria" ertheilte ihm ein Mißtrauensvotum, weil er in seiner Rede nicht gegen die Juden polemisirt hatte. Einer Zeitung schickte der Verein „Fanfaria" das Mißtrauensvotum, weil sie anstatt Schriftleitung immer noch das ketzerische Wort: Redaction gebrauchte. Einem Schneidermeister sandte der Verein „Fanfaria" eine Belobungsadresse, weil derselbe unter der Rechnung für seine Kunden zu schreiben pflegte: „Mit germanischem Gruß saldirt Wenzel Czéchiczek." Als Bismarck das Septennat verlangte, ward ihm die Auszeichnung, von dem Vereine „Fanfaria" in Oberabelsberg mit einem warmen Vertrauensvotum bedacht zu werden. Hingegen ein Mißtrauensdecret dem deutschen Kronprinzen, als derselbe auf seinem Landgute die Garteneinplankungen braun und nicht schwarz-weiß-roth anstreichen ließ. „Euere kaiserliche Hoheit!" hieß es in dem wackeren Schriftstück. „Das große Deutsche

Volk wendet sein Auge voll Zuversicht den Stufen des Thrones zu. Wie, wenn dort anstatt der herrlichen Farben der Hohenzollern maikäferbraune Gartenplanken stehen? Wohin soll das führen? Soll es dann ein Wunder sein, wenn der nationale Geist wieder erblaßt? Wir beschwören Euere kaiserliche Hoheit u. s. w."

Der Vereinssecretär der „Fanfaria" las keine Zeitungsnummer, ohne sich aus derselben Vorfälle des In- und Auslandes anzumerken, welche mit Kundgebungen zu bedenken wären. Natürlich der französischen Regierung ein Mißtrauensvotum, als sie Bellfort befestigte, und dem Papst ein Mißtrauensvotum, als er friedenvermittelnd sich für die Sache der deutschen Regierung entschied. Und wenn dann solche Kundgebungen gar in den Blättern verzeichnet standen, da hüpfte jedem Mitgliede vor Freude das Vereinsherz.

Man muß sagen, der politische Scharfblick der „Fanfaria" war so weitreichend, daß ihm kein Anderer zu folgen vermochte. Man hörte auf den von ihr veranstalteten Wanderversammlungen viel Neues, und wenn Gevatter Böttcher oder Sensenschmied sprach, da eröffneten sich oft ganz ungeahnte Perspectiven in die politische Zukunft. Daher waren solche Versammlungen auch stets so gut besucht, daß einmal ein berühmter Komiker, der zu gleicher Zeit in der Stadt gastirte, leere Häuser sah, während die Bierhalle der „Fanfaria" die andrängende lachfrohe Menschenmenge kaum fassen konnte.

Nur wenn der Vereinsobmann, Herr Johann Häfenpfeifer — den Humpen Bier zu Handen, im Munde die Cigarre — sprach, hörte man nichts Neues, hingegen wurden die alten Schlagworte und Sprüche mit so oppositionsgewaltiger Wucht hingeworfen, daß es eine Freude war. Nebstdem war Häfenpfeifer ein sehr jovialer Mann. Jedem, an dem er

vorbeikam auf seinem Wege zu und von der Tribüne, drückte er die Hand, oder klopfte ihm wenigstens auf die Achsel. Es sind die Wahlen vor der Thür. „Ja, ja," sagte einer der Bürger, „wie ich höre, soll das Reichsrathsgebäude einen unsinnig großen Saal haben, da muß Einer sein, der reden kann! Der eine Stimme hat! Ein Zwitscherer thuts nicht in so bewegter Zeit!"

Da war aber ein Zeitungsschreiber — eine niederträchtige Schreiberseele! — Der ließ drucken: Man solle sich den Mann nur einmal näher ansehen, ob Einer, der nicht einmal sein eigenes Haus aufrecht zu halten wisse, für das Allgemeine wirken könne? Ob ein Mensch, der seine Familie vernachlässige, ein Herz für sein Volk haben könne? Ob ein Wühler und Hetzer auf den Frieden und das Gedeihen seiner Nation hinarbeite? Ob dieser Johann Häfenpfeifer nicht am Ende ein eitler Tropf wäre? — Man mag sich vorstellen, was auf Solches hin dieser Zeitungsschmierer von dem Vereine „Fanfaria" für eine Adresse erhalten hat.

Bei der Wahl erhielt Johann Häfenpfeifer von dem halben Tausend Wählern fünfunddreißig Stimmen, weil auch seine eigene. Nun begann er zu grollen gegen die Undankbarkeit des Vaterlandes. Er fand diesen Boden nicht mehr werth, daß selbiger den großen Patrioten Johann Häfenpfeifer trage, und er wanderte aus. Aber nicht für immer, das sagte er wohl, er gehe ins Reich hinaus, um dort für die nationale Sache Propaganda zu machen, er gehe, um den deutschen Brüdern zu klagen, wie armselig es bestellt sei in seinem Vaterlande, und er wolle mit mächtigen Verbündeten wiederkehren und siegen.

In B., einer norddeutschen Provinzialstadt, ließ er große Placate anschlagen: Johann Häfenpfeifer werde eine

öffentliche Rede halten über die politischen Zustände Oesterreichs. Zur selben Zeit hatte die Stadtvertretung von B. von dem Vereine „Fanfaria“ zu Oberabelsberg eine stilvolle Zustimmungsadresse erhalten darüber, daß B. die schöne Stadt, ein Schoßkind der Germania, edlen Patrioten ein gastliches Asyl bereite. Der Rath ließ in Karten und geographischen Werken nachschlagen, ohne Oberabelsberg zu finden, bis der gelehrte Archivarius erklärte, Oberabelsberg sei nur ein Deckname für Schildburg, und die Zuschrift sei als munterer Gruß von den weisen Schildbürgern zu betrachten. Nicht besser als dem Rathe erging es den guten Bewohnern von B., sie durchblätterten alle Lexika, alle etwaigen Verzeichnisse der Staatsmänner, Redner und Volksvertreter des In- und Auslandes, der Name Johann Häfenpfeifer war nicht zu finden. Die angekündigte Rede konnte wegen Theilnahmslosigkeit des Publicums nicht abgehalten werden.

Nun ließ Häfenpfeifer sich in einen nationalen Verein von B. eintragen und für eine nächste Versammlung erbot er sich, in dem Vereine eine Rede über die politischen Zustände Oesterreichs halten zu wollen. Natürlich mit Dank angenommen, denn für das schöne alte Oesterreich haben die Reichsdeutschen stets Interesse und ein warmes Herz.

Die Versammlung tagte, Häfenpfeifer wurde mit großer Zuvorkommenheit behandelt, und als er fest und ernst die Rednerbühne bestieg, war alle Aufmerksamkeit der zahlreichen Anwesenden auf ihn gerichtet.

Der Redner begann mit einem Appell an die deutsche Nation. Dann ging er auf die Zustände Oesterreichs über und machte dabei das einemal eine geringschätzige, das anderemal eine tiefbekümmerte Miene, rang auch gelegentlich die

Hände, als flehe er um Hilfe. Bittere Klagen führte er über die Fahrlässigkeit der Deutschen, die sich lieber mit Ackerbau, mit Eisennägelfabrication, Leinweberei und Ledergärben beschäftigten, als mit politischen Thaten. Bittere Klagen gegen die katholische Kirche, welche gegen die deutsche Nationalkirche stets Front mache. Von feisten Pfaffen und leckeren Nönnlein war die Rede, die parasitenartig . . . In der Versammlung war ein Zischlaut zu hören. Was ist das? Mitten im katholischen Oesterreich ist derlei stets hell bejubelt worden, und hier im protestantischen Norden? — Der Redner fuhr fort und führte bittere Klagen gegen die österreichischen Schulen, die immer noch den Patriotismus von dazumal vorbeteten; bittere Klagen gegen die österreichischen Schriftsteller und Dichter, welche lau gegen die nationale Idee einen ekeligen Humanitätsdusel trieben, als lebe man noch zur Zeit Lessing's und Goethe's; leidenschaftliche Klagen gegen den Beamtenstand, welcher kriecherisch seine habsburgische Stefansthurmpolitik . . .

Der Redner wurde unterbrochen. Ein Mann des Gesetzes, mit der preußischen Mütze auf dem Haupte, war aufgestanden und erklärte nun mit einer ganz eigenthümlichen Schneidigkeit, er könne den Sprecher in diesem Tone nicht fortfahren lassen.

Johann Häfenpfeifer hatte es sonst geliebt, bei seinen Reden die Polizeiorgane zu provociren; ein Ordnungsruf im Namen des Gesetzes hatte seinem Esel erst den richtigen Sattel aufgesetzt. Aber heute, an dieser Stelle und in diesem Lande, erschrak er vor dem Polizeiorgane so sehr, daß er den Faden seiner Rede verlor. Er tappte eine Weile herum, erwischte noch einige Phrasen von nationaler Größe, von politischer Verbrüderung u. s. w., in denen er seine sonore Stimme kräftig austönen ließ.

Keine Hand rührte sich zum Beifall, als er geendet hatte. Stark verblüfft stieg er von der Tribüne, und um seinen Platz, wo er beim Glase Bier nun saß, blieb es öde. Nur ein mitleidiger Candidat der Theologie trat zu ihm heran und fragte, ob er nicht erschöpft sei? Es scheine der Saal nicht besonders akustisch zu sein. Der wohlwollende Candidat erhofft für diesen Samariterdienst einen Sitz im Himmel.

Nun bestieg der Vorstand des Vereines die Tribüne und sagte: „Indem ich dem Herrn Häfenpfeifer für seinen Vortrag höflich danke, wollen wir zur Tagesordnung übergehen."

Das war Alles. Herr Häfenpfeifer machte sich bald unauffällig davon, seine heutige Tagesordnung war ein rasender Aerger, bis der gute Morpheus ihm die Augen schloß.

Am nächsten Tage stand in dem K. Regierungsblatte von B. gelegentlich des Referates über die Versammlung des nationalen Vereines: „Die nun erfolgte Rede eines Herrn J. Häfenpfeifer aus Oesterreich glauben wir nicht ernst nehmen zu sollen. Der Mann hat sich so wüthig ins eigene Nest gespuckt, daß auf den Gesichtern der Zuhörerschaft nachgerade ein mitleidiges Befremden zu sehen war. Wahrlich schlecht stünde es um das deutsche Volk, wenn es viele solcher Individuen unter sich hätte, welche ihre Lebensaufgabe darin erblicken, alle Autoritäten ihres Vaterlandes zu beschimpfen und zu verhöhnen. Wir ehren gewiß die heutigen schweren Sorgen der Deutschen in Oesterreich, wir freuen uns des deutschen Bewußtseins, das in ihnen erwacht ist, wie wir geloben, unsere deutschen Brüder in der Noth nicht zu verlassen, aber mit einem Renegatenthum schließt der Deutsche keinen Pact."

Nun ist Herr Johann Häfenpfeifer wieder heimgekehrt nach Oberabelsberg. Er spricht nicht mehr so viel wie früher, am wenigsten von seinen politischen Erfolgen in Deutschland. Die „Fanfaria" theilt nach wie vor ihre Kundgebungen aus und hat erst vor Kurzem in einem energischen Schriftstück den Rothschild aufgefordert, sofort nach Jerusalem zu übersiedeln, um dort König der Juden zu werden, widrigenfalls u. s. w. —

Auch derlei Schrullen zeitigt das erregte politische Leben eines Volkes. Ihr Fluch liegt in ihrer Lächerlichkeit und es ist besser, wir selbst sehen und brennen diese Schäden an unserem Fleisch, als daß es der Feind thue.

Der Johann Häfenpfeifer merkt zwar nichts. — Guten Abend!

Der Volksdichter.

Eine Reiseunterhaltung im Waggon.

Das war im Sommer des Jahres 1872, einige Zeit nach dem Erscheinen meines „Volksleben in Steiermark“ und der ersten Dorfgeschichten. Ich fuhr von Gmunden auf der kleinen Eisenbahn nach Lambach. Im Wagengelaß war außer mir ein freundlicher Landpriester und ein alter Mann in schlechtem Bauerngewand und mit verwildertem Barte. Der Priester und ich hatten ein Gespräch begonnen, welches sich anfangs mit den guten Einkehrhäusern in Gmunden, dann mit dem Traunfall und endlich mit dem schönen Traunflusse selbst beschäftigte.

Der Geistliche that unter Anderem die Bemerkung, daß er erst vor Kurzem ein Büchlein gelesen habe, in welchem die Traun geschildert sei, die in dem Aufsatze recht possierlich in steierischer Mundart spreche. Sie erzähle ihren Lebenslauf, wie sie ihre Kindheit auf den hohen Bergen zugebracht habe, dann herabgesprungen sei als munteres Dirndl ins Thal und von einem See zum anderen, immer koketter und kecker werdend, bis sie endlich hinter Gmunden zum Fall gekommen. — Ich kannte das Stückchen gar wohl, kannte auch dessen

Verfasser sehr genau und hörte es als junger Poet nicht ungern, wie der Geistliche diese Traungeschichte als „gar zu nett“ bezeichnete.

„Der Verfasser des Büchleins soll ein steierischer Bauernbursche sein,“ sprach der Priester weiter, „der nicht ohne Talent ist, wie auch andere Stücke seines Buches beweisen, der aber auf Abwege zu gerathen scheint.“

Da ich dem Sprecher etwas befremdet ins Gesicht schaute, so fuhr er fort: „Man hätte ihn auf seinem Bauernhofe lassen sollen, unter der Anleitung seines Pfarrers würde er besser gefahren sein. Er ist von Haus aus ein christliches Gemüth, man sieht es an vielen seiner Gedichtchen. Er kennt das Landvolk ziemlich genau; ich höre, er soll das Schneiderhandwerk gelernt haben und als Handwerker viel in der Bauernschaft herumgekommen sein. Er hätte also das Zeug, wohlthätig auf das Volk einzuwirken.“

„Nun?“ fragte ich.

„Leider,“ fuhr der Sprecher fort, „ist er in die Hände der Liberalen gefallen. Man hat ihn nach Graz gelockt, wo sie ihn zum Zeitungsschreiber herrichten wollen. Da beginnt er nun bereits von Toleranz und Menschenliebe zu faseln, schwärmt für Josef den Zweiten und was das Schlimmste ist, macht sich lustig über katholische Gebräuche, die, wenn auch von der Kirche nicht immer vorgeschrieben, doch dem Volke heilig sind. Lesen Sie seine Sittenbilder aus dem steierischen Volksleben, Sie werden ihre blauen Wunder sehen, wie wohl es der junge Mann bereits versteht, ins Horn des Zeitgeistes zu blasen.“

Hierauf war meine Entgegnung: „Ich kenne den jungen Menschen zufällig persönlich und kann versichern, daß er sein Liedchen keinem Zeitgeist zuliebe bläst. Wenn Sie die Schriften

gelesen hätten, die er schon als fünfzehnjähriger Knabe auf seinem entlegenen Bauernhofe geschrieben hat, so würden Sie sehen, daß das Uebel schon von Natur aus in ihm steckt und daß, was seine Gesinnung anbelangt, er bisher in der Stadt weder gelernt noch vergessen hat."

„Mag sein, daß er schon von Haus aus verdorben ist," entgegnete mein Reisegenosse, „er witzelt zum Beispiel über das Weihwasser, über das Wallfahrten, über die Pfarrers-köchinnen, ja sogar über das heilige Rosenkranzgebet."

„Ich möchte darauf aufmerksam machen," war mein Einwand, „daß auch das Volk, selbst unsere durch und durch gläubigen Gebirgsbauern, über solche Dinge ihre Witze machen. Ich kenne Bauernbursche, welche am Sonntag Vormittags fromm dem Gottesdienste beiwohnen, und Nachmittags im Wirthshause oder in anderer Gesellschaft die Predigt, die Beichte, die Sprengung und Anderes parodiren. Wie oft kann man es bei Volksbelustigungen sehen, daß komische Wallfahrtszüge veranstaltet werden, bei welchen eine kirchliche Litanei oder ein frommer Gesang auf die lächerlichste Weise zum Vortrage kommen!" —

„Mag sein, mag sein!" unterbrach der Priester. „Soll aber ein Mann, der sich Volksdichter nennen läßt, derlei Verirrungen wieder auftischen? Nein, ein Schriftsteller seiner Art soll die Fehler und Verdorbenheiten des Volkes ignoriren oder tadeln, die Vorzüge und Tugenden desselben zeigen, verherrlichen und so ein Vorbild und Führer seines Volkes werden."

Ich schwieg auf diese Worte, denn es scheint, daß sich nichts dagegen einwenden läßt. Der alte Mann in der Ecke, welcher, Hände und Kinn auf den Knorpelstock gestützt, anfangs wie stumpfsinnig vor sich hingebrütet hatte, regte sich

nun und pfusterte aus seiner großen, starkgerötheten Nase. Dann schüttelte er seinen weißen Bart und seine Lockenmähnen, die ihm wirr über die Schulter hingen, und brütete wieder dahin.

„Sehen Sie, und das ist der Fehler!“ fuhr der Priester zu mir gewendet fort, über den Verfasser des Traungeschichtchens zu sprechen. „Und in diesem Fehler wird der Mann — wenn er sich nicht etwa bald ausschreibt — tiefer und tiefer versinken. Man sieht es ja, wie mit jedem neuen Bändchen, das er schreibt, die bösen Leidenschaften immer mehr hervortreten. Vor Allem ist es die freie Liebe, die geschildert wird mit ihren lüsternen Anfängen und verderblichen Folgen. Bauerntrotz und Haß und Empörungsgelüste werden vorgeführt und andererseits wieder träge Gleichgiltigkeit, Spottsucht und Tücke. Neben diesen Dingen nimmt es sich geradezu lächerlich aus, wenn auch allerlei Treuherzigkeit und Seelengröße aufmarschirt, die — weil der Verfasser sie allzuselten von der Religion ableitet — nicht glaubhaft erscheinen können. Und so wird aus dem verhätschelten Volksdichter nicht ein Volksführer, wohl aber ein Volksverführer werden.“

Der alte Mann in der Ecke räusperte sich sehr stark. Dann wendete er sein Haupt zu uns und stieß mit rauher, heiserer Stimme die Worte hervor: „Mit Verlaub, meine Herren!“

„Bitte!“ nickte der Priester dem alten, stark zerfahrenen Manne zu, ihn zu unserem Gespräche einladend.

„Da wird vom Volksdichter gesprochen,“ sagte der Alte. „Ihr versteht aber nichts davon. Ihr meint, der Gärber soll auch die Stiefel machen. Nein, meine Herren, die Stiefel macht der Schuster, der Gärber liefert dazu nur das Leder. Von dem Manne, den Ihr da in der Arbeit habt, kenne

ich nichts. Von einem anderen Volksschriftsteller kenne ich zwei Bücher, in dem einen beschreibt er das Pack und in dem anderen erzählt er aus ihm Geschichten und macht Lieder. In dem einen ist er Volksschilderer, in dem anderen Volksdichter. Wie macht er das als Schilderer? Schildert er das Volk, wie es ist, oder wie es sein soll? Wenn ich eine alte Mutter habe und ich will sie malen lassen, bevor sie heimgeht, und der Maler malt mir sie nicht mit ihren Runzeln und guten, blöden Augen und nicht mit ihren Wärzlein auf der Wange, mit ihrem groben zerflickten Jöppel, sondern als eine Rafaelische Madonna, so werde ich zu ihm sagen: Freund, verkaufe das schöne Bild an einen reichen Juden, ich mag es nicht, ich wollte mein altes Mütterchen haben. — Für einen solchen Maler bedanke ich mich. Und das Landvolk ist auch ein Mütterlein, welches der Schilderer geben muß, wie es ist, und nicht wie es sein sollte, sein könnte, sein müßte, wäre es unnatürlich. — Jetzt kommen wir vom Volksschilderer zum Volksdichter, mit Verstattung. Der Schilderer giebt vom Volk das Auswendige, der Dichter bringt sein Inwendiges zu Tage. Der Schilderer mag außerhalb des Volkes stehen, er kann sogar ein gelehrter Mann sein und braucht gar nichts mit dem Volke gemein zu haben. Nur ein gutes Auge ist vonnöthen, daß er die Eigenheiten sieht. Seine Kunst liegt im Auge. Der Volksdichter muß ganz mitten drin im Volke stehen, muß selber Volk sein. Seine Kunst liegt im Herzen. Das Volk ist unbeholfen im Gefühlsausdruck, der Dichter ist sein Mund, durch den es flucht oder betet, lehrt oder spottet. Das Volk ist ein Baum, der Dichter ist seine Blüthe. Verlangt Ihr, daß auf einem oberösterreichischen Apfelbaum eine Ananas blühen soll? Ein Büchermachergeselle, der aus dem Volke einen Stoff nimmt, um ihn für

Herrenleute und Salonfrauen zurecht zu richten, ist kein Volksdichter. Der Volksdichter muß seine Sach' aus der Natur schöpfen, ohne zu fragen, wozu? für wen? Er ist eine Naturnothwendigkeit, die es gar nicht zu wissen braucht, daß man sie Dichter nennt. Auch die Druckerschwärze hat sie nicht nöthig, das echte Lied fliegt wie Blüthenstaub im Mai. Der Volksdichter muß vor Allem ein guter Kamerad seines Volkes sein, er muß mit den Fröhlichen jauchzen, mit den Betrübten weinen, mit den Zornigen grollen, mit den Schaffenden arbeiten, mit den Müßigen träumen, mit den Denkenden grübeln, mit den Frommen beten, mit den Sündern sündigen. — Er muß naturgemäß Alles, was das Volksherz bewegt, drückt, erhebt, vergiftet, befreit, in Form und Lied bringen, in welches die Volksseele sich dann ausleben kann. — Was nun der Volksschilderer und der Dichter auf solche Weise hervorbringen, das — wenn Ihr wollt — ist das Leder, ist der Stoff, die Thatsache. Jetzt mag der Lehrer kommen, um das Volksbewußtsein zu corrigiren, oder der Priester, um das Volksherz zu veredeln, oder der literarische Ethiker, um die Volkskräfte zweckmäßig zu leiten — das sind die Schuster. — Bin ich verstanden?"

Ein paar flüchtige Einwände wurden gemacht, die der Alte rasch niederschlug. In seinem grauen Auge glühte ein lebhaftes Feuer. „Nicht Ihr allein," fuhr er fort, „im ganzen Lande und jenseits der Donau, und gestern wie morgen, und auf den Kanzeln und in den Literaturkritiken, und die Gescheiten wie die Dummen verwechseln den Dichter mit dem Sittenlehrer."

„Muß mir aber die Bemerkung erlauben," sagte nun der Priester, „daß die großen Dichter doch auch veredelnd auf ihr Volk einzuwirken suchten und eingewirkt haben."

„Ich weiß das wohl," versetzte der alte Mann. „Doch Ihr Herren, der Dichter wirkt anders auf sein Volk, als Ihr Euch vorstellt. Wenn er seinem Volke einen Spiegel vorhält, in welchem es die Schönheit seiner Vorzüge und die Häßlichkeit seiner Laster sieht, so wirkt er. Wenn er in seinen Gestalten die Thatsache zeigt, daß jedem Schlechten, in welcher Gestalt immer, das Unangenehme folgt, so hat er mehr als eine Predigt gehalten. Wenn er darstellt, wie die Leidenschaften erwachen, das Herz verzehren und tragisch enden können, so wirkt er läuternd. Wenn er die gesunde Lebensfreude feiert, den kindlichen Humor vorführt, so wirkt er erfrischend. Er wirkt, ohne es zu beabsichtigen, und er wirkt um so tiefer."

„So soll er die Sünden, müssen sie schon kommen, wenigstens in züchtig verhülltem Zustande aufmarschiren lassen," meinte der Gegner unbedacht.

„Natürlich, im Köder soll man das Gift nicht merken," hierauf der Alte. „So fängt man Vögel! Herr, ich sage Euch, was Ihr schon wisset: das Verhüllte reizt, das Nackte schreckt ab. Unbefangenheit, Treuherzigkeit, das sind die Flügel des Dichters, die ihn über jeden Sumpf hinaustragen. Die menschliche Wahrheit darf er nicht fälschen. Er kann nach Belieben und Eignung eine Auswahl treffen, kann das Häßliche beiseite liegen lassen, kann das Leben in seinen schöneren Formen anpacken, aber er darf bei dem, was er einmal gefaßt hat, absichtlich nichts dazu thun und nichts hinwegnehmen. Der Stempel seines eigenen Wesens wird ja freilich allen seinen Schöpfungen eingeprägt sein, und schon darum muß der Volksdichter selbst ein Stück desselben Volkes sein, aus dem und für das er dichtet. Ich habe es stets am schlechtesten gemacht, wenn ich mich auf die Zehen stellte, um

über das Volk hinaus zu ragen. Und ich bin stets am langweiligsten geworden, wenn ich ins Moralisiren hinein gerieth. Das Moralisiren ist das Wasser, in welchem jede Poesie ertrinkt, der Dichter muß fliegen, aber nicht schwimmen können. Endlich, wie der Pfarrer kein Dichter ist, so ist der Dichter kein Pfarrer. Daß ich eine Predigt halte, ist jetzt das erste- und das letztemal gewesen. Guten Tag!"

Damit erhob sich der alte Mann, denn der Zug stand still und er stieg aus. Der Landgeistliche sowohl als ich waren ein wenig überrascht von dem, was dieser verlotterte Mensch gesprochen. Auf dem Perron standen mehrere Herren geistlichen wie weltlichen Standes, hutschwenkend grüßten sie dem Ankömmling entgegen, der, auf seinem Stocke gestützt, ihnen zutorkelte, ohne seinen Hut auch nur im Geringsten zu lüften. Ueber dem Ausgange standen in einem grünen Kranz die Worte: „Gottswillkommen, Piesenhamerl Franzel!"

Wir im Waggon blickten uns an: Franz Stelzhamer war das?!

„Der Mann ist arg heruntergekommen," sagte der Geistliche kopfschüttelnd.

„Ich glaube, er steht noch immer höher als manch Anderer," war meine Meinung.

Der gefangene Pope.

Kam Euch in diesem Buche bisher Manches spanisch vor, so sollet Ihr nun einmal etwas Russisches vernehmen.

Eines Tages hatte der Großpope von Kasan einen erleuchteten Einfall. Er dachte, wenn in anderen Ländern die Geistlichkeit selbstständig sein mag und ihr geistliches Oberhaupt hat, über das Keiner steht auf Erden, warum soll gerade die russische Priesterschaft einem weltlichen Oberhaupte unterthan sein? Der Kaiser von Rußland hatte ihm nämlich sagen lassen, er — der Metropolit von Kasan — solle den Geldbeutel der Gläubigen nicht allzusehr quetschen, sondern auch für den Finanzminister noch Etwelches darin lassen. — „Was er mir nur immer in mein Seelsorgeramt dreinreden muß!" schnauzte der Großpope, und hierauf kam ihm der obige Gedanke.

Was nützt der Gedanke allein? Freimuth geziemt dem Apostel. Im Anfang war das Wort, steht's in der Schrift. Der Metropolit setzte sich hin und schrieb einen Aufruf an die Popen seines Kreises und an die Schäflein der Popen. Das Sendschreiben hub an folgendermaßen:

„Ehrwürdige Brüder! Fromme Gläubige und geliebte Kinder der wahren Kirche.

Des Herrn Reich ist das Erste und das Letzte. Der Welt Reich ist nichts dagegen. Des weltlichen Herrn Diener sind gering vor Gott, aber hoch vor den Menschen. Die Großen der Erde müssen sich neigen vor dem Diener Gottes. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Gott ist der Weltschöpfer, Alles, was lebt und strebt, was in den Lüften ist, oder unter der Erde, was aus den Wolken kommt, oder aus dem Boden, oder aus des armen Menschen Hand, ist Gottes Werk und Eigenthum. Der Mächtigste der Erde ist ein Wurm gegen den Allmächtigen, der Erde König ist ein Bettler vor dem Ewigen. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“

In diesem Tone ging es fort; eine frische Auflehnung gegen die weltliche Herrschaft, ein kühnes Sichzueignen aller Menschen und aller Güter. Klug war der revolutionäre Sinn verschanzt hinter den Bibelstellen. Aber die russische Obrigkeit verstand das Hantiren mit Bibelsprüchen selber zu gut, als daß sie sich blenden ließ. Da sie einstweilen nicht Willens war, zu warten auf das, was „des Kaisers ist“, wenn Alles Gottes ist, so machte sie kurze Hand. Sie beschied den Metropoliten nach Moskau. Dieser weigerte sich anfangs zu gehen, aber der Statthalter von Kasan redete ihm freundlich zu, er wäre, geistliche Würde ausgenommen, ein Thor, wenn er nicht ginge, da ihm der Kaiser die Hand zur Verständigung reiche. Denn Hochehrwürden müßten nur wissen, Seiner Majestät sei das oberhirtliche Sendschreiben tief zu Herzen gegangen und sie sei entschlossen, der Kirche im Sinne der heiligen Schrift so weit als möglich entgegen zu kommen.

Deß war der hohe Metropolit einstweilen zufrieden. Er reiste nach Moskau, nahm sich unterwegs aber vor, dem Kaiser seine strenge Würde fühlen zu lassen und ihm Vorwürfe zu machen darüber, daß nicht er, der weltliche Fürst, zu ihm, dem geistlichen, gekommen, anstatt dem ehrwürdigen Sachwalter des Reiches Gottes die beschwerliche Reise aufzubürden.

Als sein Wagen durch die Thore des Kremls rollte, wurde im dritten Hofe der Metropolit feierlich empfangen. Ein Spalier von Soldaten war aufgestellt, ein Officier trat zu ihm heran und erklärte ihn als den Gefangenen Seiner Majestät des Kaisers. Unverzüglich wurde er, als des Hochverrathes angeklagt, auf die Festung Tschinopol gebracht.

Diese Ueberraschung war für den Metropoliten so groß, daß er mit seinem theologischen Troste nicht mehr ausreichte, sondern in einen echt irdischen Zorn ausbrach und den Kaiser von Rußland sammt seinem ganzen Hofstaat neunhundert Meilen in die Erde hinein verfluchte. Trotzdem blieben der Kaiser und sein Hofstaat einstweilen auf der Oberfläche, und nicht einmal die Thore von Tschinopol sprangen auf vor den Blitzstrahlen des erzürnten Großpopen.

So griff dieser zu seinem zweiten Mittel. Er verfaßte Sendschreiben an seine Popen und ihre Schäflein, in welchen er ihnen die Qualen seines Kerkers schilderte. In den dumpfen Thurm haben sie ihn geworfen, den Gesandten Gottes! Auf feuchtem Stroh schmachtet er bei Wasser und Brot! Kaum ein Tageslicht, nie ein Sonnenstrahl! Die klirrenden Ketten der Gefangenschaft werden den Zorn des Himmels wecken! Mit furchtbaren Geißeln wird Rußland heimgesucht werden! — Sühnopfer und Bußtage verordnete der im Kerker schmachtende Metropolit, Glocken mußten geläutet werden in

seinem Kreise, Bittprocessionen ließ er abhalten und für seine Feinde und Peiniger beten.

Das rührte denn die Popen und Gläubigen sehr und sie fluchten heimlich dem Kaiser, während sie für ihn laut beteten.

Der Commandant der Festung Tschinopol, Major Oguloff, der über den Gefangenen die Aufsicht hatte, saß mitunter in einer Schenke des Städtchens bei Kameraden, und diese neckten ihn als den tyrannischen Peiniger des armen Bischofs. Den alten Mann auf feuchtem Stroh liegen lassen, bei Wasser und Brot, in Ketten und Finsterniß! — Sie zeigten ihm eines der Sendschreiben, in welchen die Gefangenschaft so herzbewegend geschildert war.

Anfangs lachte der Major über die Phantasie seines Gefangenen, weil sich aber die Neckereien wiederholten und man ihn, wenn auch nur scherzweise, den russischen Caligula nannte, so verdroß es ihn endlich. Er nahm das Sendschreiben und ging damit zum Großpopen. Zuerst kniete er vor diesem nieder auf den Teppich, schlug ein Kreuz über seine Brust und bat um den Segen. Als ihm dieser von dem Greise väterlich gewährt war, stand er auf, zog aus seiner Tasche das Sendschreiben und sagte: „Euer Hochehrwürden! Lesen Sie diesen Brief.“

Der Großpope warf einen Blick auf das Papier und sagte: „Ich kenne es.“

„Euer Hochehrwürden! Haben Sie das geschrieben?“

„Warum fragen Sie, da doch mein Name darunter steht.“

„Das Ding ist gedruckt,“ sagte der Commandant, sein Angesicht war geröthet, es kostete ihm Mühe, den kochenden Zorn zu bemeistern. „Es kann eine Fälschung sein, ein Miß-

brauch Ihres ehrwürdigen Namens, ein schlechter Spaß. Ich nehme es an. Euer Hochehrwürden, nur ein Wort, daß dieses Schreiben unecht ist, ich nehme es gern an."

„Warum soll ich es nicht bekennen!" entgegnete der Metropolit, „das Recht, Sendschreiben an meine Gläubigen zu richten, könnt Ihr mir nicht nehmen, ich habe es von Gott."

„Dann muß ich Euer Hochehrwürden bitten, mir den finsteren Kerker zu zeigen, in welchem Sie unter Ketten schmachten auf feuchtem Stroh! Ich sehe nichts hier, als eine Reihe von sonnigen Zimmern mit Teppichen belegt, von behaglicher Wärme stets durchströmt, ein Bett mit Eiderdunen, ein wohleingerichtetes Badecabinet, Ihren Leibdiener, der Ihnen jeden Wunsch von den Augen liest. Ich sehe frische Blumen in Ihrem Arbeitszimmer, in Ihrem Speisezimmer einen wohlbesetzten Tisch. Ich sehe einen Park mit Rosenbeeten und den Schatten alter Bäume, mit Teich und Schützenstand; täglich ergehen Sie sich nach Belieben in diesem Garten, vollkommen sind Sie Herr Ihrer Zeit, und jedes Ihrer Gemächer enthält einen Glockenzug, der Ihnen dienstbare Geister ruft, so oft Sie irgend ein Begehren haben. — Wo ist also der finstere Kerker, von dem in diesem Sendschreiben die Rede?"

„Herr Commandant," antwortete der Großpope, „Sie wissen es so gut als ich und als es der Kaiser weiß, daß diese Beschreibung sinnbildlich gemeint ist. Ein Gefangener bin ich doch, das wird man nicht leugnen."

„Euer Hochehrwürden," sagte der Commandant, „in Ihrem Kreise werden sich wenige Gläubige finden, die ihre Freiheit nicht mit Vergnügen gegen diese Gefangenschaft vertauschen würden. Uebrigens sind Sie ganz frei, sobald Sie versprechen, Ihren priesterlichen Beruf nicht zu überschreiten."

Der Metropolit zuckte die Achseln.

„Ich verlange," fuhr der Commandant fort, „daß Euer Hochehrwürden die Schilderung Ihrer Gefangenschaft in diesem Sendschreiben auf der Stelle widerrufen!"

Mit salbungsvoller Stimme versetzte der Großpope: „Wenn man Alles widerrufen wollte, was sinnbildlich gesprochen ist, da müßte man die schönsten Stellen der heiligen Schrift widerrufen."

„Wie es beliebt. Ich begehre nur den Widerruf dieser Unwahrheit."

„Und ich sage, daß jede Gefangenschaft eine Fessel ist, weil man sich nicht frei bewegen kann; daß sie eine Finsterniß ist, weil man dem Lichte seiner Vernunft und den Erleuchtungen Gottes nicht nachgehen kann; daß sie ein Hungerthurm ist, weil der Hunger nach Freiheit nicht gestillt wird; daß sie ein Lager auf feuchtem Stroh ist, von den Thränen des Unschuldigen täglich benetzt."

„Wohlan," sagte nun der Commandant, „wenn es Euer Hochehrwürden Vergnügen macht, in solchen Bildern des Elends zu schwelgen, so soll es meine Sorge sein, die Wirklichkeit mit Ihrer Einbildung in Einklang zu bringen und den Inhalt dieses Sendschreibens buchstäblich zur Wahrheit zu machen. Besinnen Sie sich, würdiger Herr, mit wem Sie es zu thun haben. Ich liebe es nicht, mich als Aufseher dieser Festung und die Absicht des hochherzigen Kaisers vor der Welt in schiefes Licht gestellt zu sehen. Gestehen Sie, daß es kein Kerker ist, in dem Sie leben, sondern ein fürstliches Schloß. Widerrufen Sie öffentlich."

Der Metropolit zuckte die Achseln und murmelte: „Es thut mir leid."

„Wohlan," rief der Commandant und schritt mit schweren Schritten durch das Gemach, „so werden Euer Hochehr-

würden in einer Stunde diese Räume mit einem anderen vertauschen, der Ihrem Märtyrerscheine besser entsprechen soll."

„Herr Commandant," sagte der Großpope, „Sie haben vorhin geäußert, daß Sie glauben, durch mein Sendschreiben würde Ihre Verwaltung hier in ein schiefes Licht gestellt. Da sei Gott für, daß ich gegen einen so frommen Gläubigen irgend welche böse Absichten gehabt hätte. Ich weiß gegen Ihre Verwaltung, sofern sie mich angeht, nicht die geringste Klage zu führen und damit Sie sehen, daß ich nicht die Absicht habe, Ihrer Ehre vor der Oeffentlichkeit nahezutreten, so bin ich bereit, den Inhalt meines hier vorliegenden Sendschreibens klar zu stellen."

„Daß Sie nicht in einem finsteren Thurm eingekerkert sind!"

„Daß ich nicht in einem finsteren Thurm wohne."

„Sondern eine Flucht von fürstlichen Gemächern und einen großen Lustgarten zur freien Verfügung haben!"

„Daß ich eine anständige Wohnung nebst Garten habe."

„Ich lasse es hingehen. Euer Hochehrwürden verzeihen, hier ist Papier und Schreibzeug. Sie geben das Wort, in Ihrem nächsten Sendschreiben die Thatsachen richtig zu stellen."

Als das der Metropolit schriftlich versprochen hatte, steckte der Commandant Major Oguloff das Papier in den Sack, kniete vor Seiner Hochehrwürden nieder, küßte seine Sandalen und bat um den Segen, den er auch sofort erhielt. Dann verließ er den Gefangenen, ging in seine Kneipe und brüstete sich vor seinen Kameraden damit, daß der Großpope in seinem nächsten Sendschreiben widerrufen werde.

Der Großpope hält Wort; bisher ist aber das nächste Sendschreiben nicht erschienen.

Heilige Wunder.

Das war ein glühender Kampf der zwei jungen Eheleute. Mein Garten, in welchem ich arbeitete, stößt hart an ihr Haus und so mußte ich unfreiwilliger und wohl auch unbemerkter Zeuge sein, wie sie alle bräutliche Zier, die sie sich in den Tagen still aufkeimender Liebe, in den Tagen des Werbens, des Brautstandes, der Trauung und der Flitterwochen gegenseitig an das Herz gehangen hatten, nun roh und unbarmherzig herabrissen. Die Ursache des Streites habe ich nicht vernommen, aber ich habe gehört, wie sie sich gegenseitig alles Harte und Bittere sagten; sie schreiend, mit einer Stimme, die scharf wie Nadeln und Messer war; er grollend, in einem Tone, der dumpf und stumpf war, wie eine schwere Holzkeule. Von Falschheit und Untreue hörte ich sie sagen.

„Du bist mein Unglück geworden!“ ruft er.

„Was ich denn hab' verschuldet,“ schreit sie, „daß mich Gott so hart kann strafen, bei solch einem Menschen leben zu müssen!“

Er hat höhnenden Trotz, versinkt manchmal in finstere Ruhe. Sie giebt sich heftig und rasch aus, und ist sie mit

ihren Vorwürfen zu Rande, so beginnt sie wieder von vorne, daß es wirklich zu hören ist, als nehme sein Sündenregister kein Ende. Ihre Stimme zittert, das einemal vor Wuth, das anderemal vor Schluchzen, ganz wie es in den Text paßt. Endlich haben sie sich so tief in ihr Elend hineingefeindet, daß sie den Tag verfluchen, da sie sich das erstemal gesehen, verfluchen ihre Liebe und Ehe und alles Gute, das sie sich gegenseitig angethan, verfluchen ihr Leben.

„Du bringst mich noch auf den Freidhof (Friedhof)!" weint sie, „thu's bald, ich bitte Dich! Tausendmal lieber unter dem Rasen, als in diesem Haus!"

„Jetzt ist Alles aus," murmelt er und wankt davon.

Mir that das Herz weh. So brave Leute, vor sechs Wochen erst Hochzeit gehalten, beneidet und befreudet zugleich vom ganzen Dorfe! Und nun dieser wilde, plötzliche Bruch!

„Gottlob! Gottlob, wenn Alles aus ist!" rief das junge Weib dem Manne nach und begann — so viel ich wahrnahm — Kasten und Laden auszuräumen und ihr Eigenthum in Bündeln zusammenzupacken.

Mir that das Herz blutig weh. Ob ich nicht den Vermittler zu machen hätte versuchen sollen? Es wäre damit ja kaum etwas mehr zu verderben gewesen. Mir selbst zitterten die Glieder so sehr, daß ich von meiner Arbeit ablassen mußte. Ich ging, um mich zu beruhigen, hinaus über die Wiesen und Felder in den friedensheiteren Mainachmittag.

Es war eine milde, stille Luft, der Himmel war mit einer zarten, blassen Schichte überzogen, die sich hie und da zu leichten Wolkenballen verdichtete. Trotzdem brannte die Sonne manchmal so scharf und schwül herab, daß ich mich in den Schatten eines Lärchenbaumes setzte, welcher in seinem lichten Grün still und freundlich zwischen den Feldern stand.

Ich sah hinaus ins blühende Thal, hinab auf das Dorf, das scheinbar so friedvoll daliegt und doch so viel Leidenschaft und Unheil birgt unter seinen Dächern. — Von meinem Träumen erwachend, gewahrte ich, daß die Sonne mir ins Auge schien. War ich denn so lange hier gesessen, daß mittlerweile der Schatten sich wendete? Und hatte ich die Sonne denn jemals an so nördlichem Himmel gesehen, als sie jetzt stand, halb verdeckt hinter der milchigen Dunstschicht? Was war denn das? Ich stand rasch auf und sah nun am Himmel erst auch die eigentliche Sonne, fast noch an der Stelle, wo sie vorhin gestanden.

Zwei Sonnen! In einer alten Urkunde des Dorfes war zu lesen, daß einst an einem Pfingstsonntag ein Hirt auf der Weide am Himmel zwo Sonnen gesehen. Es sei hierauf ein großes Sterben gekommen, aber nach demselben seien die Menschen so fruchtbar gewesen, daß auf den Gassen und Wiesen kleine Kinder wie Maikäfer herumgezappelt wären und man Acht haben mußte, keines zu zertreten.

Heute sah ich das Unerhörte, und es war nicht Einbildung, die zwei Sonnen standen vor meinen leiblichen Augen am Himmel. Etwa fünfzehn Grade weit standen sie auseinander; die südliche war so funkelnd, daß man sie nicht anblicken konnte, die nördliche war sanfter, fast größer, weiß wie der Mond, und ihr Rand war so scharf geschnitten, daß man ihn durch den leichten Schleier genau erkennen konnte. — Ich war tief erregt; nicht das „große Sterben" fürchtete ich, das nun kommen sollte, auch nicht die Kinder, die auf Gassen und Wiesen unzählig wie Maikäfer umkrabbeln werden — mich bewegte das heilige Wunder der Natur, das sich still und groß vor meinen Augen zeigte. „Ist es denn wirklich?" fragte ich mich. „Träume ich nicht? Ach, wäre ein

zweites Wesen hier, daß es mit mir sehen und mir die Wahrheit bestätigen könnte!“ — Das zweite Wesen war der Lärchbaum, der bestätigte mir die zwei Sonnen am Himmel, denn er hatte zwei Schatten. Sie lagen über dem grünenden Felde hin, der schärfere mehr gegen Norden, der sanftere ein wenig gegen Süden gelegt. Es muß in unserem Gliederspiele etwas Unwillkürliches sein, eine angeborene Gewohnheit: als ich jetzt wieder so zu den zwei wunderbaren Sonnen aufblickte, da wollten sich die Kniee beugen, die Arme streckten sich gegen Himmel, und ich hätte was dafür gegeben, zu wissen, wen ich für dieses herrliche Naturspiel preisen, wem ich dafür danken dürfte.

Sachte begann endlich der zweite Schatten zu verblassen, die nördliche Sonne verlor ihre Ränder und floß gleichsam auseinander zu einer lichten Wolke, in deren Schicht die Wiederspiegelung stattgefunden hatte. Die andere, unsere liebe alte Sonne, stand klar und strahlend am Himmel.

In einer wahren Weihestimmung setze ich meinen Weg fort. Im Friedhofe, der feierlich ernst und doch fast freundlich einladend zwischen Feld und Flur liegt, kehre ich ein. An einem frischen Grabe stehe ich still und sinne darüber nach, wie es doch sein kann, daß von zweien Wesen, die auf ewig miteinander verbunden sind, das eine oben auf dem Rasen steht, die Wunder des Himmels sieht, die Nachtigall hört — und das andere ist da unten zu Erde geworden. Und wie mein lichtmüdes Auge sich senkt, sehe ich den erdigen Hügel nicht mehr, sehe ich zu meinen Füßen einen prangenden Flor von wilden Blümlein und Röslein. — Ist dieses Wunder nicht ebenso groß, als jenes vorhin am Himmel? Ist es nicht größer? — Wie die Menschen immer noch bangen mögen vor der dunklen Tiefe, die nimmer müde wird, Blumen herauf zu senden!

Wenn Schafe vor einem Muttergottesbilde niederknieen, wenn ein aus Holz geschnitzter Christus Thränen vergießt, welch triviale Wunder! Wenn auf dem Haupte eines Hirschen zwischen den Geweihen ein Crucifix wächst, wenn in der Christnacht das Rind in der menschlichen Sprache redet, welch kindische Wunder! Wenn der Lahme vor dem Gnadenaltar seine Krücke vergißt oder der Stumme davor plötzlich ein helles Loblied anstimmt, welch knechtisch eigennützige Wunder! Wenn in dunkler Kammer die Tische tanzen, aus der Wand ein Menschenarm hervorwächst und die Satzungen der Spiritisten niederschreibt, welch theatralische Wunder!

Von der heiligen Rosa wird erzählt, daß sie den christlichen Gefangenen verbotenerweise in einem verdeckten Korbe Brot zugetragen habe. Da fragte sie einst der Gefängnißwärter, was sie im Korbe trage, und sie antwortete: Rosen. Der Gefängnißwärter wollte ihr nicht glauben, sondern öffnete den Korb, und siehe, es waren — zum eigenen Erstaunen der Jungfrau — wirklich Rosen. Also hat der Herr seine fromme Dienerin beschützt. — Daß Geduld Rosen bringt, mag manchmal wohl auch ein Wunder sein, aber wenn eine Lüge Rosen bringt, das ist ein größeres; weitaus das größte jedoch ist, wenn das Grab Rosen bringt. Die heiligen Wunder Gottes sind zu groß, um bewundert zu werden, sie begegnen uns auf Schritt und Tritt, sie begleiten uns von der Stunde, da wir das Licht der Welt erblicken, bis zu jener, da das Auge bricht. Der sanft niedersinkende Herbst ist nicht minder voll von Wundern, als der aufblühende Frühling; der Erde unheimlicher Grund nicht minder wie des Himmels unendliche Höhe. Und wenn wir Menschen das Wunder am Ende gar begreifen, so ist es ja noch um so größer!

Jetzt war die Sonne untergegangen, das Thal, sonst voll des gesättigten Lichtes, lag im Dunkel und am dunklen Himmel standen Funken. Wer das mit reifen Sinnen das erstemal sähe!

Ich ging dem Feldraine entlang bis zum Schachen, dort war eine Sitzbank, dort wollte ich ausruhen und träumend an die finsteren Tannenwipfel meine Jakobsleiter lehnen. Als ich gegen die Stelle kam, merkte ich, daß auf der Bank schon Jemand war. Der lag darauf hingekauert und stöhnte und schluchzte, daß sein Körper schütterte. Ich dachte gleich an meinen Nachbar, der heute mit seinem Weib die unselige Stunde gehabt. Ich schlich durch das Dickicht, daß ich hinter der Bank zu stehen kam; nun erkannte ich bestimmt, daß er's war. Sein Weinen hier in der einsamen Nacht, sein Weinen um ein verlorenes Leben war so herzbewegend, daß ich nicht den Muth hatte, zu ihm zu treten und ihn mit milden Worten zu trösten.

Wohl unversehens kam jemand Anderer, und das war sein Weib. Sie mußte ihn gesucht haben. Zagend schritt sie gegen die Bank, beugte sich nieder, legte ihre Hand auf sein Haupt und sagte leise: „Sei gut, Franz! Sei wieder gut!“

Er hatte sich erschrocken rasch aufgerichtet, mit der Hand deutete er heftig, daß sie ihm fern bleiben solle, blieb dann am anderen Ende der Bank kauern und suchte sein Schluchzen aufzuhalten, was ihm kaum gelingen wollte.

Sein Weib stand nun neben der Bank, unbeweglich wie eine Bildsäule. Endlich trat sie noch einen Schritt näher und blieb wieder stehen — so viel ich im Dunkeln sah, ihr Haupt war tief gesenkt. Plötzlich stürzte sie auf ihn hin, nahm sein Haupt mit beiden Händen, küßte stürmisch sein

Haar, seine Stirne, und rief mit in Weinen getrübter Stimme fortwährend: „Franz! Franz!"

Dieser wehrte ab und fragte mit fremder Stimme: „Was willst Du von mir? Wir kennen uns nicht!"

Sie wich zurück. Eine lange Weile stand sie wieder unbeweglich da; er kauerte, den Arm auf die Lehne gestützt, an der Bank. Das Sternchen eines Johanniskäferchens schwebte umher, gleichsam als wollte es einen holden Kreis ziehen um das entzweite Ehepaar. Das Weib that einen tiefen Seufzer, kniete hin vor den Mann, hob die gefalteten Hände und bat: „Verzeihe mir, Franz! Schau, es ist in der Aufregung geschehen und ich weiß nicht, was ich gesagt habe. Franz! Schau mich an, Du bist mir ja der liebste Mensch auf der ganzen Welt. Wenn Du mich nicht gern hättest, ich könnt' nimmer leben. Aber so viel gereizt kann ich sein, wenn mir etwas über die Leber lauft, und da thu ich leicht Unrecht. Mußt mir den Fehler verzeihen, es ist ja bald wieder gut und thut's mir selber am meisten weh. Du bist ja so gut. Du bist eine Bessere werth als ich bin — ich will's werden, Franz!"

Mit ihrer Schürze trocknete sie ihm auf der Wange die Thränen. „Sei gut, mein Alter, ich kann Dich nicht weinen sehen. Ich will Dich nicht mehr kränken, Du bist mein liebes Herz . . . ." Vor Schluchzen konnte sie nicht weiter sprechen. Er fuhr auf und riß sie mit beiden Armen an seine Brust und preßte sie an sich und küßte voller Leidenschaft ihre Augen, ihren Mund . . . .

O heiliges Wunder! Zwei Leute, die wenige Stunden früher so bitter uneinig gewesen, daß man glaubte, es sei zwischen ihnen keine Versöhnung und kein Verständniß mehr möglich, waren hier in weicher, friedsamer Nacht so einig

und eins, wie das bei zwei jungen Menschen, wovon Jedes in einer besonderen Haut steckt, nur immer möglich ist.

Als ich hierauf nach Hause gekommen die wunderbaren Erfahrungen dieses Tages meinem alten Vetter erzählte, sagte dieser: „Es sind wunderbare Ereignisse, es sind sehr wunderbare Ereignisse! Bedenkest Du aber, was an Allem noch das größte Wunder ist?"

„Du meinst wohl die zwei Sonnen?"

„Nein, ich meine die Frau, die ihren Fehler einsieht."





Wie der Großvater vom Daniel erzählt.

In einem entlegenen Gebirgshause lebt ein Großvater, der jeden und jeden Tag von seinen Enkerln angegangen wird, daß er ihnen Geschichten erzähle. Er ist halbblind, kann nicht mehr lesen, erfährt auch sonst nichts mehr von der Welt, wo soll er Geschichten hernehmen? Da muß er das Kastel aufmachen, wo seine alten Erinnerungen drinnen sind. Er hat ja auch einmal gelebt und viel gelesen, und besonders das, was er als Knabe in sich hineingethan, ist noch am tiefsten im Gedächtniß. Das legt er sich zurecht, flickt die vergessenen Stellen aus Eigenem ein, und so kommen manchmal merkwürdige Sachen zu Stande.

Schreiber dieses hat mehrmals Gelegenheit gehabt, unbeachtet dem Greise zuzuhören, wenn er den sieben- bis zwölfjährigen Kindern erzählt, und hier soll eine Probe davon mitgetheilt sein.

— Ja, meine lieben Kinder! — sagte der Großvater einmal — der Daniel, das war Einer! Kommen eines Tages böse Leute zum König und sagen: „Großmächtigster König, allergnädigster Gebieter, erhabenster Vater und Herr!"

„Laßt's das, laßt's das!" sagt der ungeduldige König, „was wollt's denn?"

„Den Daniel müssen wir verklagen!" rufen die bösen Leute, „das ist ein grundschlechter Mensch, dieser Daniel, er thut lügen und betrügen und stehlen und rauben und brandstiften!"

„Oho!" sagt der König, „nun, so bringt mir den Mann."

Jetzt gehen sie und wollen den Daniel fangen, der läßt sich aber nicht fangen, sondern giebt sich freiwillig in ihre Hände. So steht er nachher in seinem langen weißen Gewand und mit seinem langen schwarzen Haar vor dem König, der hoch auf dem goldenen Thron sitzt und streng herabschaut. Der König wendet sich gegen die bösen Leute hin und sagt: „Jetzt steht er da, jetzt wiederholt die Anklagen vor seinen Augen!"

„Ja," schreien die bösen Leute, „lügen thut er, weil er sagt, es thäte noch einen größeren Herrn geben, als den König. Betrügen thut er, weil er dem Volke die Ehrfurcht vor dem König verwechseln will. Stehlen und rauben thut er, weil er dem Volke das Vertrauen stiehlt zu den alten Herrschern und den Glauben raubt an die Götter. Brandstiften thut er, weil er die Fackel des Aufruhrs schleudert unter die Menschen."

„Ist es so, Daniel?" fragt der König den Angeklagten.

Der Daniel schlägt die Augen nieder und schweigt.

„Ist es so?" fragt der König das zweitemal. „Vertheidige Dich, Daniel!"

Der Daniel senkt sein Haupt und schweigt.

„Daniel!" sagt der König das drittemal und mit lauter Stimme, „vertheidige Dich!"

„Nein," sagt der Daniel.

„Also wie ist die Wahrheit?" fragt der König.

„Ich sage nur, daß ein sterblicher König auf Erden und ein unsterblicher Gott im Himmel ist," antwortet der Daniel, „und das ist die Wahrheit."

Der König erstaunt. So freimüthig hat ihm noch Keiner ins Gesicht gesagt, daß er sterblich ist.

„Wohlan, ich bin sterblich," sagt hernach der König zum Angeklagten, „aber Du bist noch sterblicher, Daniel, denn Du sollst die Sonne, die eben untergeht, nicht wieder aufgehen sehen. — Bindet ihn an Händen und Füßen und führt ihn in den Wald hinaus. Mitten im finsteren Wald ist ein großer Feuerofen, da werfet ihn hinein."

Die bösen Menschen thun, wie der König gesagt hat und sind sehr vergnügt. Im Walde sehen sie schon von weitem den Feuerschein, denn der Ofen ist ungeheuer groß, ganze Holzstöße brennen darin und das knattert und flammt und lodert und brüllt und kracht, daß über Alle der Schreck und der Graus kommt.

Der Daniel schaut mit seinem blassen Gesicht in die furchtbare Gluth, und zwei Tropfen wollen aus seinen Augen rinnen, daß er so jung schon sterben soll.

Die bösen Leute ergreifen lange Stangen und stoßen den Daniel ins Feuer. —

Dieweilen das auf Erden geschieht, ist es im hohen Himmel, daß der liebe Gott seine Engel zusammenruft und sagt: „Jene, die bei der himmlischen Feuerwehr sind, sollen die Hände aufheben!"

Dann heben sieben Engel die Hände auf.

„Gut," sagt der liebe Gott, „eilet sogleich hinab auf die Erde. Dort werdet Ihr in einem finsteren Walde einen

großen Ofen sehen und in denselben wird ein Mann geworfen mitten ins Feuer. Den schützet mir! Blaset die Flammen von seinem Leib weg, kühlet ihm sein heißes Antlitz, legt Eure Flügeln um seine Glieder, legt Eure Hände auf sein Haupt, daß kein Haar versehrt werde. Sputet Euch!"

So fliegen denn die sieben Englein, weiß und zart wie Wachs, mit krausem Haar, mit güldenen Flügeln hinab, und wie der Mann in den brüllenden, krachenden Ofen geworfen wird, sind sie schon bei ihm und blasen die Flammen hinweg und kühlen seinen Leib und schützen sein Haupt, daß kein Haar versehrt wird. Die Flammen schweigen und kriechen wie träge Schlangen hin an den Wänden, und die sieben Engel reigen um den Daniel und singen ein himmlisches Lied.

Am anderen Morgen, als die Sonne aufgeht roth wie Blut, weil über dem Walde der Rauch liegt von dem Feuerofen, sendet der König die bösen Leute aus, daß sie die Gebeine des Daniel aus den Kohlen ziehen und begraben sollen. Wie sie hinkommen, sitzt mitten im verloschenen, finsteren Ofen der Daniel im weißen Kleide und mit langem schwarzen Haar, und sein Angesicht leuchtet voller Freude. Die bösen Leute sind darüber sehr entsetzt und hinterbringen dem König, was sie gesehen haben.

Der König springt über solche Nachricht voller Schreck von seinem Thron auf, dann setzt er sich wieder nieder und sagt: „Sein unsterblicher Gott hat ihn gerettet. Er ist gerecht, und Ihr, die Ihr ihn verklagt habet, seid ungerecht. Jetzt ist's an Euch."

Die bösen Leute zittern voller Angst vor dem zornigen König. Der zornige König winkt seine Soldaten herbei und giebt ihnen den Befehl: „Bindet diese Bösewichter, heizet den Feuerofen wieder und werft sie hinein."

Die bösen Leute machen sich einen Trost: Wenn der Daniel nicht verbrannt ist, so werden auch wir nicht verbrennen.

Wie die Nacht kommt und sie in den Wald geschleppt werden, sehen sie schon den Feuerschein und hören das Knattern und Brüllen und Krachen des brennenden Ofens . . .

Zur selben Stunde fliegen im hohen Himmel oben die sieben Engel hin zum lieben Gott und fragen ihn, ob sie wieder Flammen ausblasen gehen sollen?

„Kinder," antwortet der liebe Gott, „diesmal lasset es brennen. Ich mache manchmal zwischen Gute und Böse gern einen Unterschied." —

So hatte der Großvater das einemal erzählt. Den Kindern gefiel diese Geschichte so sehr, daß sie nun immer und immer wieder baten und drängten, der Großvater möchte vom Daniel erzählen. Eine und dieselbe Geschichte das zweitemal, das konnte er aber nicht, denn sie fiel ihm nicht mehr so ein, und er mochte das Dreinreden und Verbessern der Zuhörer nicht leiden. Zum Glücke war der Daniel nicht verbrannt, und so ließ sich etwas Neues mit ihm anfangen.

Eines Tages machte sich der Großvater in seinem Großvaterstuhl wieder behaglich und erzählte denn noch Eins vom Daniel.

— Daß der Daniel mit dem Leben davongekommen ist, das habe ich Euch gesagt, liebe Kinder. Gut. Jetzt hat's aber den König immer und immer gewurmt, daß der Daniel mit seinem güldenen Götzengott Baal nichts zu thun haben will, und hat ihn wieder einmal zu sich rufen lassen.

„Ja," sagt der Daniel, „da bin ich." Und steht wieder da mit seinem weißen langen Gewand und mit schwarzem langen Haar vor dem großmächtigen König.

„Ist es wahr, daß Du einen neuen Gott hast?" fragt der König.

„Nein," antwortet der Daniel, „mein Gott ist der allerälteste, weil er von Ewigkeit her ist."

„Ist es wahr, daß Du sagst, Dein Gott wäre mächtiger als der meine? fragt der König.

„Er ist allmächtig," antwortet der Daniel.

„Beweise mir's!" ruft der zornige König.

„Schau auf die Erde, o großer König, wo die Blumen wachsen, schau zum Himmel, wo die Sterne stehen und die Sonne aufsteigt. Ich schweige." So sagt der Daniel.

„Die Blumen? die Sterne?" sagt der König, „das thut mein Gott!"

Da schweigt der Daniel und sagt nicht ein einziges Wort.

„Wohlan," ruft der König, „ich will Dir's beweisen, wie stark mein Gott Baal ist!" Und läßt einen großen starken Ochsen herbeibringen, und wie der Ochse dasteht, schreit der König: „Im Namen meines heiligen Gottes Baal! Ochse, sei todt!"

Stürzt der Ochse zu Boden und ist todt.

„Siehst Du, Daniel?" ruft der König.

„Du hast recht, großmächtiger König," sagt der Daniel, „Dein Gott ist stark. Der meine ist wohl noch stärker."

„Was sagst Du, Frevler?"

„Dein Gott hat den Ochsen getödtet, der meine wird ihn wieder lebendig machen," sagt der Daniel.

„Das wird er nicht!" schreit der König.

So wendet sich der Daniel zum todten Thiere und sagt: „Im Namen des ewigen einzigen Gottes! Ochse, steh auf!"

Kinder, was geschieht? Der Ochse hebt seinen Kopf, bewegt seine Vorderfüße und steht auf. Der Daniel blickt den König an.

Der König flunkert mit der Hand und sagt: „Das ist nichts. Er wäre wohl auch so wieder lebendig geworden."

„Er ist todt gewesen," sagt der Daniel.

„Ha, ha," lacht der König, „todte Thiere zu beherrschen ist keine Kunst. Wir werden jetzt einmal versuchen, ob Dein Gott auch lebendige Thiere meistern kann. Du sollst mir nicht entkommen, hochmüthiger Daniel."

Was thut nun der König? Er läßt sieben wilde Löwen einfangen, die stärksten und wildesten, die in der Wüste sind, und läßt sie in eine große tiefe Grube bringen, die mit Steinen ausgemauert ist und in die man von oben hinabschauen kann. Die sieben Löwen läßt er füttern mit großen Fleischstücken und tränken mit Blut. Plötzlich bekommen sie nichts mehr durch drei Tage lang. Am ersten Tage schnüffeln die Thiere um und spähen und schauen mit funkelnden Augen zur Höhe, gelüsten nach Menschenfleisch. Am zweiten Tage heben sie an hin und her zu fahren und schrecklich zu brüllen. Am dritten Tage schnauben sie voller Wuth, heben die Schwänze, gehen aufeinander los und sind rasend vor Hunger und Blutgier.

Nun sagt der König: „Es ist Zeit! Jetzt werfet mir den Daniel hinab!"

Der Daniel blickt zum Himmel. Schier ist ihm, als ob Gott heute seiner vergessen wollt. Da fassen ihn schon die Henkersknechte.

Oben im hohen Himmel ruft Gott seine Engel und fragt, welcher hinab wolle in die Löwengrube, um den Daniel zu beschützen? Heben die Engel an zu zittern und zu bitten:

„Nur nicht in die Löwengrube, Du liebester himmlischer Vater!" Es graut den zarten Engelein vor den wilden Thieren.

„So muß ich selbst hinab," sagt der himmlische Vater.

In demselben Augenblick wird der Daniel in die Grube geschleudert. Die Löwen fahren anfangs erschrocken auseinander, dann beginnen sie zu kreisen an der Wand ringsum und stoßen ein schauderhaftes Geheul aus. Endlich nahen die Bestien tückisch dem Daniel, der mitten in der Löwengrube bewegungslos kniet und gegen Himmel schaut, nahen sich ihm und lechzen mit den blutrothen Zungen. Der König blickt herab von seinem hohen Sitz und denkt: Holla, jetzt wird der Tanz losgehen! — Da sinken die Löwen brüllend auf die Knie ihrer Vorderfüße vor dem Daniel und belecken seine Hände.

Der König wird blaß wie ein Todter.

„Daniel, Daniel!" ruft er hinab und wirft die Strickleiter mit eigener Hand. „Komm herauf. Ich zerschlage das Bildniß meines Gottes Baal. Ich gehe zu dem Deinen."

— Und darum, liebe Kinder, so schließt der Großvater seine Geschichte, darum verlanget nicht zu oft, daß ich vom Daniel in der Löwengrube erzählen soll. Den Bestien ist nicht zu trauen, einmal kunnten sie ihn doch zerreißen!

Unser Gretchen.

Kleine Beiträge zum Studium des Kindes.

I.

Klingendes Spiel! Es ist eine frohe Rückkehr ins Leben, wenn Dich des frühen Morgens klingendes Spiel aus dem Schlafe weckt. Zu den Fenstern funkelt tausendfach des jungen Tages Herrlichkeit herein. Hat Dir noch Niemand gesagt, daß auch die Thautropfen ihr Feuer haben, so gut wie die Diamanten? Die hellen Blätter der Bäume, die schwellenden Knospen der Sträucher, die Spitzen der Grashalme — Alles lodert in den Funken des Thaues. Aus den frischgefurchten Aeckern dunstet in raschen Nebelchen der Erdhauch auf, und zwischen Gärten und Wiesen hin ziehen die Menschen mit klingendem Spiele.

Der Morgen des ersten Mai!

Mich lockten sie aber nicht hinaus. Ich wußte unweit meines Zimmers ein Kämmerlein, das wollte mir baß noch lieber sein, als der Morgen im Freien. Das Kämmerlein war ganz dunkel, nur auf dem Fußboden und auf dem Schrank und auf dem Sessel lagen blendend glühende Späne und Spangen herum, und das waren die Sonnenstrahlen, die durch die Spalten der Fensterläden mit lieblicher Gewalt hereindrangen.

Ein helles Lachen. Kein Glöcklein klingt so hell wie dieses Lachen klang, ich wußte wohl, woher es kam, aber ich sah noch nichts. Doch rasch heimt sich das Auge in dunkle Räume ein, und nun sah ich schon das Kissenbettchen und wer darauf saß. Mein Gretchen saß darauf im weißen Hemdlein und mit vor Freude leuchtenden Augen und Wangen. Als ein Sonnenblitz nun auch das güldene Lockenhäuptlein traf, zuckte ein leichter Wiederschein hin an den Wänden. Den nackten Arm hatte es gegen die Brust gebogen und mit dem Fingerchen zeigte es, was dort war. Ein Maikäfer, der weiß Gott auf welch abenteuerlichen Wegen ins Kämmerlein gedrungen, hatte sich an das Hemd geklammert und krabbelte nun an demselben empor über die kleine Brust. Darum das jubelnde Lachen und Aeugleinleuchten, gegen welches aller Musikklang und Sonnenglanz im Freien ein Schattenspiel war.

Maikäfer, Du bist verfolgt, weil Du den Pflanzen gefährlich wirst. Hier magst Du passiren, diesem jungen, frischen Menschenpflänzlein wirst Du nichts anhaben. Jetzt hält er Rast und horcht. Er hört etwas hämmern da drinnen hinter dem Hemde. Horchen magst, Maikäfer, aber verstehen wirst Du das nicht. Es giebt andere Käfer auf dieser Welt, und die werden sich einmal besser verstehen auf das Pochen des Herzens. In Angst und Zagen wird es hämmern, da der Jüngling das erstemal sein lockiges Haupt legt an diesen Busen, vor Bangen wird es stocken, vor Freude wird es hüpfen — aber ich zittere vor jenen Maikäfern, die Menschenblumen zernagen . . . Gott schütze Dich, mein süßes Kind!

Heute ist mein Gretchen mitten in der seligsten Kindeszeit. Drei Jahre alt zu sein! Da sind die Sinne schon wach, unentweiht und harmlos beginnen sie ihre zarten Fühler aus-

zuweiten ins reiche Leben, während die Phantasie mit holdem Spiele noch die Wirklichkeit beherrscht. Drei Jahre alt zu sein! Es steht in den heiligen Schriften nirgends zu lesen, in welchem Alter der Mensch im ewigen Leben fort existiren soll. Ich glaube, ein dreijähriges Kind dürfte zum Genusse der reinen himmlischen Freuden am geeignetsten sein. Wenn schon ein krabbelnder Maikäfer das Herzlein so selig schlagen macht, wie müßten erst die Wonnen des Himmels . . . . .

Drei Jahre. Das ist jenes Alter, wo man das Kind noch anbeten darf, ohne einen Götzendienst zu begehen, in welchem seine kleinen Vorzüge noch wie Engelseigenschaften leuchten, in welchem selbst die aufkeimenden Fehler noch drollig und herzig sind. Wenige Jahre später ließe ich es mir nicht mehr gefallen, was mein Gretchen heute treibt. Daß ich sie nur verklagen will, die liebe kleine Missethäterin: Da hat sie eine Schieblade, die sie selbst zu öffnen und zu schließen vermag, und in diesen Raum schleppt sie Alles zusammen, wessen sie habhaft werden kann, nicht blos ihr erklärtes Eigenthum, als Puppen, Bilderbücher, Wurfballen, Bausteine u. s. w., sondern auch anderes Geräthe, alte Lappen, Scheren, Bücher, Eßzeug und zum Entsetzen der übrigen Geschwister auch fremde Spielsachen. Dann stellt sie sich, die Hände am Rücken, stramm vor die Lade und sagt: „Das gehört mein!" Es ist zu possierlich. Der junge Geiz gieng so weit, daß sie sich mit dem, was einmal in der Lade lag, gar nicht mehr beschäftigen wollte, sondern — nachdem sie die Schätze in sichere Verwahrung gebracht — mit anderen Sachen der Geschwister sich zu unterhalten suchte. Selbst bei Tische trachtete sie möglichst viele Bissen in ihre Botmäßigkeit zu bringen; obwohl sie das Wenigste verzehrte, machte es ihr Lust, die Arme voll von Brotstücken, Aepfeln und Löffeln zu haben, und kam es

allemal zu einem Kriege, wenn die Anderen ihre Theile kühnlich zurückverlangten. Das hatte mit einemmal ein Ende.

Eines Tages, als der kleine Eigennutz wieder einmal Alles an sich nahm, sagte ich: „Ist schon gut so, Gretherl! Nimm nur! Dein Brüderl soll hungerig in die Schule gehen. Alle seine Kameraden werden sich satt gegessen haben, er wird im Winkel stehen und still weinen. Der Lehrer wird ihn fragen, warum er weine? Aber er wird schweigen und sein Schwesterchen nicht verklagen. Er wird lernen und er wird betrübt nach Hause gehen und er wird hungerig einschlafen und er wird sterben . . . . Deß war das Gretchen sehr verblüfft, es blickte uns der Reihe nach an mit großen Augen. Plötzlich ließ es die Sachen los, schob sie rasch den Geschwistern zu, dem Brüderchen nicht das Wenigste, stürzte hierauf an meine Brust und brach in ein heftiges Schluchzen aus. Seitdem sucht sie sich bei Tische nichts mehr anzueignen, sondern legt wo möglich Alles dem Brüderchen hin: „Daß Du nicht hungerig in die Schule gehen mußt! Daß Du nicht weinen und daß Du nicht sterben mußt!“

Herzig war die Selbstzucht, bei der ich sie eines Tages beobachtete. Das Brüderlein hatte einen Fangballen, und einmal, während der Kleine in der Schule war, nahm sie den Ballen, lief anfangs damit an ihre Lade, dann aber besann sie sich und kehrte um. Hierauf baute sie zwei Stühle übereinander, kletterte an denselben hinan bis über den Rand des Kleiderkastens, legte den Ballen auf den Kasten, stieg vorsichtig zu Boden und stellte die Stühle wieder auseinander.

Was sie jetzt gemacht habe, fragte ich sie strenge, denn ich vermuthete eine Bosheit.

„Dem Hans seinen Ballen habe ich aufgehoben,“ antwortete sie, „ganz hinauf auf den Kasten, damit die schlimme

Grethe nicht dazu kann. Die thäte den Ballen sonst wieder in ihre Lade thun und der arme Hans thäte weinen."

Das dreijährige Gretchen dünkt sich so klug wie ein fünfzigjähriger Professor. Auch hält es sich schon für sehr groß und zum Beweis dafür spitzt es manchmal den Mund und pfeift Eins. Ferner meint sie, daß sie schon unerhört lange auf der Welt sei, oder wann wüßte sie eine Zeit, in der sie nicht war? Wie lange bei Kindern ein Jahr ist! Ein ewiger Sommer und ein ewiger Winter! Und das schon dreimal so! Natürlich auch, ein Kind entwickelt, ändert, arbeitet in sich in einem Jahre wesentlich mehr, als ein Erwachsener in zehn. Je thatloser und langweiliger Einer seine Zeit verbringt, desto kürzer scheint sie, wenn sie vorüber, ihm gewesen zu sein. Ebenfalls natürlich, denn sie ist inhaltslos und läßt sich zusammendrücken, wie ein leerer Sack. Das Kind aber, das trotz der scheinbaren Einfachheit seiner Epoche in kurzer Zeit so viel zu wachsen, in sich aufzunehmen und stets Neues auf sich wirken zu lassen hat, gewinnt innerhalb Jahresfrist unendlich viele Eindrücke, und in diesen Eindrücken bleibt ihm die Vorstellung von der großen Länge der Zeit.

Gretchen hat eine Mutter, die selbst noch jung ist. Da war es eines Tages, daß wir Beide auf einem Spaziergang an unserer uralten Pfarrkirche vorüberkamen. Es hatte dort eben eine Taufe stattgefunden, und so bemerkte die Mutter zum Gretchen, daß auch sie, wie sie auf die Welt gekommen sei, in dieser Kirche die Taufe empfangen habe.

„Oh!" rief das Gretchen, „Mutter, ist diese Kirche denn schon so alt?"

Die Sache beschäftigte das Kind aber noch des Weitern. „Mutter," fragte es plötzlich, „warum bist Du auf die Welt gekommen?"

„Kind!" rief ich lachend, „diese Frage, warum der Mensch geboren, haben vor Dir schon Einfältigere gestellt, als Du bist, und diese Frage werden in Zukunft Klügere als wir sind, nicht beantworten."

Im Kinde spielen harmlos die großartigsten Reflexe des menschlichen Geistes und Gemüthes. Um so drolliger wirkt das Triviale, das unmittelbar daneben steht.

Wir kehrten auf jenem Spaziergange im Dorfwirthshause zu einem kleinen Nachmittagsbrot ein. Das Gretchen war entzückt darüber, daß ganz fremde Leute hier uns Alles brachten, was wir verlangten und noch dazu den Tisch mit einem schönen rothen Tuche bedeckt hatten. Ihres Gefühles nicht mehr mächtig, sprang sie der Kellnerin an den Hals, umarmte und küßte sie und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich habe Dich sehr, sehr lieb!"

Als ich hernach die Zeche begleichend das Geld hinzählte, fragte Gretchen: „Vater, was machest Du da?"

„Bezahlen, mein Kind, den Kaffee bezahlen, den wir getrunken haben."

„Warum muß man das?" fragte die Kleine schneidig.

„Weil man Alles, was man im Wirthshause verzehrt, bezahlen muß."

Jetzt war sie ein Weilchen still, als sinne sie über etwas nach, dann murmelte sie vor sich hin: „Das ist ein Unsinn."

Bei Kindern ist mir die Einfalt weitaus lieber, als die gewisse Altklugheit, über welche die lieben Eltern stets so sehr entzückt zu sein pflegen, aus welcher sich aber später die Naseweisheit entwickelt. Ich höre es nicht sehr gern, wenn mein Gretchen Ausdrücke und Redefiguren gebraucht, die es von Erwachsenen aufgeschnappt hat und deren Sinn es ja noch nicht verstehen kann. So sagt das dreijährige Nixchen häufig:

„Das ist eine Keckheit! Das muß ich mir ausbitten!“ Oder: „Das dumme Stiegensteigen jeden Tag ist schrecklich!“ Oder: „Ja ja, so geht's auf der Welt!“ Da ist's mir weitaus lieber, sie plaudert mir das albernste Zeug vom Wehrwolf vor, oder von den Engeln, mit denen sie auf gutem Fuß steht und von denen sie zuverlässig weiß, was sie treiben: im Winter Schneeflocken zupfen und im Sommer aus Himmelpapier grüne Blätter und bunte Blumen schneiden.

Auch der Ordnungssinn der Kleinen ist mir recht behaglich. Zankend räumt sie fortwährend hinter den Geschwistern her auf und versichert, daß sie nichts weniger leiden könne, als Schlamperei! Andererseits ist sie höflich, verlangt es aber auch von Anderen. Wenn Jemand niest, wird sie nicht versäumen: „Zum Wohlsein!“ zu rufen, beansprucht aber auch den Dank dafür. Und wenn dieser nicht erfolgt, so stellt sie sich dreist hin vor die betreffende Person und fordert sie auf: „Sag: ich danke!“

Drollig ist es, wenn sie der Großmama Briefe schreibt, heißt das, auf ein Stückchen Papier mit dem Stift etliche spießeckige Striche hinkritzelt, das Papier dann aufs Fenster legt, damit es der Wind davontragen kann, und am nächsten Tage die Antwort erwartet.

Eines Tages war uns das Kind abhanden gekommen; nach einer Weile fand ich es auf der Dorfgasse unweit eines alten spielenden Werkelmannes umherspringend, das Strohhütchen gegen die Fenster aufhaltend und die herangeflogenen Kreuzer dem Bettelmanne überbringend. Voller Glück funkelten ihre Aeuglein, als sie das Häufchen Geld sah, das der Mann auf seinem Leierkasten beisammen hatte, und als sie seine Worte vernahm: „Vergelt Dir's Gott, Kind! Bist ein liebes Kind! Hör' einmal, jetzt mach' ich Dir Einen auf, der gehört

ganz allein Dir und sonst keinem Menschen nicht!" Und leierte ihr: „O Du Elisabeth, wie bist Du fein und nett!" vor.

Wenn ich im Garten sitze und lese, so geistert das Kindlein um mich herum und schmückt mich mit Blumen. Eines Tages ruhte ich auf dem Rasen aus und schlief ein. Als ich erwachte, war ich über und über mit Blümlein besteckt und mit grünen Blättern belegt, daß ich aussah, wie ein Häring mit Salat. Der kleine Schelm duckte sich hinter den Strauch und kicherte.

Verlasse ich manchmal das Haus, um einen Ausflug zu machen, so ist es eine liebe Noth, das Gretchen abzuschütteln. Sie will überall mit. Da sage ich einmal zu ihr: „Schau, Du mußt ja schon darum daheimbleiben, weil der Regen kommen kann und Du mir den Regenschirm entgegentragen wirst."

Damit ist sie einverstanden. Ich mache eine kleine Bergpartie, bei welcher mich in der That der Regen überrascht. Als ich in Wind und Nebel herabkomme ins Thal, um noch eine halbe Stunde dem Wasser entlang meinem Hause zuzueilen, steht dort auf der Brücke mein kleines Gretchen mit dem großen zugeklappten Regenschirm. Es schaut im Regen umher und weint still in sich hinein. So war es in ernster Auffassung meines Wortes mir ganz allein entgegengekommen, um anfangs ausgezankt und dann mit Küssen fast erstickt zu werden. Arg durchnäßt kommen wir Beide nach Hause, wo Alles in Aufruhr ist, das vermißte Kind zu suchen.

Manchmal, wenn Gretchen gut gelaunt ist und ich ein wenig auf dem Sofa ruhe, hat sie die Absicht, mich zu unterhalten. Sie erzählt mir kleine Geschichten von dem schlimmen Fritz und vom Bären, oder vom Wolf, die allemal eine tragische Pointe haben. Als ich das Mädchen eines Tages bat, mir

doch auch einmal eine lustige Geschichte zum Besten zu geben, erzählte es Folgendes:

„Wa einmal ein baver Fitz, und der hat sagt, er wird nicht in Wald dehen, und ist richtig nicht in Wald dangen. Und da ist danz plötzlich kein Wolf kommen und hat den Fitz nicht gefessen."

Zwischen den beiden Kindern ist Brüderchen Hans stets der leidende Theil, er ist der Geneckte, der Angegriffene, der Uebervortheilte und am Ende stets auch der Ausgezankte. Er pflegt Alles ruhig über sich ergehen zu lassen, ohne sich eigentlich zur Wehr zu setzen; Gewalt gegen das kleine Fräulein anzuwenden, verschmäht er absolut; wenn's aber zu arg wird, so flüchtet er zu einem Schutzherrn, während die Kleine still triumphirend von weitem zusieht. Appellirt man an ihren Rechtssinn, so widerspricht sie entschieden und vertheidigt sich mit der ausgesuchtesten Frauenlogik; klopft man an ihr Herzlein, dann ist sie gewonnen. Trotz beständiger Reibereien giebt es zwischen Kindern bekanntlich keine Feindschaft; kaum sie noch im ärgsten Hader einander bitter verklagt haben, und Eines auf das Andere gefährliche Gewitter herabbeschworen vom obersten Gerichtshof der Eltern — treiben sie es schon wieder mit gewohnter Geselligkeit und Treuherzigkeit miteinander weiter.

Heutzutage schleicht der Pessimismus in allen Gestalten beutehaschend durch die Welt. Ich neige von Natur aus nicht zu ihm, aber das muß ich gestehen, daß ich auf der weiten, schönen, üppigen Welt nur eine einzige kleine Stätte gefunden habe, auf der man wirklich vor dem Pessimismus sicher ist. Nur bei den Kindern. Das Glück und die Freuden allein sind gegen den Pessimismus ein sehr schlechtes Mittel, es müssen auch Sorgen und Kummer sein, daß man etwas zu

wünschen, zu fürchten und zu hoffen habe, die zitternde Freude — und die hat man an seinen Kindern.

Ich fahre mit einem Viergespann in die Zukunft hinein. So verschieden wie die vier Temperamente, als meine Kinder geartet sind — ich wüßte nicht, welches ich am liebsten hätte und welches am wenigsten lieb. Einmal hatte ich einen gräßlichen Traum. Ich saß auf einem Felsen, hoch über Baumwipfeln. Nebelig war's um mich und die Stimmung wie an einem Spätherbstabend eine Viertelstunde nach Untergang der Sonne. Da trat aus dem Nebel, über Baumwipfeln schreitend, ein riesengroßer Mann zu mir. Der sprach: „Was hast Du am liebsten auf dieser Welt?" — „Warum fragst Du?" entgegnete ich und die Kehle schnürte es mir zusammen vor Grauen. — „Daß ich es wisse," antwortete der Riese, „und Dir Dein Liebstes erhalten kann." — „Wer bist Du?" — „Ich bin das Schicksal." „Wenn Du das Schicksal bist," sagte ich zitternd, „das Liebste sind mir meine Kinder." — Da fragte er: „Welches von ihnen steht Dir am nächsten?" — Ich zitterte und schwieg. — „Antworte mir!" rief der Riese, „es soll Dir erhalten bleiben. Nenne den Liebling, sonst wirst Du sie Alle verlieren." — Mein bebendes Herz flog von Kind zu Kind — jedes war der Liebling. — „So wirst Du sie Alle verlieren! Rette das Eine! Nenne das Eine, und nur das Eine! — Nach Athem rang ich. Wie Todeskrampf ging es durch mein Wesen. Namen soll ich nennen und mein Wort hatte keinen Ton mehr, nur ein Röcheln war's, als ich sie Alle nannte. Endlich stieß ich einen gellenden Schrei aus und erwachte.

Und wenn mich der Riese aufgefordert hätte, Eines zu opfern, um die Uebrigen zu retten, ich hätte das Eine nicht können herausfinden, ich hätte Alle müssen verlieren.

Und wenn das Schicksal sich in eine Verhandlung mit mir einließe und sagte: „Leben sie, so werden sie krank sein und arm sein und verlassen sein. Darum lasse sie lieber sterben in ihren seligen Jahren."

Ich müßte antworten: „Laß sie leben!"

Und wenn das Schicksal spräche: „Leben sie, so werden sie verkommen, dem Leichtsinn verfallen, schlecht werden ....

So müßte ich aufs Knie sinken und mit gerungenen Händen flehen: „Laß sie sterben!"

II.

Von unserem dreijährigen Gretchen wollt Ihr noch etwas hören? Ach, das ist jetzt schon ein vierjähriges geworden. Und wenn ihm Gott Urlaub giebt — denn es ist nur auf Urlaub bei uns auf Erden — so wird es ein sechsjähriges und ein zehnjähriges und ein zwanzigjähriges — und wir können es nicht aufhalten und nicht festbinden in dieser seiner holdseligen Kindheit.

Wenn es aber einmal lesen wird, was hier geschrieben steht über das Gretchen, dann wird es eitel sein und meinen: Wenn ich schon als vierjähriges Kind so lieb war, wie sehr muß ich's erst jetzt sein, als siebzehnjähriges! Wird denn das gut sein! Und wird man jetzt nicht den Vater der Eitelkeit zeihen, der immer von seinem Kinde spricht, als wäre es weiß wie anders und merkwürdiger als andere Kinder? Nein, Leser, so will ich nicht, daß man es deute. Das Kind will ich Euch zeigen, und weil ich sonst keines zugegen habe, so nehme ich meines an dem kleinen weißen Händchen und sage: da ist es. Jeder Vater soll das seine, jede Mutter das ihre dran sehen, das will ich gerade, damit Ihr mir folgt in die kleinen Arten und Eigenarten, die in dem Kinde sind, und

in denen uns Gott wie in einer Blumensprache ewige Wahrheiten vor Augen hält.

In unserer Vorstellung, daß die Kinder von Tag zu Tag wachsen, daß wir sie bilden und erziehen und daß sie sich stets ändern und ändern, vergessen wir, daß das Kind, sowie wir Alle, zu jedem Augenblick ein in seiner Art fertiges und abgegrenztes Wesen für sich ist. Es lebt und empfindet seinen Tag und es ist ihm unmöglich, sich vorzustellen, daß dieser Tag nicht der wichtigste seines Lebens ist, daß es nicht selbst die Hauptperson in der Welt ist, daß die zufälligen Erscheinungen, die in seine Sinne fallen, etwa nicht richtig und bleibend sind. Die Kindesseele ist eine zwar enger begrenzte Seele als die unsere, aber sie ist vollständig eingerichtet und in ihren Einbildungen, Wünschen, Bestrebungen, Genüssen, in ihren Freuden und Leiden so lebhaft, als sie je im Menschenleben nur sein kann. Die Kindheit ist nicht eine Vorbereitung zum Leben, als welche wir sie bei unseren Kleinen so oft auffassen möchten, sondern schon das Leben selbst. Dem Manne freilich kommen die Wünsche, Spiele und Ziele des Kindes kindisch vor. Aber scheinen dem Greise, der, an der kühlen Schwelle des Todes sitzend, zurückschaut ins Menschenleben, scheinen ihm nicht auch manchmal die Wünsche, Bestrebungen und Ziele des Mannes kindisch? In der That, unser Leben ist so voll von eitlen, lächerlichen und läppischen Kindereien, daß wir kaum das Recht haben, als herbe Erzieher das Kindesleben rücksichtslos einer späteren Zeit zu opfern, einer Zeit, die noch sehr zweifelhaft ist und jedenfalls die Befähigung nicht hat, den Menschen so unmittelbar glücklich zu machen, als es die Kindheit im Stande ist, wenn sie von den Eltern und Erziehern mit treuem Verständnisse gehütet wird.

Fragen wir uns einmal, ob in den Kindereien der Kinder nicht manchmal etwas wie Offenbarung liegt?

Ganz auffallend ist die große Vertrautheit der Kinder mit dem lieben Gott. Es ist gerade, als ob sie wie die Engelein in den Wolken säßen, über welchen Gott Vater thront.

Nachdem ich bei meinem ältesten Sohne die Erfahrung gemacht hatte, daß seine Gottseligkeit zu einer Art Schwärmerei auszuarten drohte, die ihm fast sogar in der Schule bei den Religionsstunden im Wege war, so daß ihm der Katechismus nicht strenggläubig und der Papst nicht katholisch genug scheinen wollte und die Dinge ihn selbst im Traume beunruhigten — hütete ich mich, den übrigen Kindern nach dieser Richtung hin mehr Anregung zu geben, als es eine christliche Erziehung stricte verlangt. Und nun sah ich es an dem Gretchen, daß die Gottseligkeit auch ohne viel äußere Hindeutung kommen kann. — Bei dem letztvergangenen Weihnachtsfeste bekam das Mädchen nebst Anderem eine überaus herzige Puppe, die, süß schlafend wie das Christkind selbst, unter dem Tannenbaum ruhte, und als sie das Gretchen behutsam emporhob, ihre großen blauen Augen aufschlug und wie lebendig hell in die Welt hineinblickte. Ueber diese Christgabe war das Kind so entzückt, daß es ganz blaß wurde und kein Wort hervorbringen konnte. Die Puppe im Arm, so trippelte es scheinbar in aller Ruhe das Zimmer auf und ab, machte ein ernsthaftes Gesichtlein, aber seine kirschrunden Augen leuchteten, was mir freilich noch besser gefiel als das gläserne Leuchten der Puppenaugen. Und das Kind sagte kein Wort, selbst als es befragt wurde, schaute es nur verwundert drein — wieso da was zu reden sei! — und sagte nichts.

Nach einer Weile, als am Christbaum die meisten Lichter verloschen waren, nur die zuletzt angezündeten Kerzen noch

glimmten und wir uns in das Nebenzimmer zum Nachtmahle begeben hatten, vermißte ich mein Gretchen. Es war nicht im Speisezimmer, ich sah es nicht im Festzimmer, endlich aber erblickte ich unter dem weißen Tuche, das über den Christbaumtisch nach allen Seiten fast bis zum Boden herabhing, die zwei Schühlein. Ich hob das Tuch, und da drinnen unter dem Tische kniete es, vor dem Munde die Fingerspitzchen der gefalteten Hände.

„Gretchen!“ rief ich, „was machst Du da drinnen?“

Es kniete unbeweglich da, das Köpfchen etwas nach oben gegen den Tisch gewendet, zu sehen, wie ein betender Engel. Und es gab mir keine Antwort.

Ich war fast erschrocken. Wie ein Schauern überkam's mich. . . .

Endlich kroch es heraus, richtete sich flink auf und eilte an den Stuhl, wo es die Puppe gelassen hatte.

„Greterl,“ sagte ich und nahm es an der Hand, „was hast Du denn gemacht?“

Antwortete darauf in einem Ton, als ob es über Selbstverständliches Bescheid gebe: „Zum lieben Christkind habe ich ein Vaterunser gebetet, weil es mir diese schöne Puppe gebracht hat.“

„Kannst Du denn das Vaterunser beten?“

Anstatt zu bejahen, sagte mir das Kind dieses Gebet vom ersten bis zum letzten Worte tadellos vor.

„Wer hat es Dich denn gelehrt?“

Vom Brüderl hatte sie es.

Das Kind paßt scheinbar nicht auf, wenn der kleine Hans neben ihm laut seine Schulaufgaben auswendig lernt, es spielt mit Bausteinen oder kleidet die Puppe an — aber schließlich, wenn der Knabe ausgefragt wird und etwa ein-

mal stecken bleibt, hilft ihm das Gretchen nach und weiß es besser als er.

Manchmal, wenn es allein im Zimmer ist und etwas — sei es ein Kleidungsstück oder ein Spielzeug — das auf dem Kasten liegt, mit den kurzen Händchen nicht erreichen kann, stellt es sich mitten ins Zimmer, faltet die Hände und sagt mit zärtlicher Stimme: „Lieber Gott, ich bitte Dich, gieb mir das dort vom Kasten herab!" — dann bleibt es ruhig stehen und wartet. Und weil nichts geschieht, so wiederholt es etwas lauter, aber immer noch sehr artig: „Lieber Gott! Sei so gut und gieb mir das Bilderbuch! Du bist größer als ich. Ich kann nicht hinauflangen."

Ich habe das Kind einmal bei so einer Scene heimlich beobachtet. Als die Bitte nicht erfüllt wurde, ging es in die Zimmerecke und sagte traurig: „Der liebe Gott muß mich nicht gerne haben, weil er mir nichts herabgiebt."

Da trat ich vor und sagte, um es zu trösten: „Er wird Dich halt nicht gehört haben."

„O ja!" rief das kleine Mädchen lebhaft, „er hat es gehört. Er ist im Zimmer da. Er ist überall, darum ist er auch im Zimmer da!" Fast rötheten sich bei dieser Betheuerung die blassen Wänglein, worauf ich sagte: „Der liebe Gott hat mich hereingeschickt, damit ich Dir das Bilderbuch herablange."

Somit war die Sache geschlichtet und das Greterl sagte noch, als es das Buch anfaßte: „Ich danke Dir, lieber Gott!"

Mitten ins Herz schneidet es mir aber manchmal, wenn ich sehen muß, daß der rührende Glaube dieses kleinen Menschenherzens wirklich enttäuscht wird.

Fiel eines Tages der Stuhl um, auf dem das Greterl saß, und das Kind schlug sein Köpfchen in die Holzdiele,

daß es krachte. Blut rann heraus durch das zarte weiche Flachshaar, und das Kind weinte bitterlich. Die Wunde war bald verbunden, das Haupt mit einem feuchten Tuche eingeschlagen, und das Kind weinte.

Ob es denn so weh thue? fragten wir.

„Nein," schluchzte das Kind, „weh thut's nicht mehr," und weinte und weinte, bis es auf dem Bette in den Schlummer zu sinken schien. So lag es dahin. Wie wir schon glaubten, das Kind schlafe, brach es neuerdings in ein schmerzliches Weinen aus. „Am meisten," stieß es nun unter heftigem Schluchzen hervor, „am meisten schmerzt es mich, daß mich mein Schutzengerl nicht beschützt hat."

Nichtsdestoweniger steht das Kind mit den Engeln auf freundschaftlichstem Fuße.

An einem stürmischen Wintertage erbat es sich weißes Papier, welches es nachher mit der Schere in kleine Schnitzel schnitt. Diese legte es ans Fensterbrett und schaute dann von weitem drauf hin.

„Was soll denn das, mein Greterl?" fragte die Mutter.

„Die Engel werden sie holen," antwortete das Kind. „Ich habe ihnen geholfen Schneeflocken schneiden.

Die Engel aber schneiten draußen unaufhörlich und schienen der Schneeflocken unseres Gretchens nicht zu bedürfen. Am nächsten Morgen war des Kindes erster Blick aufs Fensterbrett, und ganz glücklich war es bei der Wahrnehmung, daß die Papierflocken von den Engeln benutzt und „verschneit" waren.

Nicht minder anziehend als dieser innige Gottesglaube, aber noch merkwürdiger ist mir an den Kindern der lebhafte — Nationalismus.

Mein Haus ist deutsch in Sitte und Leben. Aber wir machen darüber nicht viele Worte, am wenigsten vor kleinen

Kindern. Als Erzieher bin ich der Meinung, daß es nöthig sei, den Kindern Liebe zum Vaterlande und Treue zum Landesfürsten zu lehren. Das sind Tugenden, die jeder ganze Mensch haben muß. Daß man den Kindern erhebende Bilder aus der Geschichte seines Volkes und dessen großen Männern vor die Seele führt, ist auch selbstverständlich. Nun sehe ich an meinen Kindern, selbst das kleine Gretchen nicht ausgenommen, eine glühende Begeisterung für das Deutschthum, wie ich es in früherer Zeit nicht in solcher Weise bei Kindern erfahren hatte. Es ist einerseits drollig, wenn das vierjährige Gretchen, durch das Zimmer hüpfend, hoch in der Hand das Tüchlein schwingt und ausruft: „Deutschland, hoch! Deutschland, hoch!“ Andererseits sind solche Kindesäußerungen ein merkwürdiges Zeichen der Zeit. Es ist, als ob's in der Luft läge.

Possierlich ist es, wenn's Duelle giebt.

Der Knabe hat eine sonderbare Tradition nach Hause gebracht, und da spielen die Kleinen „Studenten“.

„Du mußt mich anrempeln!“ befiehlt der Hans dem Greterl.

„Nein,“ sagt dieses, „Du mußt mich anrempeln!“

Endlich giebt sich Eines dazu her, streicht am Anderen absichtlich ein wenig mit dem Ellbogen an oder mustert es mit dem Blick vom Kopf bis zum Fuß, oder haucht ihm gar ins Gesicht. Darauf folgt die Forderung. Sie gehen los. Mit Pappendeckel-Säbeln! Voll grauenhaften Muthes wird gekämpft, und das Greterl steht an Ritterlichkeit dem Knaben nicht nach. Wird Eins mit der Waffe des Gegners am Rockärmel berührt, so muß es umfallen. Einmal stürzte der Knabe so unglücklich, daß sein hinterer Theil gegen Himmel gekehrt war. Diese Stelle benutzte ich, um entgegen aller Mensur-

regeln mit birkener Klinge Einiges dranzusalzen und so die Erhabenheit des Augenblickes schnöde zu profaniren.

Unser sonst so sanftes Gretchen hat eine merkwürdig schneidige Art, wenn es gilt, sich zu vertheidigen. Das bei den meisten Kindern scharf ausgeprägte Rechtsgefühl ist auch in diesem Kinde. Da es mit seinem zarten Leiblein sich doch nicht recht wehren kann, so wehrt es sich rheteorisch. In welcher Weise, davon zwei Beispiele.

Eines Tages lag ich auf dem Sopha, mein Gretchen stand am Kopfende und strählte mir das Haar.

„Ich fühle mich heut müde und weiß nicht warum,“ sagte ich zur Mutter. Redete das Gretchen dazwischen: „Bist schon groß, Vater, und weißt es nicht? Große Leute wissen ja Alles.“

„Kleiner Naseweis!“ versetzte ich, „mehr weiß ich schon wie Du.“

„Wir wollen sehen,“ antwortete das Kind. „Ich will Dich fragen. Sage mir einmal, Vater, warum das Bild einen Rahmen hat?“

„Weil der Rahmen zum Bild gehört,“ war meine Antwort, von der es auch befriedigt schien. Dann blickte es auf einen Blumenstrauß, der vor dem Spiegel stand, und fragte: „Ist der Gott auch in den Blumen?“

„Ja freilich, mein Kind.“

„Warum ist der Gott auch in den Blumen?“

„Weil er überall ist.“

„Ist der Gott auch in den Blumen, die im Spiegel sind?“ fragte die Kleine. Ich fürchte, Ihr glaubt mir nicht, aber ich versichere, daß das vierjährige Kind aus sich selbst und ganz in dieser Reihenfolge die Fragen stellte und mit der letzten, die einem Philosophen alle Ehre gemacht hätte,

mich in die Enge trieb. Wenn Gott überall ist, so sollte ich nun sagen, ob er auch in den Blumen wäre, die gar nicht sind, sondern sich nur spiegeln!

Ein helles Auflachen von mir und meinem Weibe war die Antwort. Das Mädchen schaute verblüfft drein: was es denn da zu lachen gebe? Es wollte mich ja auf meine gerühmte Weisheit prüfen. „Also weißt Du mehr, als ich?" fragte es.

„Ja," war die Antwort, „ich weiß, daß Du ein loser Schnabel bist."

Einen Augenblick besann es sich, ob es den „Schnabel" auf sich sitzen lassen könne, denn Gretchen ist in Bezug auf ehrenrührige Bezeichnungen sehr empfindlich. „Schnabel ist keine Schande," sagte es endlich, „die lieben Vöglein haben auch Schnäbel."

Ein anderesmal verwendete es seine Schlauheit für einen praktischen Zweck.

Händel hatte es gegeben zwischen dem Mädchen und dem Knaben, und bei mir lief die Klage ein, daß Greterl den Hans einen „Mistbuben" geheißen habe. Das Gericht begann. Leugnen eines Anlasses hier, Leugnen der Thatsache dort. Ich kam nicht ins Klare, vermuthete aber, daß das Mädchen der Hauptschuldige sei, und stellte ihm vor, wie der Bruder stets so gut und brav wäre gegen sein Schwesterlein. Darüber war es indignirt. Mit vor Erregung geröthetem Gesichte und mit zuckenden Aeuglein stellte es sich in die Mitte des Zimmers und, halb gegen mich, halb gegen den Ankläger gewendet, sprach es mit vor Gereiztheit fast zitternder Stimme: „Ich? das könnte mir im Traum nicht einfallen, einen so guten, braven Bruder Mistbuben zu schimpfen!"

Der kleine Hans wurde ob dieser unverschämten Wendung ganz blaß vor Empörung. Er brachte kein Wort hervor,

mit geballten Fäusten stürzte er in einen Winkel und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Nun standen wir uns eine Weile gegenüber, das Gretchen und ich, und schauten uns an. Das wurde dem Kinde unheimlich. — „Ich habe ihn schon so geheißen," gestand es endlich kleinlaut, „aber da ist er nicht der gute, brave Bruder gewesen, da ist er der schlimme Bruder gewesen."

An der Befangenheit merkte ich, daß das Kind über die Rechtschaffenheit dieser Schwenkung selbst nicht ganz im Klaren war.

„Was wirst Du jetzt thun, Gretel?" fragte ich streng.

Da ging es hin zum Knaben, kniete vor ihm nieder, streichelte seinen Arm und flehte: „Lieber Bruder, sei wieder gut auf mich!"

Der Bruder trägt nie etwas nach, und so war im Augenblick das beste Verhältniß wieder hergestellt.

Kraus wird die Sache, wenn Phantasie spielt und sich mit der kindlichen Einfalt verbindet. So zeigte mir Gretchen einmal an seiner Hand einen kleinen Ritz und behauptete, die Mariel hätte es gekratzt. Mariel, so hieß die Puppe eines fremden Mädchens.

„War die Mariel denn da?" fragte ich.

„Nein, da war sie nicht."

„Nun, wie hat sie Dich denn kratzen können?"

„Weißt Du was? Sie hat eine sehr lange Hand, und die hat zum Fenster hereingekratzt."

Diese Hand hätte allerdings sehr lang sein müssen, denn wir wohnen im dritten Stock.

Ich machte das Kind scharf auf die Unwahrheit aufmerksam, die es da gesagt habe.

„Ja!" rief die Kleine lebhaft, „es kann auch nicht sein. Aber der Krampus hat auch eine lange Hand und der greift vom Ofen herab in der Nacht und nimmt mich bei der Nase, wenn ich nicht schlafen will."

Nun stellte es sich heraus, daß die Kindsmagd dem Kinde, wenn es nicht schlafen wollte, mit langen Händen drohte, die zu allen Fenstern und aus allen Winkeln greifen. Und nun frage ich Euch, Ihr Großen, ob Ihr in der Nacht schlafen möchtet, wenn jeden Augenblick ein gespenstischer Arm herangreifen und Euch bei der Nase nehmen könnte? Nehmt Euch lieber selber bei der Nase und denkt daran, was ein Kind, das treuherzig Euch jede Narrheit glaubt, leiden muß. Denn was Ihr dem Kinde oft nur aus Vorwitz sagt, das wird in seinem kleinen Haupt zur Wirklichkeit, manchmal zu einer grausenhaft quälenden Wirklichkeit. Mir war's nun klar, warum das kleine Gretchen im Schlafe manchmal so kläglich wimmerte und schluchzte. Die Spukgeschichten der Magd trieben ihr Unwesen in der zarten, hilflosen Seele des Kindes.

Man weiß nicht, welches Unglück man einem Kinde manchmal durch eine dumme oder gewissenlose Magd aufbürdet. Es ist auch schwer dahinterzukommen, denn Mägde wissen auf das Kind großen Terrorismus zu üben, so daß es seine Bedrängniß vor den Eltern geheimhält. Ich möchte mich auch kaum entschließen, das Kind zu belehren, mir Alles, was ihm an der Magd mißfällt, zu hinterbringen, dadurch erzieht man Spitzelnaturen, „Schirgteufel" und „Klagfiste," wie unser Volksausdruck lautet. Es ist auch nicht zu rechtfertigen, wenn in der Schule der Lehrer Kinder aufstellt, die während seiner Abwesenheit aufzupassen und ihm dann die Sünden der Anderen anzuzeigen haben. — Denuncianten machen.

Meine Kinder haben der Magd gegenüber eine Form der Selbsthilfe gefunden, die mir besser gefällt als das Verklagen, und zwar für Fälle, wo sie selbst in Gefahr stehen, verklagt zu werden. Ist während der Eltern Abwesenheit die Aufführung tadelhaft, so droht die Magd mit dem: „Ich sag's dem Vater!"

„Macht mir nichts," sagte die Kleine da einmal, und als ich nach Hause kam, eilte sie mir entgegen, zeigte mir rasch und offenherzig die Fehler an, die sie begangen hatte, und als wir miteinander fertig waren, ging sie zur Magd und sagte: „Johanna, jetzt verklage mich!"

Es war Bosheit in der Sache, seither aber ist die freimüthige Selbstanzeige Brauch, und die Kinder nehmen dabei ihren Vortheil wahr. Die Rügen oder Strafen sind in Folge der freiwilligen Beichte wesentlich gelinder.

Die Kinder werden — und das ist mein fester Glaube — mit sittlichen Anlagen geboren. Wie lebhaft ist gerade bei Kindern von 3 bis 6 Jahren der Gerechtigkeitssinn! Geschieht in unserem Hause Jemandem scheinbar etwas Schlimmes, alsogleich stellt sich das kleine Gretchen als dessen Anwalt auf, und selbst wenn es unmittelbar früher mit ihm in Hader gestanden. Meine Frau macht sich manchmal des Kindes wegen den Spaß, mir die Hand kräftig auf die Achsel zu legen. Sofort richtet sich die Kleine mit Entfaltung ihres ganzen Ernstes auf und stellt die Mutter zur Rede ob des Schlages. „Was hat Dir der Vater gethan?" fragt sie.

Sagte die Mutter einmal: „Warum vertheidigst Du immer nur den Vater, und nicht auch mich?"

Antwortete das kleine Wesen: „Vater und Mutter, ich habe Euch Beide gleich lieb. Und wenn Dir vom Vater etwas geschieht, so werde ich Dich vertheidigen. Aber jetzt

hast Du dem Vater etwas gethan. Warum? Ich will es wissen!"

„Es war ja nur Spaß, mein Kind."

„Und weiß es der Vater, daß es Spaß war?"

Schwer ist die Kleine zu beruhigen, dann aber nimmt sie mich um den Hals und küßt mich, nimmt die Mutter um den Hals und küßt sie und ist sehr besorgt, daß sie in ihrer Liebesbezeugung keines von Beiden benachtheile.

Dagegen ist sie sehr empfindlich, wenn ihr die ihr zukommende Zärtlichkeit vorenthalten bleibt. Wird beim Fortgehen einmal vergessen, ihr die Hand zu reichen und das „Behüt Dich Gott, Greterl!" zu sagen, so kann sie in ein schmerzliches Weinen ausbrechen und ist stundenlang traurig. — „Wie soll mich denn der Gott behüten," schluchzte sie einmal in sich hinein, „wenn es der Vater nicht gesagt hat!"

Damit nun der Beispiele genug.

Wenn mein Gretchen nach Jahren diese Zeilen lesen sollte, da müßte es sich sinnend fragen: „War es denn wirklich so? Bin ich so einmal gewesen?" — Da wird es Heimweh haben nach der Kindeszeit. Es geht ja auch mir so. Und wenn ich manchmal in der Irre bin, und es können mich die Freunde nicht weisen und es können mich die Weisen nicht befreunden, und ich stehe im Wirrwarr dieser Welt allein — so wende ich mein Angesicht zurück gegen das Sonnenland meiner Kindheit, oder ich trete — was mir freilich noch näher ist — in die Stube meiner Kinder ein, und habe Alles wieder, und es kommen mir die Kinder groß und die Erwachsenen klein vor, und Alles auf Erden scheint mir nichtig und kindisch, was — nicht des Kindes ist.



Kleine Bilder und Schwänke.

Der Welschenfresser.

Wenn Jemand es vermag, den ewigen Weltfrieden herzustellen, so sind es die Weiber. Sie, die in Allem das Gegentheil des Mannes sind. Der Mann hat den Krieg in der Weite und will den Frieden zu Hause. Das Weib liebt den Krieg zu Hause, folglich muß es den Frieden draußen wollen.

Von der Menschenliebe sprecht Ihr, die den Frieden bringen soll. Ich habe in dieser Sache nicht allzugroße Hoffnung auf die Liebe, es müßte denn die Liebe zwischen Mann und Weib sein. Die kann Alles. Allerdings, wenn ein französischer König z. B. eine deutsche Prinzessin ehelicht, so werden darum den beiden Völkern die Schwerter nicht verrosten in den Scheiden. Besser ist's aber, wenn die Völker untereinander heiraten.

Der junge Rösselwirth in Bozen oder sonst irgendwo in Südtirol hat die Italiener nicht leiden mögen. Diese „Katzelmacher“, diese „wellischen Polentasäck'“, wie er sie geheißen hat, auch andere Namen hat er ihnen gewußt und gerade die Zähne hat er dabei allemal zusammengebissen, als

hätte er schon so einen schwarzbraunen Lombardiner zwischen den Kiefern. Er mochte das vom Neunundfünfziger Feldzug her haben, den er mitgemacht. Ihm selber war nichts geschehen, aber er hatte ihrer Etliche niedergeschossen und gestochen bei Magenta, und darum haßte er sie so laut, daß nicht etwa eine innere Stimme zu Worte käme. Sie nannten ihn den Welschenfresser.

Da fuhr der Rösselwirth eines Nachmittags nach Trient hinab und geschah es ihm, daß er sich dort in eine Italienerin verliebte. Sie war mit ihren Eltern — wohlgesessenen Patriciern aus einem Dorfe bei Verona — dort auf der Sommerfrische. Fürs erste meinte der Rösselwirth, es sei gar nicht möglich, daß sie eine Welsche wäre, sie schaute ihn mit ihrem nußbraunen Auge so sanft und treuherzig an. Können denn die Italienerinnen auch sanft und treuherzig schauen? Fürs zweite glaubte er, sie spräche deutsch, weil er nicht italienisch gelernt hatte und sie doch verstand. Oder kann man auch fremde Sprachen verstehen, wenn sie nur ein herzliebes Wesen spricht? Fürs dritte — er hatte wohl gehört, daß die Italienerinnen gut küssen können — aber so etwas hatte er sich nicht vorgestellt. Alle Wonnen des Südens strömten über sein Herz, und sie wiederum schien seinem deutschen Wesen wohl geneigt zu sein.

Drei Monate später führte der „Welschenfresser“ die schöne Italienerin in seine ehrwürdige Vaterstadt Bozen ein.

Es kommen derlei Verbindungen nicht just selten vor und von Jahr zu Jahr häufiger. Und eine solche Allianz — nicht zwischen Fürsten und Fürsten, sondern zwischen Völkern und Völkern — wäre die heilige Allianz. Meint Ihr nicht?

Ein paar Buben sind heute da von diesem Rösselwirthspaar. Prachtkerle! Die deutsche Kernhaftigkeit und die roma-

nische Frohsinnigkeit ist in ihnen. Ich vermuthe, sie erzeugen ein Geschlecht nicht von Deutschen oder Italienern, sondern von Menschen.

Bei der Kartenlegerin.

„Einen Mann kriegst, feines Dirndl! Heiraten wirst!“ — Für einen Sechser kann man ihr das schon sagen, denkt die alte Kripphuberin bei sich. Weiter weiß ich nichts. Als ich einst bei der Kartenlegerin vorgesprochen, fielen die Blätter so, daß sie mir sagte, ich hätte einen bildsauberen Schatz — das wußte ich aber schon — und zwischen diesem Schatz und mir liege der Herz-Neuner, also die brennheiße Lieb'. Das wußte ich ebenfalls. Aber hinter der Jungfrau sei der Eichel-bub gefallen, das bedeute Gefahr, und über dem Buben sei das Schell-Aß: Falschheit, und daneben habe sich der Grün-Siebener eingestellt: Verdruß, und ich solle mich in Acht nehmen und meinen Schatz mit Zärtlichkeit hegen, sonst könne er mir untreu werden!

„Aber Mutter Kripphuberin, das nennt Ihr wahrsagen?! Das kann ich auch.“

„Schau, da ist der Prahlhans, der Schell-König. Kennst ihn?“ so fragte mich die Alte, indem sie Blatt um Blatt vor mir auf den Tisch legte. „Und der Grün-Achter: das Wirthshaus! Und die Eichel-Dirn daneben! Junger Herr, wenn das Dein Schatz erfährt! Oho, der Grün-Ober! Mit einem hohen Herrn wirst zu schaffen kriegen. Etwan doch kein geweihter? Das wär' nichts Gutes; das wollen wir uns fürs End' aufsparen. Der Kaiser wird's sein. Richtig, der Schell-Unter! Soldat wirst, da schau her! Und was für ein sauberer Soldat! Der Eichel-Siebner: Geld kriegst! Der

Herz-Zehner: ein gutes Herz hast. Der Grün-Unter: ein armes altes Weibel fällt in Deine Nachbarschaft. Ein so viel armes Weibel, kann sich kein Brot mehr verdienen, will essen, was es nicht hat, und muß sagen, was es nicht weiß... Schau, wie brav! Den Beutel thust auf! Vergelt's Gott!"

Wer hätte das Unherz gehabt, diese schalkhafte Wahrsagerin Lügen zu strafen?

Schlimmer hätte es ausfallen können, als eines Tages zwei Freundinnen, die insgeheim einen und denselben Burschen gern hatten, zur Kripphuberin kamen; sie wären heute just gut aufgelegt, und sie wollten einen Spaß haben und sich die Karten aufschlagen lassen. Die Alte war dorfkundig und wußte das Geheimniß, denn Lieb' und Feuer läßt sich nicht verbergen. Sie war auch seelenkundig, wie es einer Sibylle ansteht, und die Karten fielen so, daß dem Herz-Buben die Schell-Jungfrau in die Nähe kam und daß die Herz-Jungfrau ganz ausblieb.

„Die Schell bin vielleicht ich!" flüsterte die Josefa.

„Ich glaube nicht," versetzte die Barbara.

„Jagt Euch nicht drum," belehrte die alte Frau, „dem Herz-Buben ruckt der Grün-Siebener bei: er denkt an eine Andere. Das ist auch Einer, der die Kirschen nicht mag, die ihm in den Mund hängen, und seinen Hals wagt für die am höchsten Wipfel."

„Leicht zu begreifen. Weil die herunten nicht reif sind," sagte die Aeltere.

Die Jüngere sagte nichts. Sie schaute vor sich hin und hatte ein feuchtes Auge.

„Jetzt kann ich mir's schon denken, welche er nimmt," grinste die Kartenlegerin.

„Ich kann mir's auch denken," rief die Aeltere, die Barbara, überlaut: „Da, gute Kripphuberin, da hast was." Einen Sechser gab sie.

„Schön, vergelt's Gott, Dirndl."

„Die Josefa giebt Dir eh nichts!"

„Oih!" jauchzte die Alte auf, „die giebt mir noch mehr!"

„Ich will von so närrischen Sachen nichts wissen," hauchte die Josefa und schlich traurig davon. Wie die Karten gefallen, das war ihr Eins; sie hatte nun die Ueberzeugung, wie zangenfest ihre Freundin an dem Michel hing. „Stückweise müßtest mich herabreißen von meinem Liebsten!" hatte einmal Eine gesagt; auf die Barbara paßt's. Raufen, um den Mann raufen, das will die Josefa nicht. Der Michel wird sich auch lieber der Schneidigen zuwenden. Er mag's thun, im Gottesnamen: ihr — der Josefa — ist das kecke Wesen nicht gegeben.'

So dachte das Dirnlein und ging weinend davon und hat sich nach dem Burschen nicht mehr umgethan.

Das fiel aber dem Michel schon am nächsten Sonntag auf. Die Barbara ist so nah bei der Hand und so munter und flink, wenn er bedient will sein. Die Josefa ist nirgends zu sehen.

„Will doch einmal gucken nach ihr!"

Er suchte sie und fand sie nicht; da ward sein Wunsch, sie zu sehen, noch lebhafter. Er fand sie auch am zweiten Sonntag nicht; da ward er zornig. „Will sie mich etwan foppen! Thut sie sich etwa einen Haderlumpen an?! Kreuz-Himmel-Hagelstern, ich versteh' keinen Spaß!"

Am dritten Sonntage schrie in ihm die gewaltige Liebe auf.

Bis in ihrer Mutter Hütte mußte er dringen, um sie zu sehen. Und wenn so ein junger, hausgesessener Mann, wie es der Michel war, einmal in der Mutter Hütte eindringt, so sagt er auch, warum.

Wie Wachs ans heiße Eisen, so schmiegte sich Josefa, schluchzend vor Glück, an seine Brust.

Als sie nach sechs Wochen in bräutlicher Paarung zur Kirche schritten, hockte an der Lindenbank die alte Krippshuberin. Mit zitternder Hand nestelte die Braut etwas Silbernes aus dem Sack und reichte es dem Weiblein. „Ich hab's gesagt," lächelte dieses, „die Josefa, die giebt mir noch mehr. Vergelt's Gott an Deinem Mann und an Deinen Kindern!"

Sie war bisher eine gute Wahrsagerin — es steht zu hoffen, daß sie's auch mit diesem Spruche bleibt.

Der gestohlene Nachtwächter.

Jonathan Bisamsteiger war ein Mann, der sich den Schlaf verdorben hatte. Als Knabe, da war er mit lustigen Gesellen in den Nächten auf den Gässen und Plänen von Abelsberg herumgestrichen, hatte gesungen, gejohlt, und allerhand Schabernack getrieben. Als Bursche umkreiste er lauernd wie ein hungeriges Füchslein die Häuser und Höfe, in welchen er junge Maidlein wußte und schlich wohl auch zu den Fenstern, um hineinzuflüstern, daß zu einem guten Schlaf auch ein süßer Traum gehöre — ein zweispanniger Traum, den man allenfalls auch zum Lotteriesetzen brauchen könne. Als gesetzter Mann hernach saß der Jonathan Bisamsteiger die Nächte über mit Anderen in den

Wirthshäusern von Oberabelsberg, rauchte Tabak, durchblätterte die Zeitungen, beguckte in den Tingl-Tangl-Witzblättern die papiernen Weibsbilder, mit denen er fürlieb nehmen mußte, seitdem seine Zeiten schlecht geworden, dann spielte er Karten und trank gewässerten Wein.

Und als in diesem Orte der Nachtwächter mit Tod abging, da wählten sie den Jonathan Bisamsteiger zur Fürsehung von Oberabelsberg. Denn der war das Nachtwachen gewohnt. Jonathan nahm die dunkle Ehrenstelle um so lieber an, als er sein Gewerbe — er war Drechslermeister — ohnehin aufgeben mußte. Er fand, daß sich bei seiner Arbeit alles so wunderlich mit ihm herumdrehe, was er für ein Symptom einer bevorstehenden Krankheit hielt. Der Arzt gestand ihm mit einer manchen Aerzten eigenen Rücksichtslosigkeit, daß es gar kein Mittel gebe, bei einem Drechsler dem Herumdrehen zu steuern; sollte sich's aber auch inwendig im Kopf drehen, so könne man es einmal mit dem Schlafen versuchen. — Das Schlafen? Das Sichausschlafen soll gut sein? ja wann soll der Mensch, der den ganzen lieben Tag arbeiten muß, denn schlafen?

Darum also war ihm das Nachtwächteramt wie angegossen, nun konnte er einmal nach Herzenslust nachtwachen, sich tagsüber ausschlafen und doch einen braven Bürger vorstellen. Er ging bei jedem Stundenschlag durch die Gassen von Oberabelsberg und rief mit dem üblichen Spruch die Stunden aus. Die übrige Zeit saß er im Wirthshaus. Da ihm jedoch bedeutet wurde, daß er die ganze Nacht im Freien sein müsse, um die Gebäude zu bewachen, damit die Inwohner ruhig schlafen könnten, that der gute Jonathan Bisamsteiger dar, daß er über die Mission eines Nachtwächters seine besondere Meinung habe. Wenn das Feuer erst einmal

zum Dach herausschlage, sei es zu spät, man müsse es bei seinem Entstehen im Innern der Häuser ersticken. Besonders beunruhige ihn die Wirthschaft in den Schenken, wo man noch spät Nachts bei den Spirituosen mit Feuer und Flamme herumhantire. Er könnte die Verantwortung nicht übernehmen, diese gefährlichen Orte ohne Aufsicht zu lassen. — Ebenso sei es auch mit den Dieben. Auf der Gasse erkenne man den Dieb nicht; das Recht, mit einem schweren Bündel im Freien herumzuhuschen, habe Jeder, auch der ehrlichste Mann, da könne man Keinen anhalten; auf frischer That müsse man den Dieb erwischen und die frische That verübe er doch in der Regel im Innern der Häuser. — In den Häusern also sei der wahre Wirkungskreis des Nachtwächters. Den Oberabelsbergern war eine solche Auffassung etwas ganz Neues, und weil sie schon einmal verrottete Leute waren, so blieben sie bei dem alten Schlendrian: der Nachtwächter habe die Nacht über auf der Gasse zu sein und der Controle wegen die Stunden auszurufen.

Der Jonathan fügte sich also. Er that sich in seinen langen Mantel, nahm Speer und Laterne, wie sich's für seinesgleichen gehört, und durchkreuzte das nachtschlafende Oberabelsberg. Außer, daß sein Abends mit Sorgfalt gefüllter Schnapsplutzer, den er mit sich trug, oft vorzeitig hohl wurde, bemerkte er nie etwas Verdächtiges. Hingegen trat ihn nun mehrmals etwas an, was ihm früher in der Nacht nie passirt war, er wurde schläferig. Wenn er so an den stillen Häusern vorbei ging und sich sagte: da drinnen schlafen sie, und da drinnen schlafen sie auch, und ringsum schlafen sie — da wollten ihm selber die Augen sinken.

Und in einer schwülen Sommernacht, da Alles wiederum so schlafend und schläferig war, dachte der Nachtwächter:

Heute ist die Nacht vor Maria Magdalena. Jetzt hat's schon seit Gedenken nicht mehr gebrannt in Oberabelsberg, und ist auch kein Raub und Diebstahl vorgekommen. Ich habe mein Lebtag nichts davon gehört, daß gerade die Nacht vor Maria Magdalena besonders gefährlich sein soll. Warum sollte just heut'. was geschehen? Da komme ich eben zu des Fleischhauers Wagenhütte; da steht der Kälberwagen d'rin, ist hübsch mit Stroh gepolstert — und da lege ich mich jetzt hinein.

Nun hat man allerdings auch nie was davon gehört, daß in der Nacht vor Maria Magdalena sich Nachtwächter gerne in die Kälberwägen legen — aber unser Jonathan Bisamsteiger lag d'rin, tief ins Stroh gewühlt und tief in den Schlaf gesunken.

Un in derselben Nacht war's, daß zwei Strolche durch Oberabelsberg schlichen und umherspähten, ob es nicht irgendwo was zu stibitzen gäbe. Vor dem Nachtwächter hatten sie Angst, da sie diesen aber nirgends wahrnahmen, so wurden sie dreister und überlegten, ob sie von den Wägen, die unter einem Dachvorsprung des Fleischerhauses standen, nicht die Räder, oder wenigstens die Riemen und Eisenbeschläge herablösen sollten. Schließlich einigten sie sich darüber, daß eine solche Arbeit mitten im Ort zu gefährlich sei, daß sie lieber einen ganzen Wagen fortziehen wollten, um im nächsten Wald die verwerthbaren Dinge gemächlich herabzukriegen oder vielleicht in einem Nachbarorte den Wagen zu verkaufen.

So packten sie den Kälberwagen an und rollten ihn zum Dorf hinaus und in den nächsten Wald. Im Walde hielten sie plötzlich still, dem Einen war vorgekommen, als hätte im Stroh des Wagens etwas geknistert.

„Wenn gar noch ein Kalb drin steckte!“ rief der Andere in einem Anflug von kühnster Hoffnung. Da sprang schon der

Jonathan hervor — der Nachtwächter — und die Strolche ergriffen voll Entsetzen die Flucht.

Der Jonathan wußte sich die Sache gar nicht zu reimen, wieso es denn kam, daß er in diesem Wagen liege und daß der Wagen in einem nächtigen Wald stünde. Allmählich entsann er sich aber, daß er der Nachtwächter von Oberabelsberg sei, daß er sich als solcher einmal in einen Kälberwagen gelegt habe und daß er nach den unzähligen schlaflosen Nächten seines Lebens endlich in einen so tiefen und langen Schlaf gesunken sein müsse, bis im Lauf der Zeit ganz Oberabelsberg um ihn herum zerfallen und auf der Stelle des Ortes grüner Wald gewachsen sei. In einer Sage vom Untersberg war's einem Ziegenhirten fast ähnlich ergangen, und so ein Jahrhundertlein ist auf ja und nein vorbei, wenn man gut schläft.

Ein paar Bürger von Oberabelsberg, die frühmorgens des Weges kamen und Wagen und Wächter hier fanden, waren anderer Meinung; sie wußten, daß Oberabelsberg noch ganz fest stehe, und der löbliche Gemeinderath dieses Ortes sagte Folgendes: Ein Nachtwächter, welcher gestohlen werden kann, ist in der That ein Nachtwächter, der uns gestohlen werden kann!

Der Kälberwagen ist zurückgezogen worden, der Jonathan Bisamsteiger nicht. Wer einen Nachtwächter braucht bei Karten, Wein oder Weib — er ist zu haben.

Wie der ungerechte Sechser den Geldbeutel ausgeraubt hat.

Der Einleger Migelbrunner war ein sparsamer Mann. Darum hatte er trotz seiner Armuth stets einen vollen Beutel.

Es waren zwar nur Sechser und Kreuzer drin, aber endlich sind ja auch die Millionen der Reichen aus Kreuzern und Sechsern zusammengesetzt.

Eines Tages hatte der Migelbrunner mit dem alten Schneider-Wasel ein kleines Geschäft in Gewandtausch, oder so etwas, wobei der Migelbrunner dem Wasel um einen Sechser zu wenig herausgab; der Wasel bemerkte es nicht, der Migelbrunner aber dachte: Wenn er's nicht wahrnimmt, um so besser, kaufe ich mir um den Sechser ein Glasel Schnaps, den ich auf sein Wohl trinke.

Der Wasel nahm den Abgang nicht wahr, der Migelbrunner trank den Schnaps und in der folgenden Nacht kamen die Scrupel. – Hat er's gestern nicht wahrgenommen, dachte der Migelbrunner, so kann er's heute wahrnehmen und er kommt zu mir und fordert den Sechser. Der ist aber verthan. Im Gottesnamen, so werd' ich ihm halt von meinem Geld geben. Der Migelbrunner wartete den ganzen zweiten Tag auf den Wasel, der seinen Sechser zurückfordern würde, er hatte das Geldstück schon vorbereitet, um es herzugeben, allein der Wasel kam nicht und da dachte des Abends der Migelbrunner: Auch das Stück ist so viel wie gewonnen und ich will mir davon auch heute ein Glas Schnaps kaufen.

Er that's und in der darauffolgenden Nacht hatte er neuerdings Gewissensbisse. — Der Wasel ist arm, er wird den Abgang des Sechsers sicher noch bemerken, um den ich ihn betrogen, er kann mich verklagen und ich werde das Stück doch noch zurückgeben müssen. Am besten, sogleich den Sechser, der so viel als verloren ist, aus dem Beutel fangen und in Bereitschaft halten.

Aber der Wasel kam auch am dritten Tag nicht und so meinte der Migelbrunner den in Bereitschaft gehaltenen, doch

nicht abgeholten, daher soviel als neu gefundenen Sechser wieder an Schnaps vertrinken zu dürfen.

So ging's einige Zeit fort, der Migelbrunner trank Schnaps, hatte Gewissensbisse und Furcht, der Betrogene würde sein Geldstück zurückverlangen, bereitete es immer neu vor und vertrank es dann, als etwas immer neu Erspartes. Der Schnaps wurde von Tag zu Tag süßer und unentbehrlicher, endlich trank er ihn jeden Tag, ohne weiter nachzudenken, bis sein Geldbeutel allmählich zusammenschrumpfte und zuletzt ganz leer war.

Das ist die Geschichte vom ungerechten Gut und so hat der ungerechte Sechser den Geldbeutel ausgeraubt.

Ein Reiseabenteuer.

Ich bin — so erzählte Jener — meines Zeichens Naturfreund und doch zweiundvierzig Jahre alt geworden, ohne eine Landpartie zu Fuß gemacht zu haben. Das Leben hat unvermeidliche Gefahren, wozu sich noch muthwillig in vermeidliche stürzen! Ich habe ohne Begleitung niemals eine Fußpartie im Gebirge gemacht; wenn Einer in einer Bergschlucht von Raubkerlen angefallen, stumm gemacht und in den Graben geworfen wird, wer giebt was dafür? Wird nicht Jeder sagen: Hat er's noth gehabt, daß er allein gereist ist? Ich danke schön. Zwar kann man häufig hören, im einsamen Hochgebirge sei es weit sicherer zu wandern, als etwa in belebten Gegenden, in der Umgebung von Städten. Mag sein, in solchen Gegenden wandere ich eben erst recht nicht. Die persönliche Sicherheit ist doch das Erste, wenn man einen Genuß haben will. Uebrigens, wenn es d'rauf ankommt, weiß ich mich auch aus der Patsche zu schlagen!

Wenn ich in Tirol oder Oberbayern in der wohlverwahrten Postkutsche saß, voran ein Paar flinke Rösser, auf dem Bock ein kräftiger Bursche, da fühlte ich mich geborgen und konnte mich der Naturkneiperei nach Herzenslust ergeben. Doch habe auch ich die Erfahrung machen müssen, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entgeht. Nur Kopf aufrecht, das ist die Hauptsache.

Im Sommer des vorigen Jahres war's. Ich reiste mit einigen meiner Bekannten in Tirol. Während die Anderen zu Fuß durchs Land stolperten, war ich vernünftig genug, mir einen Wagen zu gönnen. So fuhr ich mit dem Postwagen durch das obere Innthal gegen Innsbruck. Es waren sonnige Tage, weshalb ich den Wagen schließen ließ, des lästigen Staubes wegen; ich war fast immer der einzige Passagier. Nur einmal fuhr ich zwei Stunden lang mit einem kranken Italiener. Ich weiß übrigens nicht, ob er wirklich krank war oder sich bloß so stellte. Ich beobachtete die nöthige Vorsicht und ist auch weiter nichts geschehen. Der Mann hat, als er ausstieg, ganz artig gegrüßt und sich, weil er mir ein bißchen auf die Zehen getreten, höflich entschuldigt.

Mit dem Postwagen kann man wohl auch in der Nacht reisen? Nu, man wird sehen.

Eines Abends spät, es war hinter Nauders, blieb der Wagen vor einem Wirthshause stehen, man kennt ja den Brauch der Postillons. Ich blieb im Wagen sitzen, und dauerte es diesmal wirklich nicht lange, bis der Kutscher auf dem Bock sein Glas geleert haben mochte und weiter fuhr. Aber nicht fünf Minuten waren wir gefahren; bei einer Straßenscheide, wo unter einem Schachen eine gemauerte Kapelle stand, hielt die Kutsche wieder still, ein Mann machte den Schlag auf und fragte mich, wohin ich reise?

„Nach Innsbruck," antwortete ich.

So müsse ich hier aussteigen, dieser Wagen gehe ins Graubündnerische. Es käme unverweilt ein zweiter Wagen nach, der mich aufnehmen würde und nach Innsbruck bringe.

„Es ist eine leidige Sache, das Umsteigen," sagte ich und suchte meine sieben Sachen zusammen; es ist gut, denn ich finde mich in Alles hinein. Dann war ich draußen und der Postwagen rollte davon.

Stand ich allein da in der finsteren Nacht und im schweigsamen Walde. Blickte um mich, sah aber nichts. Ward mir etwas ungleich. Hörte aber bald den Wagen heranrollen, der mich aufnehmen sollte.

„Ist das der Wagen nach Innsbruck?" rief ich den Kutscher an. Wurde alsbald der Schlag geöffnet und ich sammt meinem Reisegepäck hineinexpedirt. Dann ging's rasch voran. Ist gut, dachte ich.

Als wir etwa eine Stunde gefahren waren — diese Kutsche war auch wesentlich kümmerlicher als die erste gewesen — merkte ich, daß der Weg immer holperiger und armseliger wurde. Das fährt sich nicht wie eine Landstraße in die Hauptstadt. Ein paarmal rief ich durch das Fenster dem Kutscher zu, ob wir nicht bald in den nächsten Ort kämen, ich sei müde und wolle übernachten.

Der Kutscher brummte etwas Unverständliches und es rasselte und holperte weiter. So viel ich bei Sternenschein sah, wir kamen immer tiefer in eine Wildniß hinein; links war ein steiler, hoher Berg, rechts tiefer Abgrund, aus welchem ein wildes Wasser herauf rauschte. Plötzlich stand der Wagen still, ganz als ob er im Steingerölle, welches vom Berge niedergegangen, stecken geblieben wäre. Sachte wurde der Wagenschlag aufgemacht, davor standen etliche

baumstarke Männer, wovon der Eine mich artig um meine Geldtasche und andere Werthsachen anging.

„Postillon!“ wollte ich rufen, aber die Stimme blieb in der Kehle stecken wie eingerostet. Es war aber bloß Klugheit. Nichts gefährlicher bei dergleichen Ueberfällen, als Schreien.

Der Postillon würde mich nicht hören, bedeutete der Mann, ich hätte den Postwagen ja längst verlassen, um mich dieser Kutsche zu bedienen, die mir ihrerseits zur Verfügung gestellt worden. Sie hätten schon gehört, daß ich mich auf meinen Touren vor Räubern fürchte und daraus geschlossen, daß ich Geld bei mir haben müßte. Ich möge weiter keine Umstände machen, es wäre für mich weitaus am vortheilhaftesten, wenn ich meine Sach' ruhig und vertrauensvoll in ihre bewährten Hände legte. Dann möchte ich meinen Weg zu Fuß fortsetzen, in zwei Stunden wäre ich wieder beim Inn und dann rechts, nur immer rechts halten, bis Innsbruck.

So habe ich mir gedacht: Im Gottesnamen, hier kriegt man ein Leben zu kaufen, ich kauf's. Und hab' ihnen Alles gegeben, auch den Revolver, den ich bei mir getragen und von dem sich's gezeigt, daß er nichts nützt. — Du wirst zugeben, lieber Leser, daß ich mich ganz tapfer gehalten; ein Anderer an meiner Stelle hätte sich etwa geweigert, das Verlangte auszufolgen oder hätte gar dreingeschossen. Das wäre das Unsinnigste gewesen; eben weil ich meinen Muth bezähmt, bin ich mit dem Leben davongekommen.

Wir sind hernach leidlich gut auseinandergekommen und heute freut mich das Abenteuer ganz unbändig und sollen es Kinder und Kindeskinder wissen, daß damals unter einer Räuberbande einzig nur meine Besonnenheit mich gerettet hat.

Später hat man mir aber die Freude verderben wollen. Erhielt ich eines Tages ein Packet zugeschickt — ungenannter

Absender — und darin fanden sich alle meine Sachen, die mir damals in der Bergschlucht geraubt worden, die Geldtasche, die Uhr, der Brillantring, das Taschenmesser, auch der Revolver dabei, und stak in der Mündung des letzteren ein kleiner, natürlicher Hasenfuß — was ein Witz hätte sein sollen. Und sagen meine Freunde, ich wäre gefoppt worden.

Das spricht so recht für die Art ihres Charakters. Mögen *sie* sich vielleicht mit Mummenschanz zufrieden geben — gut. Meine Sache ist das nicht. Wenn *ich* mich im Wald einmal anfallen lasse, so müssen es echte Räuber sein, und nicht falsche.

Die Sonnenfinsterniß.

Das war auf der Sommerfrische am 17. August 1887. Ich saß in einer lustigen Gesellschaft von städtischen Herren und Damen im Wirthshaus bis nach Mitternacht, denn Spätschlafengehen und Spätaufstehen, das ist der Lebenslauf der Städter. Eine fünfzigjährige Stadtdame hat in ihrem Leben nicht so viel Sonnenschein gesehen, als ein zehnjähriger Hirtenknabe. — Was ist denn auch so viel Besonderes an der Sonne? Sie müßte denn einmal vom Monde bedeckt sein, dann wäre es vielleicht der Mühe werth, nach ihr aufzublicken.

„Soll nicht,“ fragte mich plötzlich meine Nachbarin, „soll nicht jetzt bald die Sonnenfinsterniß stattfinden, von der so viel in den Zeitungen steht?“

„Allerdings, gnädige Frau, sie findet morgen Früh statt,“ war meine Antwort.

„Doch nicht schon um acht oder neun Uhr?“ fragte die Dame.

„Sie findet morgen *Früh* statt. Bereits während die Sonne aufgeht, ist sie verfinstert.“

„Das ist —?“

„Das ist um fünf Uhr.“

In der Tischecke saß ein alter Weißbart, der schüttelte sich jetzt und sagte: „Es ist eine Rücksichtslosigkeit. Es ist eine große Rücksichtslosigkeit gegen die Herrschaften, das Programm so früh anzusetzen!"

„Oh bitte!" riefen jetzt die Damen, denn sie merkten den Spott, „wir werden um fünf Uhr aus den Federn sein!"

„Sie müssen um fünf Uhr auf dem Kranzkogel sein, wenn Sie den Sonnenaufgang und die Finsterniß beobachten wollen," war mein Bescheid.

„Was wird man denn sehen, wenn's finster ist?" rief ein Fräulein aus.

„Wenn die Finsterniß bei uns eine totale wäre," docirte ich, „so würde man im Morgenroth eine mattschwarze Scheibe auffsteigen sehen, und die Scheibe hätte einen weißen Glanz. Indessen wird bei uns die Sonne vom Monde nur zu neun Zehnteln verdeckt sein, das übrige Kipfel der Sonne wird uns aber so scharf in die Augen leuchten, daß man das Ganze ohne dunkelfarbiges Glas nicht wird anblicken können."

„Was?" rief eine ältliche, umfangreiche Dame, die eine Freundin von Gebäck zu sein schien, „man sieht von der Sonne nur ein Kipfel? Das muß ich auch sehen. Um fünf Uhr bin ich auf dem Kranzkogel."

„Wenn's aber trüb ist!" warf Jemand ein.

„So wird die Finsterniß natürlich um so größer sein," sagte der alte Weißbart.

Derlei war im Wirthshause um ein Uhr Nachts besprochen worden. Dann brach die Gesellschaft auf, um — wozu sie fest entschlossen war — nach wenigen Stunden, wenn der Tag aufgeht, im Freien sein zu können.

Um halb fünf Uhr Früh stiegen wir schon den Berg hinan. Die Frauen waren etwas schwerfällig anfangs, aber

die frische Morgenluft machte sie bald munter. Es war noch starke Dämmerung. Der Himmel war vollgeschoben mit Wolkenballen. Das ist noch nichts. Vielleicht, daß sich's ausheitert, bis wir auf den Berg kommen. Um fünf Uhr waren wir oben. Es war licht geworden, aber am Himmel standen die Wolken. Wie schade! Doch Sonnenfinsterniß bleibt Sonnenfinsterniß. Siehe diese eigenthümlichen wuchtigen Wolkenballen und die schwefelgelben Ränder, die sich da und dort wie in einen röthlichen Rauch verflüchtigen. Ah! Man merkt's sofort, es ist ein anderes Licht als gewöhnlich. Die Wolken haben ein eigenthümlich finsteres Blau. Auf der Erde liegt ein matter, aber unheimlicher Schatten, die Wiesen haben nicht ihr frisches Grün, die reifen Kornfelder liegen fast fahl da, wie in einer matten elektrischen Beleuchtung. Trotzdem singt auf jedem Baumwipfel ein Vogel. Jetzt auf einmal lichtet es sich zwischen zweien Wolken, man sieht die Sonne nicht, aber ein grünlichgelber Schein leuchtet so weich, daß Alle in großer Erregung Rufe der Bewunderung ausstoßen. Der Schein verpflanzt sich auf viele Wolkenränder und legt ein sanftes, überaus liebliches Rosenlicht auf die Fluren. Der Fluß, der unten im tiefen Thale rinnt, hat ein ganz seltsames Phosphoresciren, und die Mauern des Dorfes stehen in einem geisterhaften Blaß. So auch zeigt der Rauch, der aus den Schornsteinen aufsteigt, eine eigenthümlich schillernde Silberfärbung, kurz, es ist eine so wundersame Stimmung über der ganzen Gegend, daß die Besucher des Berges sich nicht genug verwundern können.

„Finsterer habe ich mir's gedacht," bemerkte eine der Damen. Alle Anderen stimmten ihr bei.

„Der Reiz liegt ja nicht in der Dunkelheit," sagte ich, „sondern in den eigenartigen Lichteffecten.

Gegen Südosten hin ging ein Regenstreifen nieder. Der erregte Bewunderung, denn es war ein silberiger Schleier, durch welchen die Linien des Horizontes noch überaus zart und duftig schimmerten. Hoch vom Zenith schaute blauer Himmel hernieder. Und welch ein blauer Himmel! Es war der tiefste, reinste Azur. Und nun huben die Nebelränder lebhafter zu glühen an; die sich zerreißende Wolkendecke loderte an hundert Stellen, hier in grellem Feuerroth, dort in zarterem Rosaschein, und gegen Osten hin im tiefen Himmel lag ein weicher Goldton, der in seiner Lieblichkeit mit nichts zu vergleichen ist.

Da sagte eine Dame, die Solches das erstemal sah: „Es ist eigentlich ganz entsetzlich schön!"

Während sie noch das Wort sprach, stießen die Uebrigen einen Schreckruf aus, vor eitel Entzücken. Der ganze Osten war eine ungeheure Esse geworden, in welcher die einzelnen Wolkenhaufen wie Riesenkohlenstücke lagen, ebenfalls vom Feuer erfaßt wurden und in glühendem Meere vergingen. Und nun stieg in blendendem Gefunkel rein und voll die Sonne auf.

Ich warf noch einen Blick auf die Schattenspiele der Gegend, die jetzt in hellsten bunten Farben prangte. Meine Gesellschaft hatte dafür kein Auge mehr. Eine Dame sagte: „Also, die Sonnenfinsterniß wäre vorüber."

„Wie? fragte ich, „das war ja nur ein gewöhnlicher Sonnenaufgang. Die Sonnenfinsterniß — wie ich schon heute ein Uhr Früh gesagt habe — die Sonnenfinsterniß findet erst morgen statt."

Eine Reclameheldin.

Draußen in einem Landstädtchen — also erzählte Jener zum Schlusse — hielt ich eine Vorlesung aus meinen großartigen Dichtungen. Der Saal war fast leer geblieben und nach der Vor-

lesung bemerkte ein guter Freund: „Es ist eigentlich kein Wunder, Sie haben heute eine gefährliche Concurrentin."

„So?"

„Gewiß! Eine Dichterin, und das eine sehr populäre noch dazu. Sie ist da und zu der läuft heute Alles hin."

„Sie machen mich aber doch neugierig."

„Die Natur," sagte mein Freund.

„Ach die," rief ich, „lieber Freund, das ist eine Reclameheldin. Kein Mittel ist ihr zu gut und keines zu schlecht, sie läßt Keinen neben sich aufkommen. Zum Beispiel heute. Schon früh am Morgen, als die meisten Leute noch im Bette lagen — damit ihr ja Niemand zuvorkomme — begann sie ihr Treiben. Thaugeglitzer, Vogelgezwitscher, Blumenbuntscheckigkeit und anderer Flitter, dann zog sie den elektrischen Lichtballen auf, ein Effect, der bei der großen Masse seine Wirkung nie verfehlt. Später, Nachmittags, werden Sie die riesigen Wolkenplacate mit Goldrändern gesehen haben, welche am Himmelsgewölbe angeschlagen wurden, und weiß sich die Abgefeimte sogar des Placatstempels zu entziehen. Natürlich, wer ein solches Privilegium hat, für den ist es wahrlich nicht schwer, sich voranzubringen. Zudem hängen alle Blätter von ihr ab, sind von ihr subventionirt, damit sie ihren Ruhm ausposaunen sollen; Sie werden kein einziges Blatt, weder auf Baum noch auf Strauch, weder auf Zweig noch auf Blume finden, das nicht immer und immer die Natur lobhudelte. Dann das Spectakel mit Blitz und Donner. Eine Akrobatengesellschaft, wenn sie mit Trompeten, Schellen und Trommeln über den Marktplatz zieht, kann den Heidenlärm nicht machen, wie es diese famose Natur bei einem ihrer sattsam bekannten Hochsommergewitter thut."

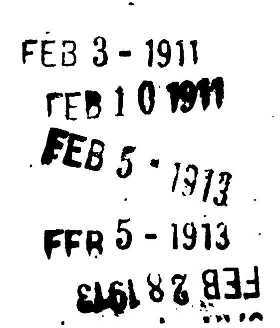
„Es ist ja bekannt," sagte mein Freund mit wegwerfender Geberde.

„Es ist bekannt, und doch jubelt ihr Alles zu und der gesinnungslose Haufen läßt sich blenden von dem hohlen Prunk. Zum Beispiel vorhin. Haben Sie dieses zinnoberrothe Abendroth gesehen? Abscheulich, sage ich Ihnen! Dann die grellen Lichtkleckse auf den Felsen und in den Wassertümpeln! Das sollte einmal ein Kunstmaler machen, Gott genade ihm vor den Recensenten! Aber natürlich, der alten Vettel ist Alles erlaubt, bei der ist Alles schön und entzückend und wunderbar, und wenn es auch das abgeschmackteste Zeug wäre. Da sehen Sie jetzt doch einmal am Himmel dieses Sternengeflunker an. Ist es nicht rein lächerlich? Und immer das Gleiche. Seit Urgroßvaters Zeiten plagiatirt sie sich in Allem Jahr für Jahr auf die frechste Weise. Dieser Frühling mit seinen schillernden Irrlichtern und seinem Vogelgekreische, dieser staubige Sommer mit seinen kindischen Knalleffecten, dieser protzige Herbst und dieser gespreizte Winter, der trotz seines Schnee- und Eisgeglitzers doch Jeden kalt läßt — lauter Plagiate!"

„Ein bißchen," sagte nun mein Freund und klopfte mir auf die Achsel, „ein bißchen spricht wohl auch der Neid aus Ihnen?"

„Aus mir der Neid!" rief ich entrüstet, „Erlauben Sie, daß ich lache. So tief sind wir gottlob noch nicht gesunken, daß wir uns nach dieser jämmerlichen Effecthascherin zu kehren hätten! Sie wird aber ihr Unwesen nicht mehr lange treiben. In unserer fortschrittlichen Zeit beginnen die Leute allmählich dieser aufdringlichen Allerweltsbase den Rücken zu kehren. Das wahrhaft Große und Außerordentliche, das echt Künstliche und Antinatürliche wird siegen. Die Natur mag noch den Bauern und Hirten ihre sauberen Stückchen vormachen und sich von fahrendem Zigeunervolke feiern lassen, in der gebildeten Welt wird sie bald unmöglich sein. — Ich sage Ihnen, Alles hat seine Grenzen und die Natur hat sich überlebt."




FEB 3 - 1911
FEB 10 1911
FEB 5 - 1913
FEB 5 - 1913
FEB 28 1913

